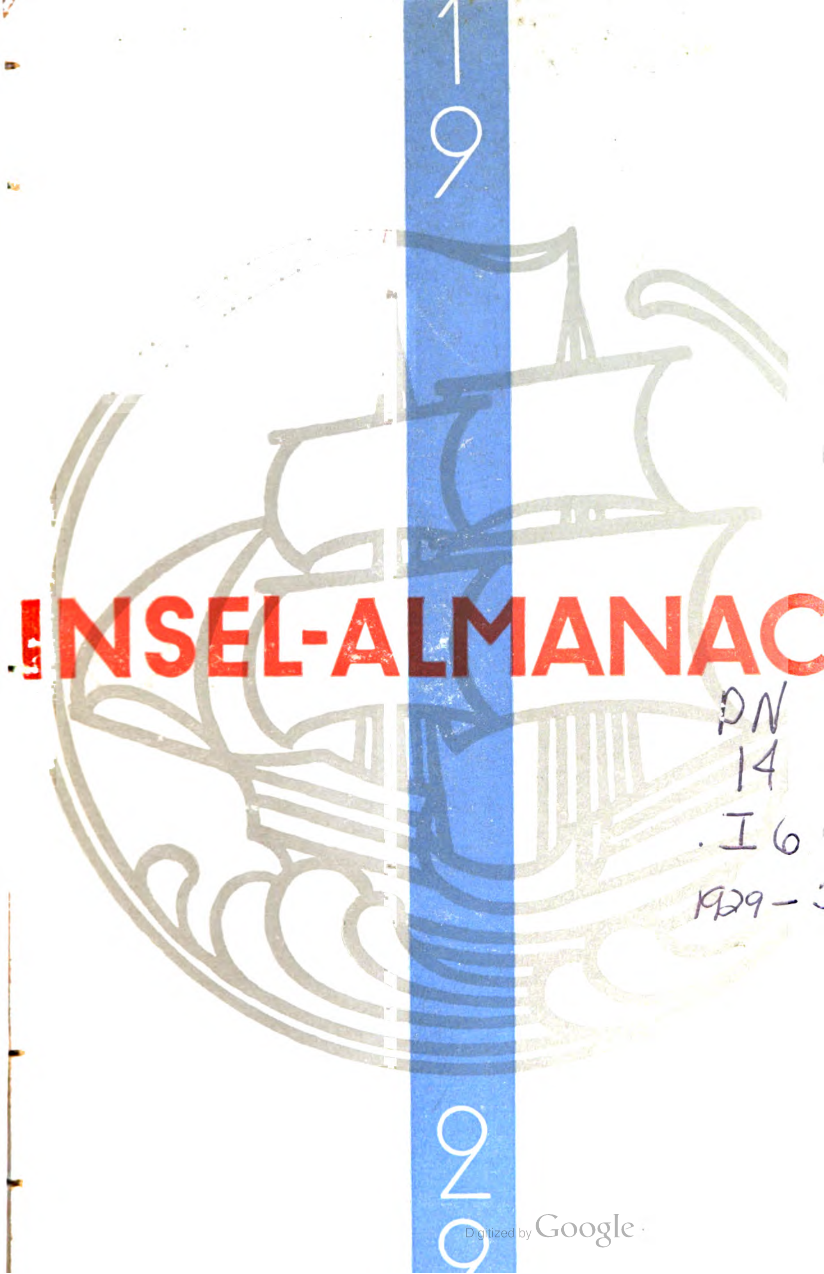





1929
INSEL-ALMANAC

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

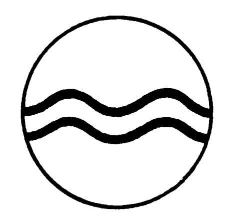
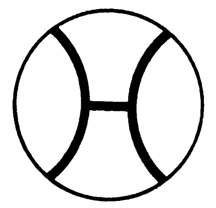
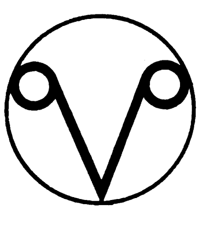
1929

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

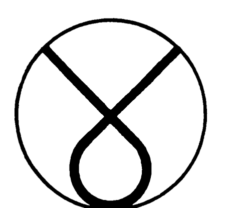
KALENDARIUM

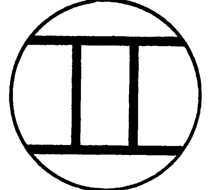
Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
und wir türmen Atom auf Atom.
Aber wer kann dich vollenden
du Dom.

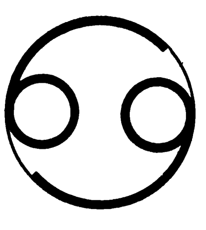
Rainer Maria Rilke

JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ
1 *Neujahr*	1 Freitag ☾	1 Freitag
2 Mittwoch ☾	2 Sonnabend	2 Sonnabend
3 Donnerstag	3 *Sexagesimä*	3 *Oculi* ☾
4 Freitag	4 Montag	4 Montag
5 Sonnabend	5 Dienstag	5 Dienstag
6 *Epiphania*	6 Mittwoch	6 Mittwoch
7 Montag	7 Donnerstag	7 Donnerstag
8 Dienstag	8 Freitag	8 Freitag
9 Mittwoch	9 Sonnabend ●	9 Sonnabend
10 Donnerstag	10 *Estomihi*	10 *Lätare*
11 Freitag ●	11 Montag	11 Montag ●
12 Sonnabend	12 Dienstag	12 Dienstag
13 *1. Sonntag n. Ep.*	13 Aschermittwoch	13 Mittwoch
14 Montag	14 Donnerstag	14 Donnerstag
15 Dienstag	15 Freitag	15 Freitag
16 Mittwoch	16 Sonnabend	16 Sonnabend
17 Donnerstag	17 *Invocavit* ◗	17 *Judica*
18 Freitag ◗	18 Montag	18 Montag ◗
19 Sonnabend	19 Dienstag	19 Dienstag
20 *2. Sonntag n. Ep.*	20 Mittwoch	20 Mittwoch
21 Montag	21 Donnerstag	21 Donnerstag
22 Dienstag	22 Freitag	22 Freitag
23 Mittwoch	23 Sonnabend ○	23 Sonnabend
24 Donnerstag	24 *Reminiscere*	24 *Palmarum*
25 Freitag ○	25 Montag	25 Montag ○
26 Sonnabend	26 Dienstag	26 Dienstag
27 *Septuagesimä*	27 Mittwoch	27 Mittwoch
28 Montag	28 Donnerstag	28 Gründonnerstag
29 Dienstag		29 *Karfreitag*
30 Mittwoch		30 Sonnabend
31 Donnerstag		31 *Ostersonntag*







APRIL

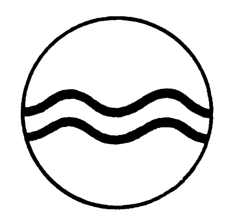
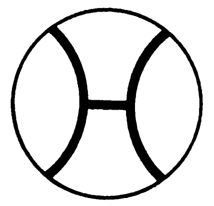
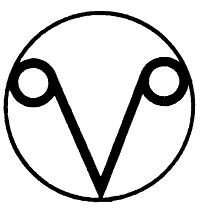
1 *Ostermontag*
2 Dienstag ◐
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend
7 *Quasimodogen.*
8 Montag
9 Dienstag ●
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend
14 *Misericord. Dom.*
15 Montag
16 Dienstag ◗
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend
21 *Jubilate*
22 Montag
23 Dienstag ○
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend
28 *Cantate*
29 Montag
30 Dienstag

MAI

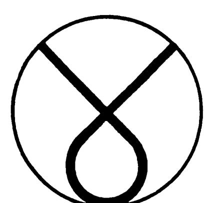
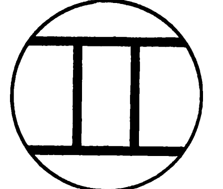
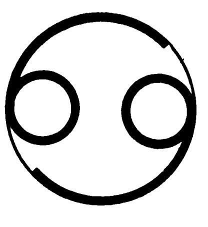
1 Mittwoch
2 Donnerstag ◐
3 Freitag
4 Sonnabend
5 *Rogate*
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Himmelfahrt ●
10 Freitag
11 Sonnabend
12 *Exaudi*
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch ◗
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend
19 *Pfingstsonntag*
20 *Pfingstmontag*
21 Dienstag
22 Mittwoch
23 Donnerstag ○
24 Freitag
25 Sonnabend
26 *Trinitatis*
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Donnerstag
31 Freitag ◐

JUNI

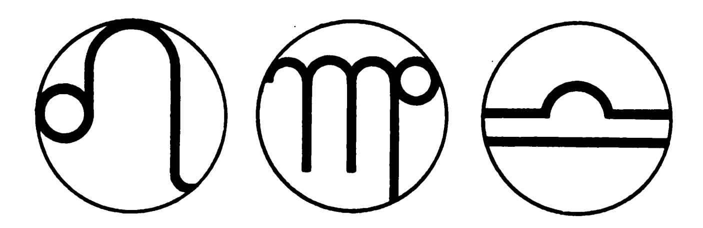
1 Sonnabend
2 *1. Sonntag n. Tr.*
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag ●
8 Sonnabend
9 *2. Sonntag n. Tr.*
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag ◗
15 Sonnabend
16 *3. Sonntag n. Tr.*
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend
23 *4. Sonntag n. Tr.* ○
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend
30 *5. Sonntag n. Tr.* ◐

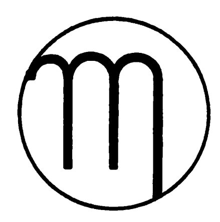
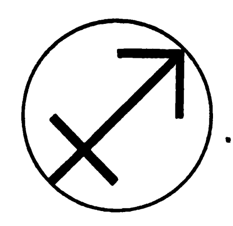
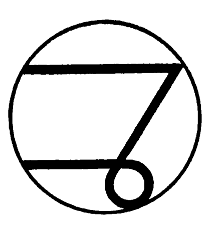
JANUAR		FEBRUAR		MÄRZ	
1 *Neujahr*		1 Freitag	☾	1 Freitag	
2 Mittwoch	☾	2 Sonnabend		2 Sonnabend	
3 Donnerstag		3 *Sexagesimä*		3 *Oculi*	☾
4 Freitag		4 Montag		4 Montag	
5 Sonnabend		5 Dienstag		5 Dienstag	
6 *Epiphania*		6 Mittwoch		6 Mittwoch	
7 Montag		7 Donnerstag		7 Donnerstag	
8 Dienstag		8 Freitag		8 Freitag	
9 Mittwoch		9 Sonnabend	●	9 Sonnabend	
10 Donnerstag		10 *Estomihi*		10 *Lätare*	
11 Freitag	●	11 Montag		11 Montag	●
12 Sonnabend		12 Dienstag		12 Dienstag	
13 *1. Sonntag n. Ep.*		13 Aschermittwoch		13 Mittwoch	
14 Montag		14 Donnerstag		14 Donnerstag	
15 Dienstag		15 Freitag		15 Freitag	
16 Mittwoch		16 Sonnabend		16 Sonnabend	
17 Donnerstag		17 *Invocavit*	◗	17 *Judica*	
18 Freitag	◗	18 Montag		18 Montag	◗
19 Sonnabend		19 Dienstag		19 Dienstag	
20 *2. Sonntag n. Ep.*		20 Mittwoch		20 Mittwoch	
21 Montag		21 Donnerstag		21 Donnerstag	
22 Dienstag		22 Freitag		22 Freitag	
23 Mittwoch		23 Sonnabend	○	23 Sonnabend	
24 Donnerstag		24 *Reminiscere*		24 *Palmarum*	
25 Freitag	○	25 Montag		25 Montag	○
26 Sonnabend		26 Dienstag		26 Dienstag	
27 *Septuagesimä*		27 Mittwoch		27 Mittwoch	
28 Montag		28 Donnerstag		28 Gründonnerstag	
29 Dienstag				29 *Karfreitag*	
30 Mittwoch				30 Sonnabend	
31 Donnerstag				31 *Ostersonntag*	

	APRIL		MAI		JUNI	
1	*Ostermontag*		Mittwoch		Sonnabend	
2	Dienstag	☾	Donnerstag	☾	*1. Sonntag n. Tr.*	
3	Mittwoch		Freitag		Montag	
4	Donnerstag		Sonnabend		Dienstag	
5	Freitag		*Rogate*		Mittwoch	
6	Sonnabend		Montag		Donnerstag	
7	*Quasimodogen.*		Dienstag		Freitag	●
8	Montag		Mittwoch		Sonnabend	
9	Dienstag	●	Himmelfahrt	●	*2. Sonntag n. Tr.*	
10	Mittwoch		Freitag		Montag	
11	Donnerstag		Sonnabend		Dienstag	
12	Freitag		*Exaudi*		Mittwoch	
13	Sonnabend		Montag		Donnerstag	
14	*Misericord. Dom.*		Dienstag		Freitag	◗
15	Montag		Mittwoch	◗	Sonnabend	
16	Dienstag	◗	Donnerstag		*3. Sonntag n. Tr.*	
17	Mittwoch		Freitag		Montag	
18	Donnerstag		Sonnabend		Dienstag	
19	Freitag		*Pfingstsonntag*		Mittwoch	
20	Sonnabend		*Pfingstmontag*		Donnerstag	
21	*Jubilate*		Dienstag		Freitag	
22	Montag		Mittwoch		Sonnabend	
23	Dienstag	○	Donnerstag	○	*4. Sonntag n. Tr.*	○
24	Mittwoch		Freitag		Montag	
25	Donnerstag		Sonnabend		Dienstag	
26	Freitag		*Trinitatis*		Mittwoch	
27	Sonnabend		Montag		Donnerstag	
28	*Cantate*		Dienstag		Freitag	
29	Montag		Mittwoch		Sonnabend	
30	Dienstag		Donnerstag		*5. Sonntag n. Tr.*	☾
31			Freitag	☾		



JULI	AUGUST	SEPTEMBER
1 Montag	1 Donnerstag	1 *14. Sonntag n. Tr.*
2 Dienstag	2 Freitag	2 Montag
3 Mittwoch	3 Sonnabend	3 Dienstag ●
4 Donnerstag	4 *10. Sonntag n. Tr.*	4 Mittwoch
5 Freitag	5 Montag ●	5 Donnerstag
6 Sonnabend ●	6 Dienstag	6 Freitag
7 *6. Sonntag n. Tr.*	7 Mittwoch	7 Sonnabend
8 Montag	8 Donnerstag	8 *15. Sonntag n. Tr.*
9 Dienstag	9 Freitag	9 Montag
10 Mittwoch	10 Sonnabend	10 Dienstag ◗
11 Donnerstag	11 *11. Sonntag n. Tr.*	11 Mittwoch
12 Freitag	12 Montag ◗	12 Donnerstag
13 Sonnabend ◗	13 Dienstag	13 Freitag
14 *7. Sonntag n. Tr.*	14 Mittwoch	14 Sonnabend
15 Montag	15 Donnerstag	15 *16. Sonntag n. Tr.*
16 Dienstag	16 Freitag	16 Montag
17 Mittwoch	17 Sonnabend	17 Dienstag
18 Donnerstag	18 *12. Sonntag n. Tr.*	18 Mittwoch
19 Freitag	19 Montag	19 Donnerstag ○
20 Sonnabend	20 Dienstag ○	20 Freitag
21 *8. Sonntag n. Tr.* ○	21 Mittwoch	21 Sonnabend
22 Montag	22 Donnerstag	22 *17. Sonntag n. Tr.*
23 Dienstag	23 Freitag	23 Montag
24 Mittwoch	24 Sonnabend	24 Dienstag
25 Donnerstag	25 *13. Sonntag n. Tr.*	25 Mittwoch
26 Freitag	26 Montag	26 Donnerstag ◖
27 Sonnabend	27 Dienstag ◖	27 Freitag
28 *9. Sonntag n. Tr.*	28 Mittwoch	28 Sonnabend
29 Montag ◖	29 Donnerstag	29 *18. Sonntag n. Tr.*
30 Dienstag	30 Freitag	30 Montag
31 Mittwoch	31 Sonnabend	

	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER
1	**Dienstag**	**Freitag** ●	***1. Advent*** ●
2	**Mittwoch** ●	**Sonnabend**	**Montag**
3	**Donnerstag**	***23. Sonntag n. Tr.***	**Dienstag**
4	**Freitag**	**Montag**	**Mittwoch**
5	**Sonnabend**	**Dienstag**	**Donnerstag**
6	***19. Sonntag n. Tr.***	**Mittwoch**	**Freitag**
7	**Montag**	**Donnerstag**	**Sonnabend**
8	**Dienstag**	**Freitag**	***2. Advent***
9	**Mittwoch**	**Sonnabend** ◗	**Montag** ◗
10	**Donnerstag** ◗	***24. Sonntag n. Tr.***	**Dienstag**
11	**Freitag**	**Montag**	**Mittwoch**
12	**Sonnabend**	**Dienstag**	**Donnerstag**
13	***20. Sonntag n. Tr.***	**Mittwoch**	**Freitag**
14	**Montag**	**Donnerstag**	**Sonnabend**
15	**Dienstag**	**Freitag**	***3. Advent***
16	**Mittwoch**	**Sonnabend**	**Montag** ○
17	**Donnerstag**	***25. Sonntag n. Tr.*** ○	**Dienstag**
18	**Freitag** ○	**Montag**	**Mittwoch**
19	**Sonnabend**	**Dienstag**	**Donnerstag**
20	***21. Sonntag n. Tr.***	**Mittwoch**	**Freitag**
21	**Montag**	**Donnerstag**	**Sonnabend**
22	**Dienstag**	**Freitag**	***4. Advent***
23	**Mittwoch**	**Sonnabend** ◖	**Montag** ◖
24	**Donnerstag**	***Totensonntag***	**Dienstag**
25	**Freitag** ◖	**Montag**	***1. Weihnachtsf.***
26	**Sonnabend**	**Dienstag**	***2. Weihnachtsf.***
27	***22. Sonntag n. Tr.***	**Mittwoch**	**Freitag**
28	**Montag**	**Donnerstag**	**Sonnabend**
29	**Dienstag**	**Freitag**	***Sonntag n. Weihn.***
30	**Mittwoch**	**Sonnabend**	**Montag**
31	**Donnerstag**		**Dienstag** ●

ROSSE

Schauspiel in drei Aufzügen von

Richard Billinger

Personen

Franz, der Roßknecht
Die Bäuerin
Seppl, Bub der Bäuerin
Die Kindsmagd
Rosa, Weib eines alten Bauern, Franzens frühere Geliebte
Ein junger Knecht
Ein zweiter Knecht
Ein dritter Knecht
Der Händler Alois
Der Wirt
Die Wirtin
Ein alter Bauer, Rosas Gatte
Bauern

Ort: ein Dorf. Zeit: Gegenwart

ERSTER AUFZUG

Knechtskammer. Rückwärts die mächtige, oben gerundete, schwarze Türe in den Rossestall. Rechte Seite (vom Zuschauer) die Türe ins Freie. Ein Fenster, halb mit Schnee bedeckt. Bett des Knechtes. Ein Tischlein. Eine lehnenlose, sogenannte „Vierbank". Die Hafertruhe mit dem schiefabfallenden Deckel. Rossekummets, lederne Leitseile, Stricke hängen an den Wänden. Oberhalb der Türe in den Rossestall ein aus Holz geschnitzter

Pferdekopf. Es ist der Dämmer, die Stille eines Wintersonntagnachmittages in der Kammer. Der Wind wirft den Schnee an das Fenster.

Die Bäuerin *(kommt herein; schaut; stellt einen Teller mit Krapfen, den sie unter ihrer Schürze trug, auf das Tischlein; ruft):* Roßknecht?! –

Franz *(ein Haferschäfflein in der Hand; tritt rückwärts aus dem Stalle; verschlossen, abwehrend):* No –?

Die Bäuerin: Bei den Rössern! Alleweil! Den Hafer könntest sparen –!

Franz *(wirft das Schäfflein in die Hafertruhe):* Was sie brauchen, kriegens! – Ja!!

Franz *setzt sich, der Bäuerin den Rücken zeigend, auf die Bank, langt nach einem Kummet, das er zu putzen beginnt.*

Die Bäuerin: Da! Krapfen! –

Franz *(brummt):* Friß 's selber –

Die Bäuerin: Lassest mich zu dir sitzen? – Zeigst ja deine schöne Seit –! *(Setzt sich auf die Bank.)*

Franz: D' Bäuerin sitzt gern neben mir?

Die Bäuerin: – Ists eine Sünd?

Franz: Frag den Pfarrer! *(Fällt, von der Bäuerin wegrutschend, von der Bank.)*

Die Bäuerin *(lacht):* Da liegst ...

Franz: – D' Bank – – *(Erhebt sich.)*

Die Bäuerin: Ja, die ist nicht länger! *(Steht auf; vor Franz):* Du bist nicht für die Weibsleut, ha? Wo laufst denn hin mit deiner Kraft?! – Schaust unsereins nicht an? – Du, nach mir luget, auget oft wer ... *(Lacht.)* Wann ich auf den vergangnen Herbst denk ... Der jung Knecht .... Beim Apfelbrockn ... Ich hätt gern gschrieen, aber der

Mann ist grad ausm Haus, – da hab ich mich nicht z' schrein getraut. Der jung Knecht . . . *(Lacht; ab ins Freie.)*

Franz *(atmet auf)*: Gelts Gott! *(Schließt die Türe, die der Wind aufdrängte)*: Zumach! – Bauernhur . . . *(Stopft sich die Pfeife; sieht ein Spinngewebe im Winkel)*: D' Spinn! *(Greift nach dem Reisigbesen; unterläßt es)*: Leb! . . . *(Öffnet einen Getreidesack; probiert die Körner mit der Hand; schüttet den Sack dann in die Hafertruhe; gewaltig lachend)*: Den Haber könntst sparen . . .

Ein junger Knecht *(tritt ein; pfeift)*: He! – Gehst mit?

Franz: Wohin?

Ein junger Knecht: Tanzen! Ins Wirtshaus!

Franz *(schüttelt den Kopf)*.

Ein junger Knecht: Sau, fade!

Franz: Ha?!!

Ein junger Knecht *(bei der Türe)*: Sagen tuns, ich ja nicht, aber sagen tuns, du hättst was mit den Rössern . . . *(Kreischt ab.)*

Franz *(greift nach der Peitsche; eilt dem jungen Knechte nach)*: – Luder! – Hund! – *(Kommt wieder zurück; schließt die Türe)*: Grennt ist er . . . Aber ich fang dich!! *(Schaut gegen die Türe, die in den Stall führt; mit zärtlichem Blick.)*

Rosa *(tritt ein; sie ist scheu; gehemmt; schüchtern)*: Grüß Gott, Franz!

Der Wind bläst hinter ihr die nicht eingeklinkte Türe auf.

Franz: D' Tür zu!! – Drin liegt a Jungs in der Streu!

Rosa *(schließt flink, eingeschüchtert die Türe.)*

Franz: – Du?!

Rosa *(schlicht)*: Hättst nicht den Gedanken darauf gehabt, ich geh zu dir? – *(Lacht gezwungen.)*

Franz: Setz dich! *(Deutet auf die Krapfen):* Magst? *(Schiebt den Teller wieder fort.)* Iß s' nicht! – Sind von der . . .
Rosa: – Ich kenn mich selber nimmer. Ich fürcht mich schier . . .
Franz: Wie gehts? Wo bist?
Rosa: Viel fragst. Wo ich bin? – Von meinem Bauern weg. 's Dienstbotsein freut mich nimmer. Alleweil d' Plag für fremde Leut. – Um das Patzl Geld, um das bißl Essen. – Denkst jetzt, hab ichs not, 's Dienen?! Hab ja einen Mann, der hat Haus und Geld. Noja. Dem Mann bin ich davon. Gleich am Hochzeitstag. Vor der Nacht. Siebzig Jahr ist er alt. Aber das wärs nicht. Was anders . . . – Das Gschau, das er kriegt hat! Du, mir ist gewesen, als hätt er lauter Warzen . . . Noja. Warum ich gheirat hab? Wegen des schön Bauernhofs und des Gelds, wie die Leut reden? – Deswegen nicht! Gewiß und wahr nicht! – Beim allerheiligsten Herzen nicht! – *(Schwer.)* Weil du mich nicht mögen hast . . . *(Schnell.)* Wir hätten ins Stübel gehn können! Du als Taglöhner, ich hätt die Arbeit nicht gscheut! – Aber du bist von deinem Bauern nicht z' bringen, gehst nicht aus dem Stall, von den Rössern . . .
Franz *(horchte schon unruhig zu; steht auf; im Stalle wiehern und hämmern die Rosse):* He! He! Prrr! – Raufen wieder! Der Feiertag heut! Der Winter! – Aus möchtens! Aus –!!! *(Geht in den Stall.)*
Rosa *(sitzt unschlüssig; steht auf; weiß nicht, ob sie gehen soll):* Weg! – Franz? *(will die Stalltüre öffnen; sie ist abgesperrt):* Eingsperrt hat er sich – – *(Atmet im schweren Schmerze.)* Auf die Tür hat er was gschriebn, mit der

weißen Kreidn *(liest)*: Mit dem Roß und Pferde Gott gelobet werde! *(Senkt den Kopf)*: Noja . . . *(Geht zögernd zur Tür, die ins Freie führt; blickt um; immer wieder.)*
Franz *(tritt aus dem Stall)*: No?!
Rosa: Wollt schon gehn. *(Leichthin.)* Sag, kauft dein Bauer nicht d' Maschinen?
Franz: Redst! Weibsleut, dumms!
Rosa: Grob bist . . . – Du, stell deinem Bauern die Frag, ob ers nicht im Sinn hat!
Franz: Hab mich heut wieder fürs Jahr ihm zugsagt!
Rosa: Vielleicht setzt er dich auf so eine Maschin!
Franz *(spuckt aus)*.
Rosa: Mußt dann zuschaun, wie er d' Rösser, eins ums andere, verkauft, dem Metzger gibt. Der Maschinenhandler macht jetzt überall 's beste G'schäft.
Franz: Tepperei!! – 's hätt mirs einer schon gebracht – –
Rosa: Was? Wer? Mit wem redst denn? – Kein Mensch sagt dir was.
Franz *(überlegt)*: Ich frag . . .
Rosa: Frag! Tus! – Er kann dir keine Lug schenken, der Baur. Hörst es, wie ich dir gsagt hab, dann, nachher, dann kommst zu mir, ich geh jetzt ins Wirtshaus – mit der Mutter vertrag ich mich nimmer, vor der ihrem Fenster raufen in der Nacht die narrischen Mannsleut noch. Die ist keine Mutter nicht.
Franz: – Ich mag das neu Klumpet nicht, d' Maschin! Der Bauer mags selber nicht!
Rosa: Er wirds müssen! Heutzutag tragts den Bauern den Roßluxus nimmer! D' Rösser müssen weniger werden. Der deine gar! So einen Stall voll!! – Er braucht ja den

halbeten Acker und Grund für den Habern! D' Maschin macht d' Arbeit billig und gschwind. Sagens. Hört mans *(Eindringlich; spitz.)* 's ist so.

Franz: Da tu ich gleich die Frag! – –

Rosa: Hab' ich 's Wahre dir gsagt, dann kommst! – Sonst muß ich zum Alten . . . *(Zärtlich.)* Franz!!

Franz *(wehrt ab)*: Erst frag ich – –

Rosa *(lacht; jubelt)*: Voller Freud bin ich, voller Freud! – Du kommst!! *(Hinaus.)*

Franz *(schließt die Türe; starrt; steht wie vom Schicksal berührt; dann)*: Kreuzsakrament!!! . . .

Schluß des ersten Aufzuges.

ZWEITER AUFZUG

Wirtsstube. Rückwärts Tür in den Tanzsaal.

Drinnen Tanzgepolter.

Franz *und* Rosa *sitzen beisammen.*

Rosa: Trinkst! Wird dir zu viel!

Franz *(trinkt wieder)*.

Rosa: Zahlen! – Gehen wir!

Franz *(starrt vor sich)*.

Rosa: Freust dich nicht? – Du und ich! Du und ich!

Franz: Siehst, dort sitzens! Großschädlete! Bauern!

Rosa: – Bist aber bös heut!

Franz: – – Kreuzsakrament!!! . . .

Rosa *(erschrocken)*: Jesus Christus . . .

Ein Knecht *(zu Rosa)*: Magst tanzen?

Rosa: Ich tanz nimmer.

Ein Knecht: Du?! *(Lacht.)*

Rosa *(auf Franz zeigend)*: Er tanzt ja nicht.

Ein Knecht: Roßknecht, sie möcht tanzen! Dich scheuts.

Rosa: Ist nicht wahr –

Franz: Geh!! Tanz!!

Rosa: Bist nicht anders, wann ich geh? Gleich bin ich wieder da. *(Ab mit Knecht.)*

Wirt *(nimmt das leere Glas)*: Noch eins?

Franz: Gib! *(Trinkt.)*

Händler Alois *kommt in die Stube.*

Franz *(jäh; zum Wirt)*: Den schaffst aus!!

Wirt: Wen?

Franz: Den dort! Den Rotzer!

Wirt: Der ist der Maschinhandler, der Alois. Das Geld, das der verdient – du hättst für dein Lebtag gnug! *(Geht zum Kredenztisch.)*

Franz *(sinkt, den Händler anfunkelnd, auf den Stuhl).*

Bauern *(abwechselnd ihr Schweigen brechend)*: Was hast von deinem Grund heut? – Steuern! – Die hoh Steuer bringt den Bauern um. – Muß! – Muß!

Ein anderer Knecht *(im Vorbeigehen)*: Da sitzt ja der Bauer mit dem schönen Hof! Hast ihn neu aufgericht? War 's Feuer barmherzig? Hast eine kleine Bitt darum getan? *(Macht die Gebärde des Feuerzündens.)*

Der angegangene Bauer *(aufgebracht)*: Wirt, ich zahl!

Wirt *(zum Knecht, der sich hohnprotzend vor den Bauerntisch stellt)*: Da drinn such deine Leut! Tanzen d' Knecht heut. Daheraus stehst im Weg.

Ein anderer Knecht: Wem steh ich im Weg? – Den möcht ich mir anschaun!

Wirt *(zur Wirtin)*: Sags dem Gendarm! – Für Raufete hab ich keinen Platz. Für Leut, die 's Maul haben!
Bauern: Recht!
Ein anderer Knecht: Ich geh schon. *(Verhält sich die Nase.)* Da hat der Teufel einen Haufen Bauern hergschissen! *(Ab in den Tanzsaal; singt jäh und gell das Spottlied)*:

Ja, der Baur möcht ich sein.
Ja, das wär halt recht fein.
Da hätt ich 's Geld im Sack
und Silberknöpf am Frack.

Ein Bauer *(zu einem schmächtigen Bäuerlein)*: D' Hebamm hat dein Weib heut aufgesucht?
Der schmächtige Bauer: Alle Jahr! – Gott trifft mich.
Ein anderer Bauer: Hast einmal deine eigenen Leut! Mit den Gekauften, mit den Ehehalten und Dienstleuten kannst eh bald nimmer werken! Hoffärtig, glaubenslos, arbeitsscheu. – Die neu Zeit!
Bauern: Ja! – Ja! – So ists! – Nicht anders! – Ja – – –
Wirtin *(begrüßt einen alten Bauern)*: Ein Seltener! Das freut mich.
Ein alter Bauer *(nimmt bei den Bauern Platz)*: Mit Erlaubnis!
Ein Bauer *(zum alten Bauern)*: Suchst d' Rosl, dein Weib? Drinnen tanzts. Mit dem Roßknecht dort sitzts da.
Ein alter Bauer: So, so. Hem.
Ein Bauer: Kannst gleich mit deinem Weib tanzen.
Ein alter Bauer: Ich kann nimmer.
Ein Bauer: Auweh –
Ein alter Bauer: Spar die schlecht Red! – Steht dir schöner an. *(Zum Wirt.)* Ich nimm nix. Ich geh.

Wirt: Da bleibst! Warum denn? Ist so lustig heut.
Bauern: Bleib! – Gleich brennt er –
Ein alter Bauer *(setzt sich wieder)*: Noja – Hem.
Händler Alois *(hat kopfnickend, beifällig lächelnd den Bauern zugehört; setzt sich zu ihnen)*: Ists erlaubt?
Bauern: Der Alois! Der Handler! Hast wen wieder angschmiert?
Händler Alois *(zu einem Bauern)*: Paßt dir die neue Maschin?
Bauer *(trocken)*: Muß 's Gras erst wachsen.
Bauern *(lachen)*: Das hast ihm gut geben . . .
Händler Alois: Wirst mir noch den Dank sagen.
Ein Bauer: Die Erfindungen, die s' jetzt haben –!
Händler Alois: Großartig! Zum Beispiel: der Traktor. Auch das eiserne Roß genannt. Jedes Kind kann ihn behandeln. Der frißt die Arbeit wie der unter uns die Verdammten. Die hoh Steuer, die vielen Dienstboten, das Dutzend Rösser, das oft ein Bauer, ein Landwirt, ein Ökonom hier noch hat: mag der Geldbeutel noch so gebig sein: einmal tropft die vollste Wolke leer – wird schlapp.
Bauern *(horchen)*.
Händler Alois: Die Maschine: der Heubeutler, die Grasmähmaschine, die Getreideanbaumaschine, der Fordtraktor – Ford, der Name ist jedem Bauern hier schon bekannt, ein Symbol, so zu sprechen, ein Signal, ein Name, der Vertrauen, unbedingtes Vertrauen erweckt – also, die Maschine ist heutzutage: – der moderne Heilige, der wirkliche Wundertäter! – In Amerika hat jeder Bauer, Farmer seine Maschinen, Motoren, sein Automobil. Dort findest du stundenweit kein Roß mehr. Bei uns, wie lange wird es

dauern, wirds dasselbe sein. Bald siehst das Roß ausgestopft im Museum!
Bauern *(horchen; lachen)*.
Ein Bauer: Die neu Zeit!
Franz *(stand auf; kam, wie von einem Teufel geführt, zum Händler)*: Sollst leben! *(Reckt sein Glas vor den Händler.)*
Händler Alois *(ungehalten)*: Was? Was will der?!
Franz: – Leben sollst!!
Händler Alois: 'n Rausch hast! – Herr Wirt!
Franz *(taumelnd)*: Kreuzsakrament . . .!
Wirt *(kommt)*: Hehe! Roßknecht! Fang dich! *(Zu den Bauern)*: Er ists Bier nicht gewohnt. 's ganze Jahr siehst den in keinem Wirtshaus!
Franz *(jäh)*: Da! *(Schlägt das Glas dem Händler auf den Kopf.)*
Bauern: Kreuzsakra! – Der hat – –
Händler Alois *ist zusammengesunken.*
Franz *(außer sich)*: Ha?! – Bauern! –
Bauern *(weichen vor Franz unwillkürlich; auch erschreckt)*.
Franz: Ha?! Handlerteufel! Ha?! *(Er ächzt.)*
Wirtin *(schreit gellend)*: 's Messer hat er! A . . . *(Verhüllt sich das Gesicht.)*
Franz *sticht das Messer dem Händler in die Brust.*
Wirtin: Heilig!
Wirt *(schnell gefaßt; zur Wirtin)*: Plärr, ja! – *(Hebt den Händler)*: Gstochn. A bißl 's Blut lassen. Wir tragen ihn in d' Kuchel. Helfts! –
Franz *(wie erwacht)*: Recht ists . . .
Rosa *(kommt)*: Franz? –
Franz *(geht ab)*.

Ein alter Bauer *(bei der Rosa)*: Rosl! – Gstochen hat er einen! – Den Maschinhandler!

Wirt: Machts keinen Spektakel! *(Zur Wirtin)*: Bist teppet?! – Plärrt! –

Ein Bauer *(der den Händler tragen hilft)*: Der handelt nimmer. – Aus! – Mitten ins Leben.

Ein alter Bauer *(zu Rosa)*: Mein Schlitten ist draußen! Sitz auf! Wir fahren heim –. Geh!! *(Zerrt sie wie mit eisernem Griffe mit sich.)*

Rosa: Jesus Christus . . .

Im Tanzsaal geht die Musik weiter; der Wirt kommt schnell zurück.

Wirt: 's Messer! 's Messer! Wanns nur grad kein Messer gäb! *(Zu den unschlüssig stehenden, aufbrechenden Bauern)*: Bleibts! Angschlagen wird grad frisch! – Werdets nicht heimgehn zwegen dem – *(streut aus voller Hand Sägespäne, die Blutspur verwischend)*.

Bauern *(schwarz gewandet; fast wie Schemen)*: Ja . . . Ja . . . Ja . . . So ists . . . Hm . . .

Schluß des zweiten Aufzuges.

DRITTER AUFZUG

Knechtskammer

Franz *(kehrt heim)*.

Seppl *(ihm nach)*: Roßknecht! Reiten!

Franz: – – Seppl!

Seppl *(ihn umklammernd)*: Auf dem Schimmel! Roßknecht!

Franz *(nimmt ihn auf den Arm)*: Ja –

Seppl: Zucker! Den mag er. *(Zeigt.)*

Franz *(schöpft mit dem Schäfflein Hafer)*: 'n Haber. Den mögens.
Seppl *(jubelt)*: Reiten!
Franz *und* Seppl *in den Stall.*
Kindsmagd *(herein)*: Seppl?! – Lauft einem davon! – Seppl! – *(Schaut in den Stall)*: Jesus, auf dem Roß! Seppl! –
Franz *(kommt mit dem Buben wieder heraus)*: 's Kindsweib braucht den Seppl? –
Kindsweib: 's Roß! 's Roß! Sein Herrgott! – Aber jetzt gehn wir in die Stuben. Zu der Katz. *(Zu Franz.)* Alle Leute fort. Ich muß heimwarten. *(Voll Angst.)* Im Kuhstall drüben, da teufelts. Ist die Hex drin, oder es melkt wer. Bist ganz allein im Haus. Könnt ja auch ein Feuer auskommen. Im Rauchfang bleibt oft so ein Funken ... – So, Seppl, jetzt sagst schön: Gelts Gott!
Seppl: Ich bleib da!
Kindsweib: Der Bub! Dableiben möcht er!
Franz: Morgen, Seppl! – Da spann ich den Schimmel ein, da fahrn wir mit dem Schlitten.
Kindsweib: Hörst es, morgen sagt der Roßknecht.
Seppl: Na! Na! – Ich bleib!
Kindsweib: Da gibts gar kein Na! – Der Roßknecht möcht auch seine Ruh an einem Feiertag, – Roßknecht, grüß Gott!
Franz: Grüß Gott! Grüß Gott, Seppl!
Seppl *(bleibt stumm)*.
Kindsweib: Jetzt ist er gar harb, beleidigt. Morgen darfst ja wieder in den Stall, zu den Rössern. Adje! *(Zerrt den Buben fort; beide ab.)*

Franz *(seufzt; macht das Kreuz; Tränen wollen ihn quälen; er horcht; niemand naht, er hat sich getäuscht; er nimmt nun einen Strick von der Wand, geht damit in den Stall.)*

Bäuerin *(tritt ein)*: Roßknecht? *(Lacht; ist wohl beschwipst; sie stellt zwei Gläser, die sie aus ihrer Kitteltasche zieht, auf das Tischlein, füllt sie aus einer Flasche, die sie auch verborgen trug, mit Wein)*: 's Weindel! – – Roßknecht? *(Schaut; geht in den Stall; kommt schrecktaumelnd heraus; voll Grauen; weicht zur Tür ins Freie)*: – – Aufghenkt ... *(Ab)*.

Die Tür ins Freie blieb offen. Der Wind zieht herein. Öffnet die schwarze, mächtige Türe in den Rossestall. Man sieht im dämmervollen Stalle in langer Zeile die Rosse stehn.

Schluß des dritten Aufzuges.

*

DAS ERBE DES KOLUMBUS

Novelle

von Richard Friedenthal

EIN seltsamer Rechtshandel, der um ein Haar unübersehbare Bedeutung gewinnen und das Gefüge der Monarchie hätte erschüttern können, fand etwa ein Menschenalter nach der Entdeckung der Neuen Welt vor der Sala de Justicia in Madrid einen unerwarteten Ausgang. Die Häscher der heiligen Hermandad hatten dicht vor den Toren der Stadt einen jungen Menschen von etwa fünfundzwanzig Jahren beim offenbaren und frechen Straßenraub ertappt und in das öffentliche Gefängnis eingeliefert. Da der Jüngling, der widerstandslos und wie verwundert sich

hatte festnehmen lassen, keiner der privilegierten und mit der Polizei in bestem Einvernehmen, ja in engem Geschäftsverkehr stehenden Gaunergilden angehörte, konnte sein Schicksal nicht recht zweifelhaft sein. Man stieß ihn nach kurzem Verhör – er bekannte willig alles, was man von ihm zu hören wünschte, – in eine der dunklen, großen Gemeinschaftszellen der Verurteilten. Eine Welle von schlammigem, trübem Lärm schlug auf den Gang hinaus, als der Schließer die verrostete, eisenbeschlagene Tür öffnete. Etwa zwei Dutzend zerlumpter, zum Teil fast ganz nackter Männer, deren Haut ölig aufglänzte, hingen dort an den Wänden. Sie schlugen mit den Ketten und Stangen gegen die Mauern und johlten und brüllten im Chor: man solle sie herauslassen, sie verfaulten in der Nässe, die Wanzen fräßen sie auf. Die Stimmen der meisten waren von der Feuchtigkeit des halb unter der Erde gelegenen Raumes beschlagen und heiser; einige konnten nur gurgelnde Laute hervorbringen, die Augen rollen und die Zähne fletschen. Die Luft war scharf wie in einem Hühnerstall. Der Schließer rieb sich mit dem Zeigefinger unter der Nase, legte dem jungen Mann die Eisen an, hustete ein paarmal kurz auf und schlurfte zur Tür zurück, ohne sich umzusehen. Die Gefangenen tanzten und heulten wie die Teufel. Er verlangsamte seine Schritte noch, ließ die Tür eine Weile offen stehen, bis die Stimmen fast in ein hachelndes Schluchzen überschlugen, und schloß endlich ganz bedächtig ab; einmal, zweimal, und nach einer Pause noch einmal. Zum Überfluß pochte er dann trocken mit dem Schlüssel gegen den eisernen Beschlag, was drinnen erneutes, wahnwitziges Gebrüll weckte, und stackelte davon.

Der Lärm sank schnell zusammen; alle Aufmerksamkeit wandte sich dem Ankömmling zu. Man witterte bald heraus, daß er nicht von der Zunft war. Die schmalen, langen Hände, die er an den Spitzen geschlossen hielt, die Art, wie er trotz der Ketten die Beine übereinanderschlug und sich anmutig an der Wand niedersetzte, deutete etwa auf einen heruntergekommenen Aristokraten. Die Kleidung freilich war vollkommen ärmlich und nichts wert; mißmutig wandten sich die leidenschaftlichsten Spieler der Zelle von ihm ab, die jeden Neuling zunächst daraufhin musterten, wieweit von ihm eine Vermehrung des bescheidenen Bestandes an Lumpen, der statt des Bargeldes umlief, zu erwarten wäre. Noch weniger konnte man aus seinem Gesicht klug werden. Er hatte den Kopf rücklings gegen die Mauer gelehnt und starrte träumerisch zu dem Zellenfenster empor. Der Kopf war klein – der riesige Matrose Barragan zeigte seinem Nachbarn die geballte Faust, um anzudeuten, wie winzig er sei, – mit kleinem, rundlichem Kinn und einer feinen, stumpfen Nase. Der Mund stand immer etwas offen; er hatte keine rechte Form und sah mit seinem sehr roten Fleisch wie wundgescheuert aus.

Unwillkürlich waren ihm einige der Gefangenen nahe auf den Leib gerückt, soweit es ihnen die Eisen erlaubten. Er blickte noch immer benommen über sie hinweg. Da stieß ihn einer in die Rippen: he; er sei wohl ein Grande, ein Caballero, daß er es nicht für nötig halte, seine Kameraden anständig zu begrüßen, wie es der Brauch wäre. Der Jüngling schrak auf und faßte sogleich nach der linken Brust, was von Verschiedenen bemerkt wurde.

Wie er denn hieße, stieß ihn der Frager, ein schiefgewachsener ehemaliger Advokat mit einem spitzen Rattengesicht, an.
„Kolumbus. Christoph Kolumbus."
Ein Gelächter flackerte auf. Daher das vornehme Wesen! Der Großadmiral, Vizekönig von Indien! Wer nur auf den Einfall gekommen sei, ihm diesen hochtrabenden Namen zu geben? Freilich, der große Kolumbus habe auch einmal im Eisen gesessen, das sei immerhin eine Ähnlichkeit. Womöglich habe man den Vorzug, in seiner Person einen entfernten Verwandten Seiner Exzellenz zu erblicken, wie?
Der Brigant Paisano, ein langer dürrer Mensch mit harter, zerknitterter Haut und ungemeinem Wust von verfilzten Haaren, der ihm wie ein Krähennest auf dem Schädel saß, schleppte sich an den Jüngling heran, machte eine gewaltig zeremonielle Geste mit der rechten Hand, daß die Ketten klimperten, und erklärte im Namen der ganzen Runde, man fühle sich hochgeehrt, Seine Herrlichkeit als Träger eines so erlauchten Namens in diesen bescheidenen Räumen zu begrüßen. Der Señor wolle nun aber auch der demütig harrenden Zuhörerschaft das Geheimnis seiner hohen Abkunft in ein paar Worten enthüllen, falls es ihm beliebe.
Der Jüngling erwiderte mit bescheidenem Ausdruck, sein Vater sei der Admiral Bernardo Kolumbus gewesen, der Sohn des Entdeckers, von dem er also in direkter Linie abstamme.
Ein Geschrei der ungläubigsten Belustigung erhob sich. Ob er deswegen etwa hier säße, weil er versucht hätte, unter diesem Titel etwas zu fischen? Ob er wisse, daß es drei Dutzend Familien in den Königreichen gebe, die den

Namen führten? Oder ob er seinen Glücksgenossen nicht mit seinen unermeßlichen Erbreichtümern etwas unter die Arme greifen wolle?
Aus einem Winkel der Zelle humpelte ein fetter Glatzkopf hervor, der seine Lumpen mit einem gewissen Anstand trug. Er betrachtete den Jüngling aufmerksam, lachte mit geschlossenem Munde schnarchend durch die Nase und fistelte, er sei fünfundzwanzig Jahre lang Kassenverwalter in San Domingo gewesen, bis man ihn durch infame Verleumdungen um sein Amt gebracht habe; der Großadmiral und sein Sohn seien ihm gut bekannt; von einer Ähnlichkeit mit diesem Bürschchen könne keine Rede sein.
Der Jüngling faßte erregt nach der Brust: er könne Dokumente vorweisen, die seine Angaben unwiderleglich bestätigten.
„Dokumente!" lachte der Advokat spitz. Darauf verstünde man sich ja ein wenig. Er solle den Fetzen nur einmal zeigen.
Der Jüngling förderte aus dem Futter seines Wamses eine Handvoll zusammengebackener Papiere hervor, die mit einem Stück schwarz gewordener alter Tresse umwickelt waren. Die Häftlinge rückten spektakelnd mit ihm unter das Fenster; von der Wand her schrieen einige, die zu kurz angeschlossen waren und nicht mit herzu konnten. Der Advokat stieß die andern mit seinen scharfen Ellenbogen zur Seite; Platz da, Platz da! das war sein Geschäft; er fühlte sich gewissermaßen wieder im Beruf. Zwei Taschendiebe tasteten im Gedränge den Neuling von oben bis unten ab, ob er vielleicht sonst noch etwas bei sich trüge.
Der Advokat biß sich mit seinen spitzen Fingern in den



Packen fest. Wahrhaftig, das war Pergament, das feine, dünne, mit Kreide geweißte Pergament der Königlichen Kanzlei, hier, die Handschrift, keine gewöhnliche breite Schreiberpfote irgendeines Gerichtshofes, sondern die hohen, wundervoll geschwungenen Züge eines Sekretärs Ihrer Majestäten; ein Siegel hing freilich nicht mehr daran, aber immerhin das wohlbekannte grünseidne Band in einem Fetzen, und da waren sogar bei Gott! die Unterschriften: Ich, der König. Ich, die Königin. Ich, Johann von Colonna, Sekretarius des Königs und der Königin. Der Advokat kratzte mit dem Daumennagel an der vergilbten Schrift, er hielt das Dokument gegen das Licht, beroch es und leckte es an. Dazu keckerte er vor Begeisterung. Wenn das eine Fälschung war, dann mußte ein Meister, ein gottbegnadeter Meister sie hergestellt haben.

Der Ansturm der Neugierigen, die sein Gebaren toll gemacht hatte, rannte ihn über den Haufen. Mit Mühe wickelte er sich aus dem Getümmel wieder hervor und lief unter das andere Fenster, wo er halblaut anfing zu lesen. Der Troß folgte ihm mit Geklirr und Geschrei: er solle laut vorlesen, sie wollten alle etwas hören.

Er winkte mit der linken Hand ab, immer weiter das Blatt überfliegend: „. . . verordnen Ihre katholischen Majestäten als Oberherrn der westlichen Meere den Christoph Kolumbus . . .“ Laßt mich! „. . . Kolumbus von nun an auf alle folgenden Zeiten zu ihrem Admirale in allen Inseln und festen Ländern, die er in besagten Meeren entdecken und erobern wird . . .“ Kanaillen! „. . . entdecken und erobern . . .“

Der riesige Matrose Barragan packte ihn und hielt den Zap-

pelnden wie einen Hahn in die Höhe. Der glatzköpfige Kassenverwalter hatte ihm das Pergament entrissen. „Das Datum! Das Datum!" krähte der Advokat. Sie sollten ihn doch wenigstens das Datum lesen lassen.
Kein Wort! schrieen die andern, wenn er es ihnen nicht laut vorläse.
Gut, aber sie sollten ihn in Satans Namen in Frieden lassen. Er werde ihnen kein Wort mehr zu hören geben, wenn man ihn noch einmal anfasse. Sie könnten sich dann jemand anders suchen, der Latein verstünde; aus ihm brächten sie auch keinen Buchstaben mehr heraus.
Vorsichtig setzte ihn der Matrose wieder auf den Boden. Der Advokat spuckte ihm giftig vor die Füße, man gab ihm das Dokument, und er übersetzte es laut.
„Zunächst das Datum: Gegeben in Unsrer Stadt Granada, den 30. April 1492." Das war in der Tat der Bestallungsbrief, die Kapitulation des Entdeckers mit dem Königspaar. Ein Schauer lief dem Alten über den Rücken, und unwillkürlich faßte er respektvoller das Dokument mit beiden Händen am äußersten Rande an. Mit wichtiger, vor Gehobenheit psalmodierender Stimme trug er den Text dann vor:
„Wir, Ferdinand und Isabella, von Gottes Gnaden König und Königin von Kastilien, Leon, Aragonien, Sizilien, Granada, Herzoge von Athen und Neopatrien, Grafen von Roussillon und Sardinien, Markgrafen von Oristani . . ."
Die Häftlinge hörten andächtig zu. Sie verstanden die formelhafte Sprache nur zur Hälfte, in der dort verkündet wurde, daß Ihre Majestäten den Christoph Kolumbus zu Ihrem Admiral ernannten sowie zum Statthalter und

Unterkönig über die zu entdeckenden Inseln und festen Länder, auch über das sämtliche Gebiet, das im Verfolg seiner vorhabenden Reise etwa von anderen entdeckt und gefunden werden würde. Es folgte ein langer Passus über die rechtlichen Befugnisse des Admirals, seine Fähigkeiten, Unterführer und Bevollmächtigte zu bestellen, und schließlich die gnädige Erlaubnis, hinfort sich Don Christoph Kolumbus zu nennen. Ein bewegtes Gemurmel entstand aber, als nun im dritten Paragraphen zur Sprache kam, daß Ihre Majestäten von allen Waren, die aus dem Bezirk der neuen Admiralschaft herkämen, es wären selbige, von was für Gattung sie wollten, Perlen, Edelsteine, Gold, Silber, Gewürz oder anderes, dem genannten Don Christoph Kolumbus nach Abzug aller Unkosten ein Zehnteil als sein freies Eigentum zuerkennten und daß diese Abgabe von allen Waren aus den neuentdeckten Ländern ihm und seinen Nachkommen in direkter Linie auf ewig zustehen solle.
„Zehn Teile vom gesamten Ertrag!" schrie der glatzköpfige Kassenverwalter. Das mache ja, einen Augenblick, bei einer jährlichen Einnahme von etwa zwei Millionen Dukaten allein für die Insel Hispaniola zweihunderttausend Dukaten aus, und das sei doch nur ein winziger Ausschnitt aus dem gesamten Aufkommen der Kolonieen.
„Kuba! Puerto Rico! Neuspanien! Peru!" Der Advokat stach zitternd mit dem Zeigefinger in das Pergament. Hier, da stünde ausdrücklich: „. . . auch über das sämtliche Gebiet, das im Verfolg seiner vorhabenden Reise etwa von andern entdeckt und gefunden werden würde . . .!"
„Die Silbergruben von Potosi!" Der Herr Kassenverwalter möchte doch einmal ausrechnen, was die allein jährlich

brächten. Und so fort und fort und Jahr für Jahr und in alle Ewigkeit!
Der Kassenverwalter überschlug die Gesamtsumme in aller Eile und kam auf einen jährlichen Ertrag von etwa viereinhalb Millionen Dukaten; der Advokat bestritt ihm die Summe, sie müßte ganz wesentlich höher sein; der Glatzkopf wandte dagegen ein, daß man die Klausel „nach Abzug aller Unkosten" berücksichtigen müsse, und was die Krone da alles in Anrechnung bringen werde, das könne er sich ungefähr vorstellen; der Advokat zeterte wieder, er, er, er solle diese Forderung nur zu vertreten haben, da würde der hohe Rechnungshof schon Blut- und Wasser schwitzen . . .
Die andern begannen zu murren. Sie wollten den Text nun zu Ende hören. Zu was das Geplärr über die Rechnerei denn helfen solle; es hätte ja doch niemand etwas davon. Der riesige Matrose Barragan klatschte ungeschlacht die flache Hand auf das Pergament und grinste: „Was willst du mit dem Wisch!"
Außer sich riß ihm der Advokat das Dokument weg, glättete es über dem Knie und keifte: Das ein Wisch? Das ein Wisch? Das sei eine Forderung, ein ewiger und unverjährbarer Anspruch, unbezweifelbar echt und nicht zu bestreiten, eine Sache, die er vor jedem Gerichtshof der Welt zu führen und zu gewinnen sich anheischig machen wolle.
Und für wen denn, in Satans Namen?
Für wen? Der Advokat wich ratlos einen Schritt zurück. Er sah verdutzt in den Vertrag hinein, ohne die Buchstaben recht aufzunehmen. Während aber rings umher schon wieder

das Gelächter der andern sich stäufte, brach in ihm langsam eine Ahnung der wirklichen, ungeheuren Bedeutung des Dokuments auf. Es beutelte ihn vor Aufregung, und nur mühsam brachte er heraus: Da, wie, stünde da nicht, daß diese Forderung des Kolumbus ihm und allen seinen Nachkommen in direkter Linie auf ewig zustehen solle, ihm und allen seinen Nachkommen!

Alle sahen sich nach dem Jüngling um, den man im Eifer des Lärmens ganz vergessen hatte. Er saß wieder auf dem Platz, den er zuerst eingenommen hatte. Ohne sich um den Tumult zu kümmern, starrte er hinauf zum Fenster und kaute an seinen wunden Lippen. Sie schritten fast feierlich im Kreise auf ihn zu, und unwillkürlich erhob er sich vom Boden.

Ob er wahr und wirklich der Enkel des Entdeckers sei? fragte ihn der Advokat.

Er bejahte es freundlich, mit einer Geste auf das Pergament hin, das der andere wie ein Urteil in der Hand hielt.

Und ob er von dem Inhalt und der Bedeutung dieser Kapitulation eine Ahnung hätte?

O ja.

Der Advokat wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er könne auch seine direkte Abstammung nachweisen?

Der Jüngling lächelte. Verwandte besäße er zwar nicht mehr, aber seine alte Amme in Medellin, wo er aufgewachsen sei, könne wohl bezeugen, daß er nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters Bernardo der einzige noch überlebende Nachkomme des Großadmirals sei.

Ja, aber dann sei er doch reich, unermeßlich reich, der reichste Erbe in den Königreichen.

Er nickte. Das habe ihm sein Vater auch immer gesagt. Leider sei er vor Kummer und Ärger über seine dauernde Zurücksetzung und Benachteiligung gestorben, ehe sein Prozeß mit der Krone entschieden war.
Wie, ein Prozeß? Was für ein Prozeß?
Nun, wegen der Anerkennung seiner Forderungen aus der Kapitulation. Schon der Großvater habe einen gerichtlichen Bescheid darüber erwirken müssen und ihn auch bekommen. Aber der Rat von Indien in Burgos habe verhindert, daß der Beschluß ausgeführt wurde. Kein Real sei der Familie ausgezahlt worden.
Verständnisvolles Hohngelächter erscholl. Ja, so machten es die mit einem. Der dürre Brigant Paisano schrie, daß das Krähennest auf seinem Kopfe zitterte: er sei zwar nur als gewöhnlicher Soldat bei der Eroberung von Neuspanien dabei gewesen, aber man habe es doch fertiggebracht, ihn um die Hälfte seiner Löhnung zu prellen. Sein Generalkapitän freilich, der Ferdinand Cortes, habe schon sein Schäflein im Trocknen; der sei jetzt Markgraf von Oaxaca und Großkomtur von St. Jago und wisse nicht, wie er sein Geld hinausschmeißen solle mit Turnieren und Banketten, während man ihm hier trocknen Hanf zu kauen gebe. Wer das Glück hat, dem kalbt die Sau. Aber er für sein Teil habe nun genug von dem Geschwätz über die Goldmillionen; er kenne das; zwanzig Jahre sei er hinter dieser Parole hergelaufen und habe sich nur die Stiefel zerrissen. Diesem armen Teufel hier – dabei schlug er den Jüngling kameradschaftlich auf die Schulter – würden die hohen Señores da oben nach ihrem Belieben den nächsten Galgen verordnen oder eine seiner hübschen langen Hände ab-

schlagen lassen, und da werde ihm kein Vertrag und kein Rechts- oder Linksadvokat etwas helfen. Und jetzt wünsche er jedenfalls von dieser ganzen Sache nichts mehr zu hören und zu sehen und gedächte wieder ein ehrbares und vernünftiges Spiel anzusetzen.
Damit klirrte er in seine Ecke zurück. Einige folgten ihm, und der Kreis löste sich auf. Bald waren überall wieder die Karten und Würfel im Gange, und nur in den Pausen des Spiels wurde noch zuweilen etwas über den seltsamen Fall diskutiert. Der Advokat und der Kassenverwalter freilich saßen die ganze Nacht hindurch neben dem Jüngling und wisperten und flüsterten auf ihn ein, bis er ihnen fast unter den Händen einschlief. Auch der riesige Matrose Barragan stand, einfältig lächelnd, die ganze Zeit dabei, als wartete er auf irgend etwas Wunderbares.
Am nächsten Morgen sah man dann den Advokaten unter dem Fenster hocken und mit unendlicher Mühe auf der Rückseite eines der Papiere des Jünglings etwas kritzeln. Der selber schien sich freilich nicht sonderlich darum zu kümmern. Er saß mit Paisano und einigen andern beim „Einundzwanzig“. Es erwies sich, daß er ein leidenschaftlicher Spieler war; nur mürrisch gab er dem Advokaten Antwort, der zuweilen in seiner Arbeit inne hielt und ihn über die schiefe Schulter hinweg etwas fragte.
Er möge in Gottes Namen schreiben, was er wolle, fuhr er schließlich den Alten an, aber ihn mit den fortwährenden Fragen verschonen; zum zweiten Male habe er dabei schon einen Stich verpaßt.
Ja, lachte Paisano, der eben mischte, und schlug die Karten klatschend gegen das Knie, hier, das sei das Buch

der Bücher, gedruckt mit Privilegium Seiner Majestät und wahrhaftig etwas kurzweiliger zu lesen als der Schabenfraß und Mottenzunder von alten Akten.
So, giftete der Advokat zurück, dann könne er ja wohl seine Weisheit für sich behalten und auch dies, was er eben erst herausgefunden hätte: daß dem Kolumbus außer der geldlichen Forderung auch der Anspruch auf die Stelle eines Admirals erb- und eigentümlich für seine Nachkommen zugestanden worden sei.
„Admiral!“ johlte die ganze Runde. „Heb ab, Admiral!“ und: „Spiel aus, Admiral!“ und: „Da liegt der Trumpf, Admiral!“ Der Jüngling weinte fast vor Unmut, aber er mußte den Spitznamen von da an dulden.
Am Mittag, als der Schließer das Essen brachte, übergab ihm der Advokat das Schriftstück, das Kolumbus noch flüchtig und schnell unterschrieben hatte, ohne recht hinzusehen. Der Wächter betrachtete das Papier mißtrauisch und hielt es an einem Zipfel von sich ab mit dem Respekt des Ungelehrten vor allem Geschriebenen. Dringlich schärfte ihm der Advokat ein, das Dokument sogleich dem Gerichtshof abzuliefern; es sei eine Sache von allerhöchster Wichtigkeit. Er humpelte ihm noch bis an die Tür nach und redete auf ihn ein, während die andern sich schon gierig und stumm über die dünne Suppe hermachten.
Während einiger Tage erfolgte nichts, und man hatte den Vorfall schon fast vergessen, als eines Morgens zu ganz ungewohnter Zeit der Schließer in die Zelle gestürzt kam, blaß vor Wut und unaufhörlich vor sich hinschimpfend.
„Das Papier, das verfluchte Papier!“ Er hätte es gar nicht in die Hand nehmen sollen. Ein sauberes Stück, ihm die



Señores auf den Hals zu hetzen. „Aufgestanden!" – damit trat er den zunächst Liegenden mit der Fußspitze in die Rippen – „aufgestanden!" In ein paar Minuten sei ein Sekretär des Hohen Gerichtshofes hier und werde die Zelle inspizieren. Was zum Satan nur die Herren daher führe! Aber er wisse schon, wer ihm das auf den Hals geladen habe, und werde sich dafür zu bedanken wissen.
Die Häftlinge erhoben sich, Augen und Ohren blöde vom Schlaf, und klirrten mit den Ketten. Nur der Advokat war sogleich wach und huschte heran: nun, was hätte er gesagt?
Ah, da sei er ja, der schiefgewachsene Rattenkopf, fluchte der Schließer und stieß nach ihm mit dem Knie. Er könne sich auf eine tüchtige Tracht Prügel gefaßt machen, wenn die Revision erst vorbei wäre. Dann sei noch da ein Malefikant Kolumbus, wo der stecke.
Eilfertig zerrte der Advokat den Jüngling, der noch verträumt an seinen wunden Lippen kaute, herbei. Der Schließer schüttelte ihn.
So, um ihn sei das ganze Geschrei entstanden. Wie er denn aussehe, was? Ob er in diesem Aufzug etwa Seiner Exzellenza unter die Augen treten wolle? Keinen Fetzen mehr am ganzen Leibe, nackt wie ein gerupfter Hahn. Er sei doch ganz anständig gekleidet hier eingeliefert worden. Aber da werde in Satans Gebetbuch geblättert und gespielt und gedroschen, bis die letzte Faser herunter sei; er kenne das. Vorwärts, auf der Stelle sollten ihm die andern seine Sachen wiedergeben.
Der Jüngling hatte eben notdürftig seine Blöße bedeckt, als auf dem Gang Stimmen laut wurden. Der Schließer

fauchte ihn noch leise an, er solle sich in drei Teufels Namen beeilen und sprang dann herzu, um die halb angelehnte Tür aufzuhalten. Er verrenkte sich fast die Schultern vor Devotion; zu seinem Entsetzen waren außer dem angekündigten Sekretär auch noch zwei offenbar sehr hohe Richter erschienen, die er gar nicht kannte. Im Hintergrunde tauchte der Gefängnisdirektor auf, ängstlich bemüht, seine Gäste vor zu eiligem Betreten der Zelle zurückzuhalten.

Der Sekretär, ein junges, sehr stutzerhaft in schwarzen Atlas mit rosa Puffen gekleidetes Herrchen, trug nach neuester Mode ein dick mit Moschus parfümiertes Taschentuch in der Hand. Angstvoll drückte er es vor den Mund, während er sich in dem dämmrigen Raum nach allen Seiten umsah. Der Gefängnisdirektor komplimentierte sich inzwischen mit den beiden hohen Richtern an der Tür herum. Die Señores wollten sich doch die Schuhe nicht schmutzig machen; es sei nicht ganz sauber in dem Raum. Er sei nur für die unterste Klasse von Verbrechern bestimmt; Gesindel der übelsten Sorte, das es nicht besser verdiente. Dann schrie er nach rückwärts, man solle schleunigst Fakkeln bringen, die Señores könnten ja so nichts erkennen. Hastige Schritte scharrten auf dem Gang, und schließlich warf flackerndes rotes Licht die staubgraue Dämmerung auseinander.

Die Richter traten ein, vorsichtig ihre taftenen schwarzen Mäntel unter dem Kinn zusammennehmend. Die Sträflinge standen gebückt an den Wänden, in großem Respekt, bemüht, das Geräusch der Ketten, mit denen sie sonst trotzig lärmten, möglichst zu dämpfen.

Der ältere der beiden Richter, ein schlanker Herr mit langgezogenem, schmalem Kopf, dem über der prachtvoll in tausend Falten geplätteten Halskrause ein wie aus Silberdraht gezogener Spitzbart in die Luft stach, sah sich aufmerksam um. Seine grauen, tief in dem braunen, schlaffen Fleisch der Höhlungen liegenden Augen musterten die Gefangenen der Reihe nach. Die Knechte sprangen beflissen vor und stießen ihnen die Fackeln fast ins Gesicht, aber er winkte mit der stark beringten Hand ab. Sie traten zurück und hielten die Fackeln in die Höhe. Niemand wagte zu sprechen.
Der Richter wandte sich an seinen Begleiter, hüstelte gemessen hinter den gespitzten Fingern und meinte auf Lateinisch: da sehe man doch die Nichtigkeit alles Ruhmes der Welt. Des großen Kolumbus Enkel hier unter Wegelagerern und Strauchdieben. Und das Schlimmste: sein Gesicht sei nicht einmal herauszukennen unter diesen Galgenphysiognomieen.
Tief beunruhigt in seinem Legitimitätsgefühl machte er noch einmal den Versuch, ihn von selbst zu bezeichnen, gab es aber dann mit einer Handbewegung auf. Der Advokat erspähte die Gelegenheit; er trat vor, aus alter Gewohnheit die Hände reibend, und wies über die schiefe Achsel hinweg auf den Jüngling. Mit triumphierender Stimme stellte er ihn als den fraglichen Christoph Kolumbus, Don Christoph Kolumbus, vor. Dabei blickte er sich im Kreise um, nicht unzufrieden mit der Wirkung, die diese Verkündigung des Adelstitels hervorbrachte.
Der junge Mensch machte aber sogleich diese stolze Bezeichnung zunichte. Er brach unter dem Blick des Richters,

der trotz seiner beherrschten Züge seinen Widerwillen nur schlecht verhehlen konnte, laut aufheulend in die Kniee. Tränen überschwemmten das kleine Gesicht und ließen es noch kindlicher erscheinen; wie gedankenlos wischte er sich mit dem Handrücken über die wunden Lippen.
Eilig sprang der duftende Sekretär herzu, zupfte ihn am Ärmel und bedeutete ihn, aufzustehen; es sei Seiner Exzellenz in höchstem Grade mißfällig, jemand in dieser Haltung vor sich zu sehen.
„Ein Kolumbus ...“, sagte der Präsident zu seinem Begleiter, nachsinnend und wie eine Möglichkeit suchend, die Situation sich zu erklären. Allerdings, man habe ja immer behauptet, daß die Familie ursprünglich aus den dunkelsten Hafenvierteln von Genua stamme.
Wie erleichtert durch diese Deutung, begann er nun in knappen Sätzen die Fragen zu stellen, die er sich vorgenommen hatte. Der Jüngling antwortete, schluckend und oft vom Weinen überwältigt. Wenn er stockte, half der Advokat ihm ein. Der Sekretär suchte ihn zum Schweigen zu bringen, aber beharrlich stieß er immer wieder von einer anderen Seite vor. Vom Präsidenten wurde er freilich zu seinem größten Kummer nicht beachtet.
Es erwies sich, daß alle Angaben des Berichtes stimmten. Wenn der Jüngling auf eine Frage keine recht präzise Auskunft zu geben vermochte, so berief er sich immer wieder auf das Zeugnis seiner alten Amme in Medellin, die man darüber nur vernehmen solle. Der Sekretär fühlte das Bedürfnis, auch seinerseits sich an dem Verhör zu beteiligen; er bat den Präsidenten mit einem Blick um Erlaubnis, schob sich die gepufften Ärmel in die Höhe und fuhr mit

heftigen Handbewegungen auf den Häftling los: ja, ja, man sei nun überzeugt, daß er tatsächlich der Enkel des Großadmirals wäre. Aber wie könne er denn nur erklären, daß er als Abkömmling einer so berühmten Familie derart heruntergekommen sei? Man sei ja gezwungen, das Dokument Seiner Majestät und dem Obersten Staatsgerichtshof vorzulegen, was, eine Eingabe, datiert aus dem Zuchthaus – die Entrüstung trieb ihm die Stimme immer mehr in die Höhe – und verfaßt von einem offenbaren Strolch und Straßenräuber. Wie er das nur erklären wolle?
Der Gefragte sah sich ratlos um und brach statt aller Antwort wieder in Tränen aus. Er machte Miene, von neuem sich dem Präsidenten zu Füßen zu werfen. Der schüttelte unmutig den Kopf über das unvorsichtige Geschwätz seines Sekretärs, winkte ab und gab zu verstehen, er habe nun genug gehört. Man werde die Sache verfolgen. Ob der Gefangene einen Wunsch zu äußern hätte? Nein? Nun, gut.
Damit wandte er sich zum Gehen. Der Gefängnisdirektor schrie nach den Fackeln; der Advokat versuchte sich noch einmal bemerklich zu machen, wurde aber mit einem Blick zur Seite gescheucht; hastig versorgte der Schließer die Tür und stürzte den Richtern nach, um womöglich noch einen Fetzen des Gesprächs zu erhaschen. Die Zelle lag wieder im staubgrauen Müll der Dämmerung.
Verlegen standen die Sträflinge um Kolumbus herum. Er war ihnen plötzlich fremd geworden; sie wußten nicht, wie sie sich zu ihm stellen sollten. Einige versuchten es zaghaft mit ein paar Witzworten, aber die fielen kraftlos zu Boden und wurden von der ungeheuren Erregung, die durch den Raum zuckte, hinweggeweht. Am liebsten hätten sie sich

wieder in Toben und Lärmen Luft gemacht, aber keiner fand den rechten Anfang dafür.
Da kam der Schließer noch einmal zurück. Er ging auf den Jüngling zu, schüttelte ihn vorsichtig und erklärte, man habe ihm eine Einzelzelle zugewiesen, aus besonderer Gnade; er solle ihm folgen.
Wie erwachend sah der sich aber um und fuhr mit ganz überraschender Festigkeit heraus: er wolle durchaus und auf alle Fälle hier bleiben, er wünsche keine andere Zelle, er dächte nicht daran, sich umzuquartieren, hier bei den Kameraden werde er ausharren wie bisher. Und als der Schließer stutzte, drängte er ungeduldig auf ihn ein: schnell, er solle hinter dem Präsidenten herlaufen, man habe ihn nach seinen Wünschen gefragt; nun gut: er wolle hier bleiben, weiter nichts . . .
Seine letzten Worte wurden unter dem ohrensprengenden Gebrüll der Zellengenossen begraben. Der Schließer verschwand augenblicks; er sah, daß einige im Taumel der Begeisterung Miene machten, sich auf ihn zu stürzen. Draußen blieb er kopfschüttelnd noch eine Weile stehen und horchte. In dumpfen, gleichmäßigen Stößen ruckte das Geheul der Stimmen immer wieder an; dazwischen zischte wie Wasser das Geräusch der Eisen auf, die sie aneinander schlugen oder gegen die Wände hieben. Jetzt fingen sie gar an zu singen. Erbost trat er wieder an die Tür und pochte mit dem Schlüssel gegen den Blechbeschlag, aber niemand hörte auf ihn.
Den ganzen Tag über wurde es in der Zelle nicht ruhig. Kolumbus sank matt in seinem Winkel zusammen; er hörte fast nichts mehr von dem, was man wirr auf ihn ein-



schrie. Gruppen bildeten sich, wurden gesprengt und schlossen sich neu zusammen. Die unsinnigsten Hoffnungen und Erwartungen stiegen wie Blasen aus dem Gemurmel auf. Selbstverständlich würde der „Admiral“ – man behielt den Spitznamen bei, der nun plötzlich so greifbaren Sinn bekommen hatte, – sofort aus der Haft entlassen werden. Der Advokat setzte auseinander, wie ein Adliger niemals vor dem gewöhnlichen Gericht, sondern nur vor einem Konvent von Standesgenossen abgeurteilt werden könne; übrigens sei der Kolumbus mit den übrigen erblichen Würden zugleich Ritter von St. Jago und dürfe als solcher ausschließlich vom Kapitel des Ordens zur Rechenschaft gezogen werden. Nicht einmal der König selbst habe die Macht, ihn zu strafen.
Nicht einmal der König selbst! He, der sei ja überhaupt Partei, der Beklagte, schrie der Kassenverwalter dazwischen. Ob man das Gesicht des Richters bemerkt hätte? Das sei ein Herr, der wohl auch gegen Seine Majestät ein Urteil fällen würde, und wenn es die königliche Kasse jährlich vier Millionen kostete.
Die ungeheure Zahl wurde nun nicht mehr verlacht; man trank sie gierig hinunter und berauschte sich an ihr. Wenn das hier geschehen konnte, mitten unter ihnen, dann mußte es doch wohl auch für sie einige Folgen haben. Unmöglich zu denken, daß der Admiral einfach verschwinden sollte, der Schließer ihn abholte, eines Tages, und dann alles wieder war wie vorher. Wie, hatte der Admiral nicht eben noch erklärt, er bliebe hier, bei seinen Kameraden, der gute Bursche? Nun, er würde auch später sich seiner Genossen erinnern, und mit vier Millionen ließ sich wohl allerhand

tun. Man malte sich aus, was man anstellen wollte, wenn man erst freigelassen wäre. Der Admiral würde wahrscheinlich nach drüben gehen, der Boden war hier immerhin noch etwas heiß für ihn. Da ging man eben mit; irgendeinen Posten würde er einem schon verschaffen.
Der erste, der sich ganz unverhohlen mit einer Bitte an ihn wandte, war der Kassenverwalter. Er habe durch den Beistand, den er ihm bisher geleistet hätte, wohl genugsam gezeigt, daß er etwas verstünde. Der Señor würde mit ihm zufrieden sein, wenn er ihn zum Rendanten für seine sämtlichen Einnahmen und Güter machen wollte.
Der Jüngling lächelte freundlich zustimmend. Die andern erhoben ein zorniges Geschrei: Unverschämtheit! Generalintendant! Das könnte ihm wohl so passen. Man wüßte ja schließlich, warum er hier säße. Aber sie seien vollkommen begnügt, wenn er sie zum Aufseher bei einer seiner Gruben, zum Sergeanten seiner Wache, zum Steuermann, zum Bootsführer ernennen würde. Der riesige Matrose Barragan trat herzu, einfältig grinsend, und erklärte, er habe zwanzig Jahre auf den Schiffen Seiner Majestät gedient; jedesmal sei er bei der Ernennung zum Maat übergangen worden. Man solle ihm aber einmal den Posten geben, dann würde sich herausstellen, ob er tüchtig genug dazu sei. Er kenne alle die Schliche und Pfiffe der Burschen auf den Galeeren; die sollten bei ihm nichts zu lachen haben.
Schließlich mischte sich auch der dürre Brigant Paisano in das Gespräch, ungeduldig die wirren Haare über all diese Vorschläge schüttelnd. Er wüßte eine Unternehmung, die dem Señor noch Geld einbringen sollte, statt ihn etwas zu kosten, wie all diese Vagabunden hier. Neuspanien sei zwar

erobert und Peru entdeckt, aber das wahre Goldland hätte man noch nicht gefunden, das echte Eldorado, wo die Pfosten der Häuser aus Gold seien, die Dächer mit goldenen Ziegeln gedeckt, die Stufen aus Gold, wo die Leute in goldenen Wannen badeten und sich über und über mit purem Goldstaub puderten. Dahin solle man eine Expedition ausrüsten; er wolle gern seine Kenntnisse dabei zur Verfügung stellen. Zu solchem Zweck würde Seine Majestät sie wohl auch sämtlich aus dem Gefängnis losgeben, und er stehe dafür ein, daß sich die dafür verwandten Gelder verzehnfachen, verhundertfachen würden. Ja, sie würden von einer solchen Fahrt zurückkommen, dermaßen mit Schätzen beladen, daß Cortes und Pizarro arme Schlucker und Hungerleider gegen sie sein sollten.
Giftig fuhr nun aber der Advokat dazwischen: he, man sei ja fleißig dabei, alle Stellen zu verteilen; an ihn dächte wohl keiner mehr, wie? Dabei hinge nach wie vor alles von ihm ab, und wenn er nicht weiter sein Hirn strapaziere und sich abquäle, um den Handel zum guten Ende zu bringen, dann könnten sie ihre Kapitänspatente und Rendantenposten an die Wand schreiben. Noch sei die Sache keineswegs so sicher, und ihm habe das Gesicht des Richters einen etwas anderen Eindruck gemacht als dem Kassenverwalter.
Davon wollten die andern aber nichts hören. Er mache sich nur wichtig, der Ausgang sei doch keineswegs mehr zweifelhaft. In dieser Stimmung blieben sie denn auch die nächsten Wochen hindurch. Die ganze Zelle war in einem fortdauernden Rausch und Taumel der Erwartung. Sogar Karten und Würfel verloren ihre Kraft ein wenig; ja, zuweilen ließ einer mitten im Spiel die Karten so weit sinken,

daß die andern hineinsehen konnten, und murmelte selbstvergessen etwas vor sich hin.
Gespeist wurde diese Zuversicht immer wieder durch die Vernehmungen, zu denen das Gericht Kolumbus vorlud. Was er darüber berichtete, klang allerdings erstaunlich und zwang sogar dem mißtrauischen Advokaten das Eingeständnis ab, es scheine ja alles nach Wunsch zu verlaufen. Man hatte die alte Amme aus Medellin vorgeladen, die Kolumbus in der Tat als den echten und einzigen Enkel des Entdeckers identifizierte, und die Richter waren daraufhin einmütig der Überzeugung, daß dem vollkommen rechtsgültigen Anspruch des Vertrages stattgegeben werden müsse. Auch der lebhafte Protest des Vertreters Seiner Majestät und des Königlichen Rechnungshofes hatte sie dabei nicht beirren können. Überdies waren sie beim weiteren Fortgang der Sache auf die früheren Akten gestoßen, aus denen unwiderleglich hervorging, daß man schon dem Großadmiral selber und späterhin dem Sohne seinerzeit auf ihre Klagen hin mit ihrer Forderung hatte recht geben müssen. Lediglich der plötzliche Tod des Sohnes und die Tatsache, daß man dem Enkel nicht ordnungsgemäß einen Vormund bestellt hatte, waren schuld an dem Steckenbleiben der Angelegenheit. Jetzt mußte sie aber zur Erledigung kommen, und es handelte sich, so behauptete Kolumbus nach seinem letzten Verhör, nur noch darum, erträgliche Modalitäten für die Zahlung der ganz ungeheuerlichen ihm zustehenden Summen zu finden. Die Hauptstadt, ja das ganze Land – sein Gesicht zuckte etwas ratlos, während er das erzählte – sei in Aufregung. Die Richter selbst hätten ihn beschworen, sich zu einem billigen

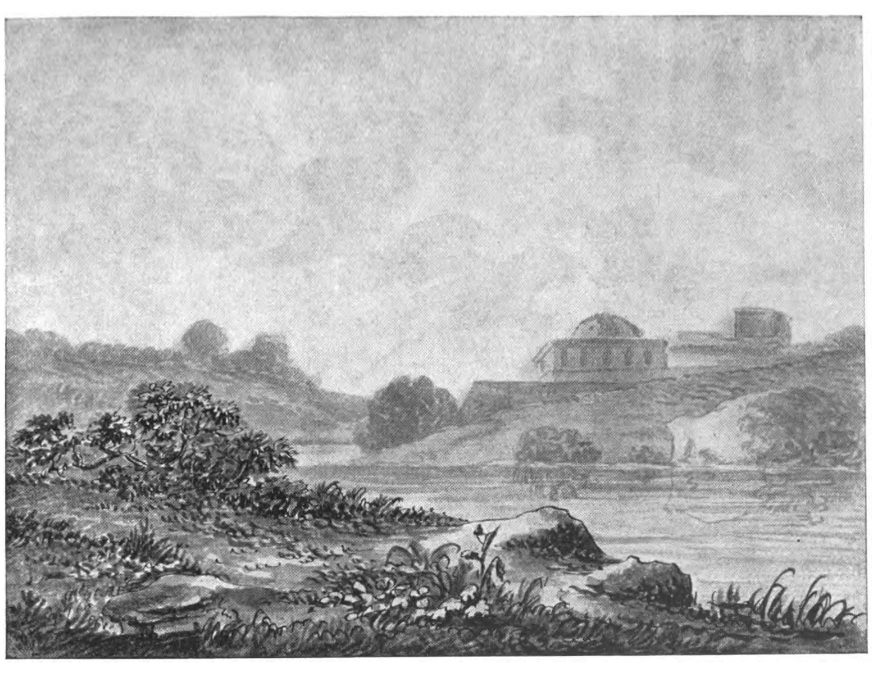
Vergleich bewegen zu lassen, denn eine buchstäbliche Erfüllung des Vertrages, geschweige die Auszahlung der rückständigen Beträge würde das Mehrfache des gesamten Einkommens aus den Kolonieen verschlingen und den ganzen Staatshaushalt gefährden. Der Königliche Rechnungshof, selbstverständlich der schärfste Gegner des ganzen Prozesses, habe sich diese Schwierigkeiten bereits zunutze gemacht. Es bestünde die Möglichkeit, so hätte man ihn von seiten des Gerichtes bedeutet, daß von dort aus der Pöbel der Stadt mit der Aussicht auf neue Steuern und Umlagen aufgereizt würde, das Gefängnis zu stürmen und ihn zu ermorden. Die Wachen seien sogar schon verstärkt worden; selbstverständlich würden sie ihn im Ernstfall nicht schützen.
Schwindel! schrie da der Advokat dazwischen, außer sich mit den spitzen Händen fuchtelnd. Schwindel! Übelste Schliche und Kniffe, wahrhaftig, er kenne das. Sieh da, diese hohen Señores, was für Mittelchen sie doch auch anwenden! Man wolle ihn nur weich machen, um ihn um den sicheren Erfolg zu prellen. Schamlos, und außerdem plump, lächerlich plump. Was, Vergleich! Nichts da, jetzt gelte es, fest zu bleiben; an dem Angebot könne man ja schon sehen, wie glänzend die Sache stünde. Übrigens würde man ihm ohnehin schon später bei der Abrechnung die Beträge verkümmern. Nicht nachgeben! Die volle Summe fordern, bis zum letzten Maravedi!
Jeden Einspruch brachte er mit dem triumphierenden Hinweis zum Schweigen, daß er, er, er es doch wohl sei, der die Angelegenheit bis hierher glorreich zum Siege geführt hätte. Schwitzend vor Aufregung hockte er sich wieder vor das Fenster und kratzte auf einem letzten, sorglich gehüteten

Bogen eine Eingabe, in der Kolumbus noch einmal unnachgiebig auf seiner Forderung bestand und volle Befriedigung verlangte. Der Jüngling unterschrieb, ein wenig nachdenklich. Einige hatten ihm abgeraten. Der Advokat bedachte sie mit entsprechenden Blicken und erklärte laut, man werde sie sich für später merken.

Acht Tage lang erfolgte nun nichts. Eine furchtbare Stille lag über der Zelle, es war, als preßte eine riesige Faust die Mauern zusammen. Der Raum wuchs zu. Unaufhörlich stießen sich die Gefangenen aneinander. Sie waren abgemagert und hatten glänzende Augen bekommen. Jeden Tag gab es rasende, verbissene Schlägereien um die nichtigsten Dinge. Sie wurden lautlos, keuchend ausgefochten; man wagte nicht zu lärmen, aus Furcht, der Gefängnisdirektor möchte sonst die Belegschaft umquartieren und trennen. Gegen Ende der Woche wurde Kolumbus noch einmal vorgeladen, diesmal aber nicht vor den Obersten Gerichtshof, sondern nur vor den gewöhnlichen Alkalden, der ihn das erstemal vernommen hatte. – Was gewesen sei? – Nichts; man habe ihm das Protokoll über seine Raubgeschichte noch einmal vorgelesen, und er habe das Geständnis unterzeichnen müssen. Die Herren seien freundlich zu ihm gewesen und hätten ihm gesagt, es handele sich um eine reine Formalität; man habe damals nicht gewußt, daß er schreiben könnte.

Die folgende Woche wurde noch schlimmer. Viele aßen nichts mehr; der Schließer trug die Hälfte der ohnehin dürftigen Mahlzeit wieder fort. Kaum einer konnte noch schlafen. Die Zelle war die ganze Nacht hindurch erfüllt von dem leisen Sirren der Ketten. Die Unruhigsten liefen

rastlos auf und ab; keiner schrie sie an, man war zu müde dafür. Auch die Ungläubigen wurden von der fanatischen Erwartung der andern überwältigt, und wenn schon einmal jemand vorsichtig äußerte, es dauere doch nun etwas lange, so fuhr der Advokat auf ihn los: wie, lange, zu lange? Das sei doch nicht, als wenn man eine Wirtshausrechnung ausschriebe; an der Aufstellung hätten ein Dutzend Sekretäre und Schreiber vollauf für einen Monat zu arbeiten. Was sie dann noch alles vergessen und unterschlagen hätten, das werde man ja sehen.
Kolumbus, den all dies fast am wenigsten anzufechten schien, hatte wieder begonnen zu spielen. Er gewann häufig; mit seinen träumerischen Bewegungen warf er die schmutzigen, vom langen Gebrauch eirund geschliffenen Karten lässig vor sich hin wie Steine, die ein Knabe spielend über das Wasser pritscht. Auch an dem Morgen, an dem der Schließer in Begleitung des stutzerhaft eleganten Sekretärs in der Zelle erschien, um ihm das Urteil zu verkünden, saß er mit Paisano beim „Einundzwanzig". Er sah sich flüchtig um und spielte weiter; da nicht die Herren des Hohen Gerichtes erschienen waren, die er erwartete, konnte es sich um nichts Wichtiges handeln. Der Sekretär schob umständlich die rosa gepufften Ärmel von den Händen zurück und räusperte sich durchdringend. Kolumbus warf die nächste Karte hin. Auch sein Partner wurde unruhig, aber der Jüngling lächelte: weiter spielen. Wie verzaubert saß er da in seiner Gewißheit, als könne ihm nichts mehr geschehen. Der Schließer trat heran und rührte ihm sachte die Schulter an: he, er schlafe wohl; der Sekretär sei da vom Gericht.



Sepiazeichnung Goethes

Von welchem Gericht? Der Sala de Justicia?
Nein, vom Alkalden.
Nun gut; er wünsche noch diesen Stich zu machen.
Aber, mein Gott, die Sache sei äußerst wichtig.
Ja; ... und diesen Stich!
Es gehe um Leben und Tod für ihn.
Den letzten! – So, gewonnen. Nun, was habe man ihm zu sagen?
Der Sekretär tupfte sich mit dem duftenden Taschentuch das ganze Gesicht ab. Dann verlas er das Urteil. Der Alkalde, als der zuständige Strafrichter, erkannte gegen Cristoph Kolumbus wegen offenbaren und auch eingestandenen Straßenraubes auf Tod durch den Strang. Der Spruch, gegen den bei der Art des Vergehens keine Berufung statthaben könne, sei im Verlauf von längstens fünf Tagen zu vollstrecken.
Der Jüngling stand in der Mitte des Raumes und wischte sich ratlos mit dem Handrücken über die wundgekauten Lippen. Er begriff nichts. Sein Prozeß! Die Eingaben! Der Vertrag!
Mit etwas unbehaglichem Gesicht zog der Sekretär die zerknitterten und schmutzigen alten Dokumente heraus, faßte sie ganz am äußersten Rande an und überreichte sie ihm. Der Oberste Gerichtshof stelle ihm diese Papiere, da nun durch das Urteil des Alkalden die ganze Angelegenheit erledigt sei, zurück. Damit machte er kurz kehrt und ging hinaus, während der Schließer, seit langer Zeit wieder zum erstenmal, laut und umständlich mit den Schlüsseln hantierte.
Die Gefangenen waren in die äußersten Winkel der Zelle



zurückgewichen, solange das Urteil verlesen wurde. Nun kamen sie wieder hervor, mit vor Erbitterung schrillen und ruckenden Bewegungen. Sie hatten nicht übel Lust, sich auf den Jüngling zu stürzen; trotzdem wagte keiner ihn anzutasten. Paisano an der Spitze murrte: was, habe er es nicht gleich gesagt? Verfluchtes Geplärr von den Goldmillionen. Eldorado! Admiralschaft! Der Adel! Ach ja, die Señores hätten ihm da schon eine Erhebung in den Freiherrnstand zugedacht, hoch hinaus, da könne er seine Güter sich noch einmal von oben betrachten, halb Madrid . . .
Mitten im Satz hielt er inne, fuhr sich verlegen mit den Händen in die wirren Haare und schwieg. Auch die andern wurden still. Der Jüngling stand mit geschlossenen Augen in der Mitte des Raumes, das Kinn tief auf die Brust gedrückt, als sei ihm der Kopf ausgerenkt. Die Arme hingen schlaff herunter; über der Brust warf der Rock breite Falten. Eine solche Kälte wehte von ihm her, daß sie unwillkürlich wieder zurücktraten, leise, Schritt um Schritt. Keiner sprach mehr. Einige legten sich hin, wo sie eben standen; andere sanken gegen die Wand. Manche schliefen im Stehen.
Nur der Advokat schüttelte abwehrend den Kopf, spannte energisch die schiefen Schultern und stieß seine Füße vor dem Fenster hin und her. Er dachte nicht daran, das Spiel schon verloren zu geben. Langsam dämmerte ihm eine Möglichkeit. Er legte dem Jüngling die Hand auf die Schulter und fragte ihn, behutsam, damit niemand es hörte, ob er denn keine Kinder habe?
Der wandte ihm das blasse Gesicht zu und bat ihn, mit einer Handbewegung, die eine eigentümliche, ihm bisher fremde

Würde zeigte, er möge ihn doch nichts mehr fragen, da er nun bereit sei, mit dem Leben abzuschließen. Gewiß, er habe ein Kind, da hinten in Medellin; aber das sei eine Geschichte, über die er jetzt nicht mehr reden wolle.
Der Advokat ließ aber nicht ab: ob es ein Sohn sei? Ja? Und die Mutter? Verheiratet sei er ja wohl nicht. Also außer der Ehe gezeugt. Und der Stand des Mädchens? Ihre Abstammung? Sie sei doch wenigstens aus reinem, christlichem Blute? Ach, er verstehe: die wäre die Ursache, daß er hier säße, wie?
Der Jüngling hob ein wenig den Kopf: woher er denn das wüßte?
Nun, nun, das ließe sich wohl kombinieren. Aber dann sei ja doch gar nicht alles verloren. Man dürfe nur den Kampf nicht aufgeben. Er solle schleunigst das Weib kommen lassen, sich mit ihr trauen; Aufschub dazu würde man schon vom Gericht erlangen. Der Sohn – es sei doch ein Sohn? – erbe dann den Anspruch. Es könne einige Schwierigkeiten geben, weil er ja vor der Ehe gezeugt, aber die würden sich überwinden lassen. Er solle ihn nur dafür sorgen lassen. Fünf Jahre habe er hier noch, dann komme er frei; er werde sein Leben an die Sache setzen, um sie durchzufechten. Vorwärts, man wolle gleich die Eingabe aufstellen. Der Alkalde dürfe ihm diesen letzten Wunsch nicht verweigern. Notfalls würde man die Kirche zu Hilfe rufen.
Der Jüngling hob wieder abwehrend die schmale Hand. Vergeblich stellte ihm der Advokat vor, daß hier auch eine letzte, äußerste Möglichkeit liege, sich selber zu retten. Die Krone werde vielleicht nicht wagen, es nochmals auf



einen Prozeß ankommen zu lassen, und ihm einen neuen Vergleich anbieten. Und einen Vergleich müsse man ja jetzt wohl machen; auch der Sohn werde schwerlich alles bekommen.

Nein; er wolle in Ruhe sterben. Alles Geschwätz über die Sache sei ihm zuwider.

Der Alte bat ihn, ihm doch wenigstens eines der Papiere zu geben; er hoffte, er könne wie bisher das Schriftstück einfach aufsetzen und dann von ihm unterschreiben lassen.

Der Jüngling preßte statt einer Antwort stumm die Hand auf die Brust, wo er die Dokumente verwahrt hatte.

Sie stritten noch, als der Schließer von neuem erschien und den Befehl überbrachte, Kolumbus habe zu einer letzten Vernehmung vor dem Obersten Gerichtshof zu erscheinen.

Der Jüngling sah sich in der Zelle um, als wüßte er, daß er nicht hierher zurückkehren würde. Dann reichte er dem Advokaten die Hand und dankte ihm für seine Fürsorge. Er habe es gut mit ihm gemeint, aber das sei ja nun aus und vorbei. Die – damit wies er hinaus auf den Gang – würden ihm nun wohl alles weitere Appellieren ersparen.

In höchster Erregung über das Ungesetzliche dieses Verfahrens, das dem Verurteilten ja nicht einmal die allerüblichste Galgenfrist zubilligte, sprang der Alte zwischen den Gefangenen und die Wache, wie um ihn mit seinem schiefen, kleinen Körper zu decken. Die Soldaten warfen ihn in den Raum zurück, daß seine Ketten schellten, und führten Kolumbus hastig ab. Kaum konnte er den Arm erheben, um vom Gang her noch ein Zeichen zu geben.

Man brachte den Jüngling in einer Sänfte, die auf beiden Seiten verhängt war, in das Gebäude der Sala de Justicia. Der

Oberste Gerichtshof hatte sich in einem kleinen, sehr reich möblierten Saal versammelt, dessen offene Bogenfenster das schmetternd helle Licht des Flusses hereinwarfen. Kolumbus blieb mit gekrümmten Schultern stehen und rieb sich die entwöhnten Augen. Man hatte ihm die Ketten abgenommen. Zaghaft versuchte er eine Verbeugung, verfehlte aber die Richtung und geriet damit vor den Sekretär. Der sprang verlegen auf und schob ihn zurecht: dort säßen Ihre Exzellenzen. Er sah zunächst nur das schwere dunkle Rot der samtenen Talare.
Der älteste Richter hob die stark beringte Hand und wies ihm seinen Platz vor der Schranke an. Kolumbus erkannte ihn an dem scharfen, wie aus Silberdraht gezogenen Spitzbart wieder. Nun hörte er die Stimme; kalt und sehr deutlich.
Man verkündigte ihm die Begnadigung. Seine Majestät habe sich bewogen gesehen, ihm die verwirkte Todesstrafe zu erlassen, allerdings unter besonderen Bedingungen, die er sogleich hören werde.
Damit gab der Richter, dem dieser Teil der Verhandlung peinlich zu sein schien, das Wort an den Sekretär ab. Kolumbus vernahm aber nichts von dem, was der junge Mann in dem rosa gepufften Atlaskostüm vorlas. Er taumelte gegen das offene Fenster. Seine Hände krallten sich in der Brüstung fest. Die Sonnenwärme, die in allen Poren des Steins saß, rieselte ihm durch die Finger. Er atmete, fast schreiend, laut auf. Er roch den kräftig nüchternen Geruch des Wassers dort unten im Fluß. Fast hätte er den Kopf gegen den Pfeiler geschlagen. Lautlos sank er zusammen.

Man besprengte ihm die Stirn mit Wasser. Der Präsident selber bemühte sich um ihn. Er ließ ihm einen Stuhl bringen und legte deutlich Wert darauf, ihn erst wieder bei voller Besinnung zu sehen, ehe die Verlesung weiter ging. Dann gab er dem Sekretär das Zeichen.

Das Dokument enthielt eine Art Vergleich, in dem der König gegen Erlaß der Strafe von Kolumbus den vollständigen und ewigen Verzicht für sich und alle etwaigen Nachkommen auf seine Forderungen aus dem Vertrag mit dem Großvater verlangte. Er erkannte im übrigen gegen ihn auf lebenslängliche Verweisung aus seinen sämtlichen Staaten und Landen; im Übertretungsfalle sollte das erste Urteil unverzüglich wieder in Kraft treten. Schließlich billigte er ihm eine Summe von 300 Realen als Reise- und Subsistenzgeld in einmaliger Auszahlung zu.

Das gesamte Gericht erhob sich. Der Präsident fragte den Jüngling, ob er, Christoph Kolumbus, Enkel des Großadmirals und Vizekönigs Christoph Kolumbus und Sohn des Admirals Bernardo Kolumbus, im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte und nach angehörter Verlesung dieses Vertrages in allen Teilen bereit sei, ihn zu beschwören und mit seiner Unterschrift zu vollziehen.

Der Jüngling bejahte, ohne sich zu bedenken. Er leistete den Eid und griff schon nach der Feder, als der anwesende Vertreter der Krone dazwischentrat und bemerkte, es sei noch ein Punkt zu erledigen, der in dem Vergleich durch ein Versehen keine Aufnahme mehr gefunden habe. Der Inkulpat müsse nämlich den Namen Kolumbus für immer ablegen und hinfort einen anderen führen. Damit wies er ein Schriftstück der Königlichen Kanzlei vor, das die Na-

mensänderung des Christoph Kolumbus in Juan Perez verfügte. Der Präsident stutzte einen Augenblick und erklärte dann, diese Bedingung sei ungewöhnlich und bisher auch nicht erwähnt worden; er füge sich aber dem Willen Seiner Majestät, falls der Betroffene nichts dawider hätte. Der schüttelte den Kopf, halb schon dem Fenster zugewandt. Er unterschrieb, wie man ihm bedeutete: Juan Perez, ehemals Christoph Kolumbus. Dann fragte er, ob er noch einmal in seine Zelle zurückkehren dürfe?
Nein, er habe unverzüglich und noch in dieser Stunde abzureisen mit dem nächsten militärischen Transport, der auf dem Wasser nach Toledo ginge.
Ehe er abgeführt wurde, forderte ihm aber der Sekretär noch den alten Vertrag seines Großvaters ab. Und in diesem Augenblick, da er das schmutzige, zerknitterte Pergament ausliefern mußte, wurde ihm sein Verlust erst greifbar deutlich. Erst damit, schien es ihm, gab er jeden Anspruch endgültig und unwiderruflich auf, verleugnete er seine Vergangenheit. Zitternd und mit schlechtem Gewissen warf er das Dokument auf den Tisch. Hastig strich er das bereitgelegte Geld ein. Dann ging er.
Der Präsident trat an die Fensterbrüstung. Die Eile, mit der die Vertreter des Königlichen Rechnungshofes die Verträge und Akten zusammenrafften und davon stürzten, war ihm widerwärtig. Er hielt seinen Bart mit dem Handrücken in die Höhe und blickte vor sich hin. Ungeheuer glänzte das Wasser unter der Sonne auf. Das Transportboot war bereits beladen und stieß schwarz in den gelben Glast hinein. Mitschiffs saß der Jüngling unter der Wachmannschaft. Er hatte den Kopf im Nacken und ließ sich den Wind über-

mütig durch die Haare streichen. Er sprach laut und wie um seine Stimme in der jungen Freiheit zu proben. Sie würfelten wohl miteinander. Lange noch, nachdem das Schiff bereits klein geworden und fast verschwunden war, trug der Schall diese sorglose Stimme über das Wasser.

*

ERNST BERTRAM

ZWEI GEDICHTE

Die Königsfenster

IHR strengen Könige aus heiligem Glas,
Geht ihr noch immer durch die Schmerzenshallen?
Was sucht ihr noch? Die Kronen sind gefallen.
Die Erd ist ohne Herrn. Welt ohne Maß.

Ihr alten Könige aus heiliger Wahl,
Geht immer, geht im vielgebrochenen Licht!
Ein Maß der Welt war euer Angesicht.
Wir suchen, was ihr wart: das Volk. Den Strahl.

Paracelsus

IHR schreit nach fremdem Arzt. Doch jedem Land
Wächst seine Krankheit selbst und Arzenei,
Und nur der eigne Arzt dem eignen Blut.

Nicht aus Arabia noch Chaldäerland
Holt, wie die falschen Magier, den Trank,
Nicht griechisch noch italisch tönt das Heil:

Da, wo die Krankheit alter Not entspringt,
Da, wo die Seuche beulig euch umkrallt,
Dort ist heilsamen Helferwunders Ort.

Seid ihr in Todgefahr? euch alle heilt
Nur Baum, nur Kraut, nur Wurzel eures Lands
Und eures Landes Pest nur Landes Sohn.

Aus der zweiten, vermehrten Auflage
von „Straßburg, ein Gedichtkreis"

*

VERLIEBT?

Von David Herbert Lawrence

Hör mal, Beste," sagte Henriett, „wenn ich mit meinem Verlobten – den ich in einem Monat heiraten soll – einen Wochenendausflug vorhätte und dabei so gequält aussähe, na! Ich würde ein anderes Gesicht machen, oder meine Gefühle verbergen, oder –"

„Sei doch still!" schnappte Hester. „Wenn dir mein Gesicht nicht gefällt, sieh woanders hin!"

„Aber, liebe Hester, nur kein Zorn! Schau mal in den Spiegel, dann wirst du verstehen, was ich meine!"

„Was du meinst, ist ganz egal. Mein Gesicht geht dich überhaupt nichts an", sagte Hester voll Verzweiflung, keineswegs gesonnen, in den Spiegel zu schauen, oder sonst den freundlichen Ratschlägen der Schwester zu folgen.

Henriett summte, als jüngere und Gott sei Dank unverlobte Schwester leise vor sich hin. Sie war erst einundzwanzig und dachte nicht daran, ihren Seelenfrieden durch



die Annahme irgendeines verhängnisvollen Ringes aufs Spiel zu setzen. Immerhin – es war angenehm, Hester „untergebracht“, wie man so sagt, zu sehen. Denn Hester war bald fünfundzwanzig, und das ist bedenklich.
Das Schlimmste aber war Hesters berühmtes „gequältes“ Aussehen, das sie neuerdings zur Schau trug, wenn von dem treuen Joe die Rede war: dunkle Schatten unter den Augen, scharfe Linien zum Kinn herunter. Und wenn Hester so aussah, war Henriett hilflos und fühlte peinvollstes, mißtönendes Echo von Qual und Sorge im eignen Herzen; und das war ihr furchtbar. Sie konnte dies plötzliche Angstgefühl einfach nicht ertragen.
„Was ich sagen wollte,“ fuhr sie fort, „es ist wirklich schäbig gegen Joe, wenn du so zu ihm kommst. Entweder sieh die Sache freundlicher an, oder –“ Aber sie hielt sich zurück. Sie hatte sagen wollen: „Geh nicht!“ Sie hoffte doch so sehr, daß Hester wirklich bis zur Heirat durchhalten würde, was ihr eine Last vom Herzen nähme.
„Hol's der Teufel!“ schrie Hester. „Laß mich in Frieden!“ Und ihre dunklen Augen sprühten Funken von Wut und Bangigkeit auf die junge Henriett.
Die setzte sich auf das Bett, hob das Kinn und machte ein Gesicht wie ein anbetender Engel. Sie war Hester in Wirklichkeit innig zugetan, und der gequälte Ausdruck war ein schrecklich schlechtes Zeichen.
„Hör mal, Hester,“ sagte sie, „soll ich mit dir nach Markbury hinunterkommen? Ich tue es gern, wenn du es möchtest!“
„Bestes Kind!“ schrie Hester verzweifelt, „was um Himmels willen soll mir das nützen?“

„Nun, ich dachte, es könnte die Sache weniger intim machen, wenn es das ist, was dich bedrückt!"
Hesters Lachen darauf war ein hohles, spöttisches Echo: „Sei doch kein solches Kind, Henriett, ich bitte dich!"
Und Hester machte sich allein auf die Reise nach Wiltshire, wo ihr Joe gerade eine kleine Farm aufgetan hatte, um heiraten zu können. Nachdem er Artillerist gewesen war, hatte ihn das Geschäftsleben angewidert und gelangweilt. Außerdem wäre Hester nie in eine kleine Vorstadtvilla gezogen. Jede Frau sieht ihr Heim durch einen Ehering; Hester hatte vorerst nur durch den Verlobungsring geschielt. Aber Golders Grün oder sogar Harrow – bei allen Göttern! Nein!
So hatte Joe ein kleines, braunes Holzhaus gebaut, zum großen Teil mit den eignen Händen; hinten war ein kleiner Bach mit zwei Weiden – alten; an den Seiten braune Schuppen und Hühnerhöfe. Es gab Schweine in einem schweinesichern Drahtgehege und zwei Kühe und ein Pferd auf der Weide. Joe hatte etwa zehn Morgen und nur einen jungen Knecht als Hilfe. Aber dann, natürlich, sollte ja Hester kommen.
Es sah alles sehr neu und ordentlich aus. Joe konnte zugreifen. Er sah auch sozusagen neu und ordentlich aus, kerngesund und mit sich selbst zufrieden. Er bemerkte nicht einmal das „gequälte Aussehen". Oder nur, um zu sagen:
„Ja, du siehst ein bißchen abgeschafft aus, Hester. Dies In-die-City-Gehen strapaziert dich mehr als du selber weißt. Hier unten wirst du ein ganz anderes Mädel werden!"
„Na, das will ich meinen!" rief Hester.

Und es gefiel ihr! All die weißen und gelben Hühner, und die Schweine voller Fidelität! Und die gelben Weidenblätter; wie schmale Messerklingen flatterten sie leise von den überhangenden alten Bäumen hinter ihrem Haus. Es gefiel ihr sehr, sehr gut; besonders die gelben Blätter auf der Erde.

Sie sagte Joe, daß sie alles wunderschön, erstklassig, fein fände! Und er war furchtbar froh. Jedenfalls sah er der Situation angemessen aus.

Die Mutter des Knechtleins brachte ihnen um halb eins das Mittagessen. Der Nachmittag war eitel Sonne, dazu allerhand zu tun, nachdem sie für die alte Frau das Geschirr abgetrocknet hatte.

„Nun dauert es nicht mehr lang, Fräulein, dann kochen Sie an diesem Herd, und ein guter kleiner Herd ist es!"

„Nein, nicht mehr lang!" echote Hester in der kleinen heißen Holzküche, die der Herd überhitzte.

Die Frau zog ab. Nach dem Tee zog auch das Knechtlein ab, und Joe und Hester sperrten die Hühner und die Schweine ein. Es dämmerte. Hester ging hinein und machte das Abendbrot zurecht; sie fühlte sich etwas verlegen. Joe zündete ein Feuer im Wohnzimmer an; er fühlte sich wichtig und wie eine überreife Frucht.

Er und Hester würden, bis das Knechtlein am nächsten Morgen wiederkäme, allein in dem Häuschen sein. Vor sechs Monaten hätte das Hester Spaß gemacht. Sie beide waren so absolut vertraut miteinander. Sie und ihre gegenseitigen Familien waren seit Jahren, seit ewigen Zeiten Freunde gewesen. Er war ein durchaus anständiger Junge und irgend etwas Zweideutiges hätte man von ihm nie zu

fürchten gehabt. Von ihr auch nicht. Bei allen Göttern, nie!

Aber, ach! seit sie versprochen hatte, ihn zu heiraten, hatte er den jämmerlichen Irrtum begangen, sich in sie zu verlieben. Vorher war er nie so gewesen. Und hätte sie gewußt, daß er jetzt so werden würde, hätte sie energisch gesagt: Wir wollen Freunde bleiben, Joe, denn dies Gehabe ist unter unserm Niveau. Wenn er anfing, sie zu herzen und zu drücken, konnte sie ihn nicht ertragen. Obgleich sie das Gefühl hatte, sie müsse. Sie bildete sich sogar ein, sie müsse das gern haben. Obgleich ihr nicht klar war, woher das „Muß" kam.

„Ich fürchte, Hester," sagte er traurig, „du bist nicht so verliebt in mich, wie ich in dich!"

„Hol's der Teufel!" schrie sie. „Wenn ich's nicht bin, solltest du Gott danken. Mehr sage ich nicht!" – welche doppelt unterstrichene Bemerkung er zwar hörte, aber nicht registrierte. Er sah den Dingen nie gern so recht mitten ins Auge. Er ließ es einfach sein, und ihre Gefühle ließ er auch behaglich im Dunkeln. Behaglich für sich nämlich.

Er hatte ganz besonders viel Geschick für Autos und für die Farm und derartige Dinge. Und sicher war sie, Hester, ebenso kompliziert wie ein Auto. Sicher gab es bei ihr ebenso viele empfindliche kleine Ventile und Magnete und Übertragungen und was sonst noch, ehe sie in Gang kam! Wenn er nur versuchen wollte, sie so sorgfältig zu behandeln, wie er seinen Wagen behandelte! Sie mußte genau ebenso in Gang gesetzt werden wie ein Auto. Selbst wenn ein Wagen einen automatischen Anlasser hatte, mußte der Führer ihn einschalten.

Hester fühlte, daß sie viel Ankurbeln nötig hatte, ehe sie mit Joe auf der Ehestraße losfahren konnte. Aber er, der Esel, saß in einem regungslosen Wagen und bildete sich ein, wer weiß wie viele Meilen in der Stunde zu fahren. Diesen Abend war sie ganz verzweifelt. Am Nachmittag, solange sie mit ihm überall herumgewirtschaftet hatte, war alles recht gewesen. Dann war sie gern bei ihm. Aber nun, am Abend, da sie allein, war ihr das dumme kleine Zimmer, das behagliche Feuer, Joe, Joes Pfeife und Joes glattes, gewissermaßen erwartungsvolles Gesicht einfach zuviel.
„Komm, setze dich hierher, Lieb", sagte Joe überredend und tätschelte das Sofa an seiner Seite. Und sie, weil sie glaubte, daß ein nettes Mädchen entzückt dort sitzen müsse, ging und setzte sich neben ihn. Aber sie kochte! Unverschämt! Überhaupt unverschämt von ihm, ein Sofa zu haben. Sie haßte diese gewöhnlichen Sofas.
Sie duldete seinen Arm und einen gewissen Druck seiner Muskeln, von dem sie annahm, daß er Zärtlichkeit sein sollte. Er hatte sorgfältig seine Pfeife ausgedrückt. Aber sie dachte, wie glatt und töricht sein Gesicht aussähe; seine ganze freie Offenheit und natürliche Unbefangenheit war fort. Wie lächerlich von ihm, ihr den Nacken zu streicheln. Wie idiotisch er sich ausnahm als gurrender Täuberich! Was für süße Nichtigkeiten hatte wohl z. B. Lord Byron seinen verschiedenen Damen zugeflüstert? Gewiß nicht so blödsinniges, so unbegabtes Zeug! Und wie geradezu haarsträubend von ihm, sie so zu küssen!
„Es wäre mir tausendmal lieber, du spieltest mir was vor, Joe", schnappte sie. „Du möchtest doch nicht, daß ich dir heute vorspiele, Lieb?" fragte er.

„Warum denn nicht heute? Ich wäre glücklich, ein wenig Tschaikowsky zu hören, etwas, das mich ein bißchen in Schwung bringt!"
Er stand gehorsam auf und ging zum Klavier. Er spielte recht gut. Sie hörte zu. Und Tschaikowsky hätte sie wohl aufgefrischt. Das heißt, die Musik. Wenn ihr nicht so verzweiflungsvoll klar gewesen wäre, daß nach den Tönen dieser Musik Joes verliebtes – wenn man es so nennen will – Wesen noch viel unmöglicher wurde. „Das war schön!" sagte sie. „Jetzt mein Lieblingsnokturno!"
Während er ganz in sein Spiel vertieft war, schlüpfte sie aus dem Haus. Oh! sie stieß in der kühlen Oktoberluft einen Seufzer der Erlösung aus. Das Dunkel war gelichtet, im Westen leuchtete frisch ein halber Mond, die Luft war regungslos. Wie ein Nebel lag die Nacht über der Erde.
Hester schüttelte ihr Haar und entfernte sich mit großen Schritten von dem Häuschen, das jetzt einer richtigen kleinen Trommel glich, wie es von ihrem Lieblingsnokturno widerklang. Sie raste einfach, um außer Hörweite zu kommen. Ah! die wunderbare Nacht! Sie schüttelte wieder ihr kurzes Haar; ihr war zumut wie Mazeppas Pferd, das in die Unendlichkeit ausbrechen will. Obgleich die Unendlichkeit nur des Nachbars Feld war. Aber Hester selbst fühlte sich in dem weichen Mondlicht überwallen. Oh, davonzurasen über die Schneide des Nirgendwo. Wenn das Nirgendwo, wie Joes Brotmesser, eine Schneide hatte! „Ich bin verrückt, ich weiß!", sagte sie zu sich selbst. Aber das nahm ihr das wilde Überschäumen nicht aus den Gliedern! Ach, wenn es doch eine andere Lösung gäbe

als Joe und sein Kosen. Ja, Kosen! Das Wort nahm ihr den letzten Fetzen Selbstachtung, aber sie sagte es laut.
Da in diesem Feld einige fremde Pferde waren, zog sie sich vorsichtig durch Joes Gatter zurück. Das sah ihm gerade ähnlich, einen so kleinen Besitz zu haben, daß man nicht einmal dem Ton seines Klaviers entgehen konnte, ohne auf fremden Boden zu geraten! Als sie sich dem Blockhaus näherte, hörte jedoch Joes Klavierspiel plötzlich auf. Himmel! Wild sah sie um sich. Eine alte Weide hing über den Bach. Sie streckte sich kriechend, und mit der Schnelligkeit einer langen Katze kletterte sie in das Netz des klingenkühlen Blattwerks.
Kaum hatte sie sich in eine erträgliche Lage gerückt, als er um die Hausecke in das Mondlicht trat, auf der Suche nach ihr. Wie durfte er das überhaupt wagen! Sie hielt sich still wie eine Fledermaus zwischen den Blättern und beobachtete ihn, wie er, eine aufrechte, langweilig männliche Gestalt, daherschlenderte und mit hochgerecktem Kopf im Dunkel spähte. Er sah, diesmal, sehr untüchtig, unbedeutend und hilflos aus. Wo war sein vorausgesetzter männlicher Zauber? Warum war er so langsam und der Situation so wenig gewachsen? Da! Er rief leise und verlegen: „Hester! Hester! Wo bist du hingekommen?"
In Wirklichkeit war er ärgerlich. Hester saß still in ihrem Baum und versuchte, sich nicht zu rühren. Sie dachte nicht von ferne daran, ihm zu antworten. Gradesogut hätte er auf einem andern Planeten sein können. Er schlenderte unsicher und unglücklich aus ihrem Gesichtskreis. Da gab es ihr einen Stich: „Wirklich, Mädchen, es

geht ein bißchen weit, wie du mit ihm umspringst. Armer, alter Joe."
Sofort fing etwas in ihr zu summen an: „Die süßen Stimmen hör' ich rufen, armer, alter Joe!" Wenn auch – sie hatte kein Verlangen, hineinzugehen und einen Abend tête-à-tête – das fehlte noch! – zu verbringen.
„Natürlich ist es absurd, zu denken, so könnte er mich zur Liebe verlocken; eher ließe ich mich in einen von seinen Schweineställen hineinlocken. So entsetzlich ordinär! Es ist ganz klar: er beweist einfach dadurch, daß er mich gar nicht liebt."
Dieser Gedanke durchfuhr sie wie ein Schuß: „Gerade die Tatsache seines Verliebtseins beweist mir, daß er mich nicht liebt. Kein Mann, der eine Frau liebt, könnte so verliebt mit ihr tun. Es ist eine solche Beleidigung." Sofort fing sie an zu weinen und wäre, als sie im Ärmel nach ihrem Sacktüchlein herumsuchte, fast vom Baum gefallen. Was sie wieder zu sich brachte.
In der dunkeln Ferne sah sie ihn nach dem Hause gehen und wurde bitter: „Warum hat er uns überhaupt diese Suppe eingerührt? Ich wollte ja gar nicht heiraten und jedenfalls habe ich mich nicht darauf einlassen wollen, daß sich jemand in mich verliebt. Und jetzt bin ich unglücklich und komme mir anormal vor. Denn die Mehrzahl der Mädchen müssen doch dies verliebte Getue schätzen, sonst würden es die Männer nicht veranstalten. Und die Mehrzahl muß normal sein. Also bin ich anormal und sitze auf einem Baum. Ich bin mir zuwider – und Joe – der hat alles kaputt gemacht, was einmal zwischen uns war, und gerade daraufhin sollen wir nun heiraten! Es ist zum Übelwerden!

Was für ein widerliches Durcheinander das Leben ist! Ich hasse widerliche Durcheinander!"
Und sofort vergoß sie ein paar weitere Tränen; während sie tropften, hörte sie, wie die Tür des Häuschens mit einem Krach zugeschlagen wurde. Er war hineingegangen und war gerecht beleidigt. Neue Besorgnis erfüllte sie. Auch war die Weide unbequem. Die Luft war kalt und feucht. Wenn sie sich erkältete, hätte sie wahrscheinlich wieder den ganzen Winter einen Schnupfen. Sie sah das warme Lampenlicht aus dem Fenster scheinen und sagte: „Verflucht!" Was, in ihrem Fall, bedeutete, daß es ihr schlecht ging.
Sie glitt vom Baum herunter und zerkratzte sich den Arm, und wahrscheinlich waren auch ihre allerhübschesten Strümpfe hin. „Oh, hol's der Teufel", sagte sie mit Nachdruck, schon auf dem Wege zum Bungalow, um sich mit dem armen, alten Joe auseinanderzusetzen. „Armer, alter Joe will ich ihn nicht nennen!"
In diesem Augenblick hörte sie ein Auto drunten auf dem Weg langsam fahren und die Hupe leise, vorsichtig tuten. Lampen schienen an Joes neuem eisernen Tor. „Diese Frechheit! Diese unausstehliche Frechheit! Das ist diese junge Henriett, die mich überfällt!" Wie eine Mänade flog sie Joes Schlackenfahrweg hinunter. „Halloh Hester", flutete Henrietts kühle junge Stimme aus dem Dunkel des Wagens. „Wie geht's?"
„Was für eine Frechheit!" schrie Hester. „Eine unerhörte Frechheit!" Sie lehnte keuchend an Joes eisernem Tor. „Na, wie geht's?" wiederholte Henrietts Stimme liebenswürdig. „Was soll das überhaupt heißen?" fragte Hester, noch keuchend.

„Aber, Beste, fahr nur nicht gleich los. Wir wollten nur hereinkommen, wenn du herausgekommen wärst. Du brauchst nicht denken, daß wir unsre Nasen in eure Angelegenheiten stecken wollen. Wir wollen drunten bei Bonamy kampieren. Ist das Wetter nicht zu himmlisch?"
Bonamy war Joes Kamerad, auch ein alter Artillerist, der ebenfalls eine Meile weiter an der Straße eine „Farm" aufgetan hatte. Ein Robinson Crusoe war Joe in seinem Blockhaus gerade nicht.
„Wer seid ihr da drinnen überhaupt?" fragte Hester.
„Na, die alten Vögel!" antwortete Donald vom Führersitz. Donald war Joes Bruder. Henriett saß vorne, neben ihm. „Immer dieselben!" rief Teddy und streckte den Kopf aus dem Wagen. Teddy war ein Vetter. „Na ja!" sagte Hester, gewissermaßen zur Erde niedersteigend, „da ihr nun mal da seid, könnt ihr ja wohl reinkommen. Habt ihr gegessen?"
„Gegessen, ja!" sagte Donald. „Aber diesmal kommen wir nicht herein, Hester! Keine Sorge!"
„Warum nicht?" funkelte Hester, kampfbereit.
„Fürchte mich vor Bruder Joe", sagte Donald.
„Außerdem, Hester," sagte Henriett besorgt, „ist es doch klar, daß wir dir nicht recht kommen."
„Henriett, sei kein Schaf!" blitzte Hester.
„Aber – Hester!" wandte die betrübte Henriett ein.
„Kommt herein und redet kein dummes Zeug!"
„Diesmal nicht, Hester!" sagte Donny.
„Nein, was seid ihr alle miteinander idiotisch! Warum denn nicht!" schrie Hester.
„Der große Bruder wird böse!" sagte Donald.

„Gut“, sagte Hester. „Dann komme ich mit euch!“
Schnell machte sie das Tor auf. Aber Henriett schwang das lange Bein rasch über die Autotüre: „Soll ich eben mal reinschauen? Ich möchte das Haus so furchtbar gern sehen!“
Die Nacht war jetzt dunkel, der Mond war untergegangen. Die zwei Mädchen ließen schweigend den Schlackenweg nach dem Hause unter ihren Schritten knirschen.
„Du mußt mir sagen, wenn du lieber hättest, ich käme nicht herein, oder Joe –“ sagte Henriett besorgt. Sie war in ihrer jungen Seele sehr beunruhigt und hoffte auf ein Stichwort. Hester ging ohne Antwort weiter. Henriett legte die Hand auf den Arm der Schwester; die schüttelte ihn ab: „Liebe Henriett, sei doch normal!“
Und sie stürzte die drei Stufen zur Tür hinauf, die sie aufriß und den lampenhellen Wohnraum samt Joe im Lehnstuhl am niedergebrannten Feuer den Blicken darbot. Joe saß mit dem Rücken gegen die Tür und wandte sich nicht um. „Hier ist Henriett!“ rief Hester in einem Ton, der hieß: „So, was sagst du nun!“
Er stand auf, die braunen Augen in dem starren Gesicht waren zornig. „Wie bist du hergekommen?“ fragte er unliebenswürdig.
„Im Auto“, antwortete die junge Henriett unschuldsvoll.
„Mit Donald und Teddy. Sie warten vor dem Tor!“ sagte Hester. – Die alte Bande!
„Kommen sie rein?“ Der Zorn in Joes Stimme wuchs.
„Du wirst doch hinausgehen und sie auffordern?“
Joe schwieg wie ein Klotz.
„Ich fürchte, du findest es entsetzlich, daß ich mich hier

so hereindränge“, sagte Henriett kleinlaut. „Wir gehen gleich zu Bonamy weiter.“ Sie sah sich harmlos im Zimmer um. „Aber wie entzückend ist es hier –, als Cottage von bestem Geschmack. Es gefällt mir furchtbar gut. – Kann ich meine Hände wärmen?“

Joe machte am Feuer Platz. Er hatte Pantoffeln an. Henriett ließ ihre langen roten, von der Nachtluft roten Hände vor dem Kamin baumeln. „Jetzt aber fort mit mir!“

„Oh-h,“ zog Hester seltsam ihre Töne lang, „bitte nicht!“

„Doch, ich muß. Donald und Teddy warten.“ Die Tür stand weit offen, man konnte die Autolampen auf der Straße sehen.

„Oh-h“ – wieder diese langgezogenen Töne von Hester. „Ich will ihnen sagen, daß du die Nacht bei mir bleibst. Mir tut ein wenig Gesellschaft ganz gut.“ Joe sah sie an: „Was soll das bedeuten?“

„Gar nichts. Aber wenn Tatty schon hier ist, kann sie auch bleiben.“ Tatty war die nicht gerade häufige Abkürzung für Henriett.

„Aber Hester! Ich gehe mit den andern zu Bonamy!“

„Nicht, wenn ich will, daß du hier bleibst“, sagte Hester. Henriett war die verkörperte ergebene Hilflosigkeit.

„Was bedeutet das?“ wiederholte Joe. „Hattet ihr ausgemacht, daß du heute nacht hierher kommen sollst?“

„Nein Joe, wirklich nicht“, wiederholte Henriett mit ernsthafter Unschuld. „Ich hatte an gar nichts Derartiges gedacht, bis Donald heute nachmittag um vier den Vorschlag machte. Das Wetter war doch so himmlisch, wir mußten einfach irgendwo raus, so wollten wir Bonamy überfallen. Hoffentlich ist er nicht auch entsetzt!“

„Und wenn wir es verabredet hätten, so wäre es auch kein Verbrechen gewesen“, kam Hester dazwischen. „Und überhaupt, wenn du schon hier bist, kannst du ebensogut hier lagern!“

„O nein, Hester! Ich weiß, Donald kommt nicht zur Türe rein. Er war böse über mich, weil ich ihn anhalten ließ, und ich habe getutet. Er war es nicht, sondern ich. Evas Neugierde! Und nun habe ich mich, wie gewöhnlich, blamiert. Also mache ich mich besser rasch davon! Gute Nacht!“ Sie raffte den Mantel mit einem Arm um sich und ging unsicher der Türe zu. „Nun gut, dann gehe ich mit dir“, sagte Hester.

„Aber Hester!“ rief Henriett. Und sah fragend auf Joe.

„Ich weiß ebensowenig wie du, was los ist!“ sagte er. Sein Gesicht war hölzern und böse. Henriett verstand nichts.

„Hester!“ sagte sie, „sei vernünftig. Was ist passiert? Erkläre wenigstens, was du hast, so daß man doch versuchen kann ... Sei normal! Das wirfst du mir immer an den Kopf.“

Dramatisches Schweigen.

„Was ist geschehen?“ drängte Henriett mit glänzenden, angstvollen Augen und allen Anzeichen des festen Entschlusses, vernünftig zu sein.

„Gar nichts, natürlich!“ spottete Hester.

„Weißt du, Joe?“ wandte sich Henriett, eine neue Portia, voll Mitgefühl an den Mann. Einen Augenblick dachte Joe, wie viel netter doch Henriett als ihre Schwester sei. „Ich weiß nur, daß sie mich gebeten hat, Klavier zu spielen und dann ist sie aus dem Haus geschlichen. Seitdem steuert sie nicht mehr richtig.“

„Ha-ha", lachte Hester falsch und melodramatisch. „So was! Aus dem Haus soll ich geschlichen sein! Ich wollte einen Augenblick an die Luft. Ich möchte wissen, wer hier nicht richtig steuert, wenn er meint, ich hätte mich aus dem Haus geschlichen!"
„Du bist aus dem Haus geschlichen!" sagte Joe.
„So, wirklich! Und warum, bitte?"
„Du wirst ja wohl deine Gründe gehabt haben!"
Ein Augenblick starren Staunens – Joe und Hester hatten einander so gut, so lang gekannt. Und nun dieses Schauspiel!
„Aber Hester, warum hast du es getan?" fragte Henriett in ihrer atemlos kindlichsten Art.
„Warum was getan?"
Vom Auto auf der Straße tönte ein leises Tuten herauf.
„Sie rufen mich! Lebt wohl!" – Und Henriett wandte sich endgültig zur Tür, den Mantel um sich ziehend.
„Wenn du gehst, komme ich mit!" sagte Hester. „Aber warum?" erwiderte Henriett verblüfft. Wieder das Tuten. Sie öffnete die Türe und rief in die Nacht hinaus: „Eine halbe Minute!" Dann machte sie die Türe zu, leise, und wandte sich wieder verblüfft Hester zu: „Aber warum?"
Hesters Augen schielten fast vor rasender Ungeduld. Sie konnte es kaum ertragen, den zornigen, stocksteifen Joe auch nur anzusehen.
„Warum?" kam noch einmal Henrietts sanft geduldig wiederholte Frage.
„Sie weiß es selber nicht!" sagte Joe, einen Ausweg sehend.
Melodramatisch überspannt tönte Hesters Lachen: „So, ich weiß es nicht!" Ihr Gesicht überflog plötzlich eine be-

fremdende Wut: „Wenn du's durchaus wissen willst, ich kann einfach deine Verliebtheit nicht ertragen, oder wie man das nennt!“

Henriett ließ die Türe los und sank matt in einen Stuhl. Die Bombe war geplatzt. Joes Gesicht wurde purpurfarben, dann verblich es zu Gelb.

„Dann“, sagte Henriett, „kannst du ihn nicht heiraten.“

„Ich könnte ihn unmöglich heiraten, wenn er weiter verliebt bleibt!“ Sie sprach das Wort geradezu mit knurrendem Nachdruck.

„Und du kannst ihn unmöglich heiraten, wenn er es nicht ist“, wandte der Schutzengel Henriett ein.

„Warum nicht?“ rief Hester. „Ich habe ihn gut leiden können, bis er es für nötig gefunden hat, verliebt zu sein. So kommt er gar nicht in Frage!“

Eine Pause und dann Henriett: „Aber, Hester, ein Mann soll doch in ein Mädchen verliebt sein, das er heiraten will!“

„Dann soll er's gefällig für sich behalten, mehr sage ich nicht!“

Joe, schweigsamer denn je, sah noch hölzerner und dummzornig aus.

„Aber Hester! Muß denn ein Mann nicht in dich verliebt sein . . .“

„Nicht in mich. Du hast das nicht durchmachen müssen, Mädel!“

Henriett seufzte hilflos. „Dann kannst du ihn nicht heiraten, das ist klar. Wie furchtbar schade!“

Pause.

„Nichts ist so absolut erniedrigend als diese Situation des Verliebtseins. Mir einfach ekelhaft!“

„Vielleicht, weil's der Unrichtige ist", meinte Henriett betrübt, mit einem Blick auf den hölzernen und schafsdummen Joe.

„Ich glaube nicht, daß ich so etwas von irgendeinem Mann ertragen könnte. Henriett, kannst du dir vorstellen, wie das ist, dieses Gestreichelt- und Geknutschtwerden? Es ist zu, zu schauerlich und blödsinnig."

„Ja", überlegte Henriett betrübt. „Als ob man eine wunderbar köstliche Wurst sei und der Hund leckt sie erst zärtlich, ehe er sie runterschlingt! Ja, es muß wirklich zuwider sein!"

„Und das Entsetzliche ist, daß ein durchaus netter und anständiger Mann so wird. Es gibt nichts Fürchterlicheres als einen verliebten Mann!"

„Ich verstehe dich, Hester. So hundeartig!" sagte Henriett traurig.

Das Auto tutete, rasend geworden. Henriett erhob sich wie eine durchgefallene Portia. Sie öffnete die Türe und schrie plötzlich wild in die Nacht hinaus: „Fahrt ohne mich weiter. Ich gehe zu Fuß. Wartet nicht."

„Wie lang dauert es?" klang eine Stimme.

„Ich weiß nicht. Ich laufe, wenn ich kommen will!"

„Wir holen dich in einer Stunde ab." „Gut!" schrie sie und schlug ihnen die Türe vor den fernen Nasen zu. Dann setzte sie sich niedergeschlagen. Sie würde zu Hester halten. Dieser Esel von Joe, wie schafsköpfig er dastand. Sie hörten den Wagen andrehen und den Weg zurückfahren. „Männer sind furchtbar!" sagte sie bekümmert.

„Du irrst dich überhaupt," sagte Joe mit plötzlichem Gift



zu Hester, „ich bin gar nicht verliebt in dich, Fräulein Siebengescheit!“
Die zwei Frauen sahen ihn an, als sei er der auferstandene Lazarus.
„Und ich war überhaupt nie auf diese Art in dich verliebt!“ fügte er hinzu, und seine braunen Augen funkelten in einem Feuer verlegener Scham, in Zorn und nackter Leidenschaft.
„So, dann kann ich nur sagen, daß du ein Lügner erster Klasse bist!“ erwiderte Hester kühl.
„Meinst du,“ fragte Henriett spitz, „daß du nur so getan hast?“
„Ich dachte, sie erwartet das von mir!“ sagte er mit einem ekligen, kleinen Lächeln, das die zwei Mädchen einfach erstarren ließ. Hätte er sich in eine Boa constrictor gewandelt, sie hätten nicht verblüffter sein können. Dieses höhnische kleine Lächeln! Ihr gutmütiger Joe! –
„Ich dachte, das wird von mir erwartet“, erwiderte er voll Hohn.
Hester war entsetzt. „Aber wie abscheulich von dir, so zu tun!“ schrie ihn Henriett an.
„Und wie er lügt!“ schrie Hester. „Gern hat er es getan!“
„Glaubst du, Hester?“ sagte Henriett.
„Es hat mir schon gefallen“, sagte er schamlos. „Aber es hätte mir nicht gefallen, wenn ich nicht geglaubt hätte, sie mag das!“
Hester warf die Arme hoch: „Henriett, warum können wir ihn nicht totschlagen!“ „Ach, könnten wir nur!“
„Was soll man denn tun, wenn man weiß, daß ein Mädchen Grundsätze hat und man sie dafür gerade gern hat – und

bis zur Heirat dauert es noch einen Monat – und – und irgendwie muß man über die Zwischenzeit wegkommen – und wie war denn Rudolf Valentino mit dir? – den mochtest du –"
„Er ist tot, der arme, liebe Kerl. Aber in Wirklichkeit war er mir zuwider –", sagte Hester.
„Es hat anders ausgesehen."
„Jedenfalls bist du nicht Rudolf Valentino, und du bist mir in der Rolle zuwider."
„Es wird nicht wieder vorkommen! Du bist mir ganz und gar zuwider."
„Es ist mir eine große Erleichterung, das zu hören, mein Junge."
Eine längere Pause, wonach Henriett entschied: „So ist's nun eben. Hester. Willst du mit mir zu Bonamy kommen, oder soll ich hier bleiben?"
„Mir ist's gleich!" sagte Hester patzig.
„Mir ist's auch gleich, was du tust", sagte er. „Aber ich finde es ziemlich schäbig von dir, daß du mir nicht gleich Bescheid gesagt hast."
„Ich dachte, es sei dir ernst und wollte dir nicht weh tun!"
„Du machst gerade den Eindruck, als wolltest du mir nicht weh tun!"
„Oh, jetzt!! wo du nur so getan hast, als ob, ist alles egal."
„Gewiß, jetzt ist's egal!" gab er zurück.
Schweigen. Die Wanduhr, die ihre Familienuhr hätte sein sollen, tickte hastig.
„Jedenfalls", sagte er, „bin ich der Ansicht, daß du mich hast hereinfallen lassen."



„Das finde ich großartig! Naehdem, was du mir vorgemacht hast!“
Er sah ihr gerade in die Augen. Sie kannten einander so gut. Warum hatte er dieses törichte verliebte Spiel mit ihr versucht? Es war ein Verrat an ihrer schlichten Vertraulichkeit. Er sah es klar und bereute. Und sie sah seine ehrliche, geduldige Liebe in seinen Augen und das wunderbare, stille, aus der Wesensmitte kommende Verlangen. Zum erstenmal sah sie es, dieses stille, geduldige, aus der Wesensmitte kommende Verlangen des jungen Mannes, der in seiner Jugend viel gelitten hat und jetzt fast mit der Bedächtigkeit des Alters sucht. Ein heißer Strom durchflutete ihr Herz. Sie fühlte sich ihm antworten.
„Was hast du beschlossen, Hester?“ fragte Henriett.
„Ich bleibe wohl besser hier und spreche mich mit ihm aus!“
„Sehr gut! Und ich gehe zu Bonamy.“ Sie öffnete leise die Tür und war fort. Joe und Hester sahen einander aus der Entfernung an. „Es tut mir leid, Hester!“ sagte er.
„Weißt du, Joe,“ war ihre Antwort, „mir ist's gleich, was du tust, wenn du mich wirklich liebst.“

Übertragen von E. Jaffe-Richthofen

*

AUS ULRICH VON LICHTENSTEINS FRAUENDIENST

Das Turnier von Friesach

EINE glänzende Schar von Rittern fand sich zum Turnier in Friesach zusammen, die alle entschlossen waren, um der Frauen willen Ritterschaft nach Rittersitte zu pflegen...



Fechten mit dem langen Schwert (1514)
Aus dem Weißkunig

Sie zogen mit lichten reichen Bannern und wohlgeschmückt heran. Die Heide im Sommerkleid, so hell ihre Blumen aus dem grünen Grase leuchten, ist nicht so prächtig als hier manch ritterlicher Schmuck. Es waren vierzig oder mehr Kampfplätze da, wo so mancher von ritterlicher Tat Schmerzen leiden mußte, denn Ritterschaft bringt Arbeit, wer sie pflegen will, muß auf Ruhe verzichten, Ritterschaft gibt Würde, aber mit viel Mühsal.
Die Spiele währten den ganzen Tag . . . , da wurde nach ritterlicher Sitte so manches Bein entzweigeritten, oft prallten die Ritter so aneinander, daß beide stürzten und ohnmächtig auf der Erde lagen. Mancher verlor sein Roß, weil er heruntergestochen wurde, der hatte zum Schaden noch den Spott. An diesem Tage fand jeder, was er wollte: Hier turnierten sie, um ihren Mut zu zeigen, dort um Gut zu erwerben, und so mancher um nichts anderes, als um seiner Herrin willen, wieder andere zur Übung, und jene dort allein um die Ehre. Viele Splitter bedeckten den Boden, viele Ritter waren gestürzt und mußten der Ruhe pflegen, mancher litt so, daß er die Nacht nicht gerne sah. Der Tag war hin, die Nacht gekommen, ein Trost für manchen müden Mann . . .
Am Montag bei Tagesanbruch diente man Gott und hörte die Messen hier und dort singen. Dann entstand in den Gassen überall ein großes Gedränge von den Knechten. Der Lärm der Posaunen, Flöten, Hörner und Trommeln war groß. Die Herolde freuten sich und riefen überall aus: „Zieht aus, edle Ritter, zieht mutig aus, die Boten der Frauen sehen es, zieht freudig auf das Feld, dort liegt der Preis für die Liebenden." Mit Schall zogen wir aus der

Stadt. Jeder Anführer der Rotten bat die Seinen, eifrig achtzugeben, er sprach: „Wenn wir heute zueinander halten, können wir wahrlich Ehre erringen, laßt ihr euch nicht unterkriegen, so geht es euch wahrlich gut." Als die Ritter auf dem Felde waren, bot das einen herrlichen Anblick: man sah die reichen lichten Banner, die Speere nach dem Wunsch der Ritter verschieden bemalt, die Helme prächtig geschmückt. Die blitzenden Helme, die schimmernden Schilde blendeten manchen so, daß er kaum etwas sehen konnte, die leuchtenden Farben der Rüstungen wetteiferten mit der Sonne ... Da schritten die Rotten aufeinander zu, und als sie kaum Rosselaufes weit auseinander waren, kam die Zeit für den Puneis. Man gab den Rossen die Sporen, zu kräftigem Stoß sprengten die Ritter aufeinander los, Mann und Roß sah man stürzen. Mächtig krachten die Speere, heftig stießen die Schilde aneinander, davon schwollen die Kniee. Beulen und Wunden von den Speeren gab es genug, die Panzerringe bereiteten Schmerzen, und manches Glied war verrenkt. Die Ritter drängten hin und her und versuchten den Gegner zu Fall zu bringen. Mancher Helm brach ab, dort drängten sich die Ritter um einen, der gezäumt werden sollte. Klingend schlugen Schwerter auf Helme. Viele Schilde zerbrachen von den heftigen Stößen ...
Das Turnier war wirklich gut. Manch hochgemuter Ritter durchbrach mit einem Stoß den Haufen ... Man verstach wohl tausend Speere, so mancher Ritter wurde Gefangener, an hundertfünfzig gute Ritter verloren ihre Pferde. Des einen Verlust war des anderen Gewinn; so ging der Tag mit Arbeit hin. Mancher band müde den Helm ab, andere

turnierten noch so, als ob sie gerade erst begonnen hätten, ihnen dünkte der Tag und das Turnier zu kurz; so gingen die Meinungen auseinander: die einen wollten weiterkämpfen, die anderen waren ganz erschöpft. Was ich an diesem Tage dort selber geleistet habe und später noch oft anderswo, das zu verschweigen gebietet mir die gute Erziehung. Nur eines will ich euch als reine Wahrheit sagen: ich war weder der schlechteste noch der beste. Das Turnier dauerte den ganzen Tag, niemand tat etwas anderes, wie früh man auch begonnen hatte, nun senkte sich der Abend nieder. Wir banden die Helme ab und zogen alle in die Stadt, jeder in seine Herberge. Da waren für die Ritter schöne Bäder gerüstet. Mancher wurde vor Müdigkeit ohnmächtig, hier verband man den einen, dort salbte man den anderen, dem dort die Arme, dem hier die Kniee. Mancher fiel um vor Schlaf, den anderen quälten die Gedanken: „wie habe ich heute abgeschnitten? Das soll mich wundern!“ Diese Nacht schliefen viele sanft.
Mit Freuden kam der nächste Tag. Da mußten alle Gefangenen zu den Juden gehen und mußten allerlei köstliche Pfänder versetzen. Wer aber etwas gewonnen hatte, war froh und hochgemut . . .

RITTER UND BÜRGER

Bilgrin von Reischach an Hans von Besserer

„Hans Beßrer von Ravensburg, da Du Dich in Deinem Schreiben vor mich gesetzt, mich gedutzt und Dich nicht gehalten hast, wie es einem Bürger gegen einen Edelmann geziemt, so mahnte ich Dich darum; Du antwortetest, Du



Grabmal Rudolfs von Habsburg im Dom zu Speier

wolltest eine gerichtliche Entscheidung, ob Du mich für besser und höher zu halten hast. Darauf sagte ich Dir, die Sache ginge nicht mich allein an, sondern meinen Bruder, unsere Freundschaft und den ganzen Adel, vor die will ich Dein Schreiben bringen und Dir dann Antwort geben. Das habe ich getan . . . und finde nicht, daß es not sei, die Stellung des Adels ferner zu erläutern, Du kümmerst Dich um Sachen, die Dir nicht zustehen. Gehe auf die Trinkstuben und forsche dort, wie der Pfeffer und ander Kaufmannsschatz von Alexandria und Barcelona gen Venedig kommen und wie die Barchenttücher getauscht werden, das ziemt Dir besser, als mit dem Adel zu rechten . . ."

*

Bankett nach der Eroberung von Gent

Herr Wilwolt von Schaumburg richtete ein Bankett her, lud den obersten englischen Kapitän mit seinem trefflichsten Adel . . . und viel andere große Herren und mächtige Leute ein. Er ließ ihnen an Fischen und Wildbret, auch an Getränken . . . und anderem, was er aufs köstlichste im Lande bekommen konnte, geben. Dazu hatte er von Brügge und Flandern die allerhübschesten Frauen, die da sein mochten, dazu die besten Spielleute bestellt. Da fingen sie an zu tanzen und waren fröhlich, und zur Nacht verehrte er einem jeden Herren eine hübsche Frau, mit ihr nach des Landes Gewohnheit zu schlafen. Des Morgens wurden sie ihm alle gütlich wieder abgeliefert, wofür er sich höchlich bedankte. Er beschenkte eine jede gebührend und schickte sie ehrlich nach Hause.

Aus Johannes Bühler: „Fürsten und Ritter"
in der Sammlung „Deutsche Vergangenheit"

AUS PIETER BRUEGELS KINDHEIT

Von Felix Timmermans

Zu Ehren des morgigen Dreikönigstages hatte sich der neue Schnee über die Erde gelegt. Alles war nun frisch und hell, in dicke weiße Wolle gewickelt: die Dächer, die Wege, das flaschengrüne Eis, die Äste der Bäume, die Misthaufen, die Fensterleisten, die langen Brunnenarme. Nur was senkrecht auf der Erde stand, hatte seine Farbe behalten, aber durch das viele Weiß war sie um einen Ton dunkler geworden. Darüber hing ein brauner Himmel wie eine angerauchte Stubendecke und eine festgeschraubte Stille; darinnen aber funkelten die Farben des Hahnes auf dem Misthaufen und dort in der Ferne das fauchende Schmiedefeuer.

Und Pieter, der in seiner Bodenkammer stand, hatte angefangen, das alles zu zeichnen, die Zunge zwischen die Zähne geklemmt. Ihm war, als sähe er zum ersten Male Schnee. Er glühte vor Glück. Seine Augen suchten erstaunt und hastig. Aus Holzkohle und farbiger Kreide wuchs die Landschaft auf dem Papier. Die ganze Bodenkammer, deren Fenster bisher nur dazu gedient hatte, zur Kirmes eine Fahne hinauszuhängen, hing voll von kleinen Papierfetzen, auf denen Männlein und andere Dinge gezeichnet waren. In die Balken war sogar eine ganze Prozession eingeritzt und mit etwas Farbe angemalt.

Dort zeichnete er den großen schwarzen Nußbaum mit dem blauen Madonnenkapellchen an seinem dicken Stamm, das gelbe, vereinsamte Kirchlein, dahinter das Pflaumenblau der dunstigen Wälder und die Lehmhütten und Bauernhöfe, die ringsherum aus ihren Schornsteinen rauchten. Er

zeichnete sämtliche Kopfweiden dazu und die hohen Bäume mitten auf dem Dorfplatz. Und aus dem Bauernhof rechts machte er ‚Das gelobte Land', man erkannte es deutlich an dem Aushängeschild mit den Traubenträgern, seinem ersten



Ölgemälde; auf der Schwelle stand seine Mutter und er selbst daneben!

Durch die weiße Stille, die nach Kälte und Torf roch, schritt ein Männlein mit einem Reisigbündel auf dem Rücken. Schnell ein paar Striche, und das Männlein stand deutlich auf dem Papier und tick, tick, tick mit der Holz-

kohle, da war auch die Punktlinie seiner Fußtapfen! Eine Krähe ließ sich nieder auf eine der Kopfweiden, und eins, zwei, drei war der schwarze Vogel gezeichnet!
Pieter wartete, ob sich noch etwas zeigen würde, zielend mit dem Stift, wie ein Jäger bereit, zu schießen. Da kam hinter der Kirchhofsmauer ein dicker Mann hervor, in einen schmutzigen Schafspelz eingewickelt. Man nannte ihn die ‚Tomatenkröte'. Pieter drehte sich unwillig um.
Nein, den zeichnete er nicht. „Diesen scheußlichen Kerl," sagte er verächtlich, „den soll ich nächstens Vater nennen. Er weiß wieder, daß unsere Mutter frisches Bier im Hause hat für morgen. Den hält sie frei, den Faulpelz. Er ist kaum dreißig und sie sechzig, sie ist verrückt, sie ist total verrückt."
Er hörte ihn hineingehen mit einem fetten Grinsen, hörte seine Mutter lachen und das Anstoßen von Trinkbechern. Pieter spuckte nach der Stelle, wo er die Kröte lachen hörte.
Unlustig und voller Verachtung zeichnete er diesen Kerl: ein aufgeblasenes, stoppelbärtiges, purpurblaues Gesicht mit Schlitzaugen. Aber angeekelt strich er es gleich wieder durch, wie man schlechtes Getränk ausspuckt. Aber da sah er den fremden Barfüßermönch Cornelis, der gestern angekommen war, um die Dreikönigspredigt zu halten, und dem er heute früh bei der Messe gedient hatte, auf die Kirche zuschreiten. Er sah ihn von hinten: ein runder rötlich-glänzender, kahler Kopf über der braunen Franziskanerkutte. Und er zeichnete ihn klotzartig wie einen Butterklumpen.
„Warte", sagte Pieter aufspringend, und schon griff er eine Handvoll Schnee vom Strohdach, knetete ihn zu einem Ball

und zielte nach dem roten, glänzenden Kopf. Klatsch! Getroffen! Es war wie ein Ei, das auseinanderspritzt. Pieter bückte sich schnell und lachte wie ein Wasserfall. – Stille. Allmählich schob sich sein Kopf wieder langsam und vorsichtig in die Höhe: er sah zuerst die Kirche, dann die kleine Kapelle am Baum, aber bums! ein Schneeball platzte auseinander auf seiner Nase, und unten stand der Pater und lachte. „He, kleiner Kerl!“ kicherte er, „das kann ich genau so gut wie du. Ein anderes Mal mußt du dich besser verstecken!“ Pieter kratzte sich verdutzt den Schnee vom Gesicht. „Aber seh ich denn recht,“ rief der Pater, „hast du mir heute früh nicht bei der Messe gedient?“

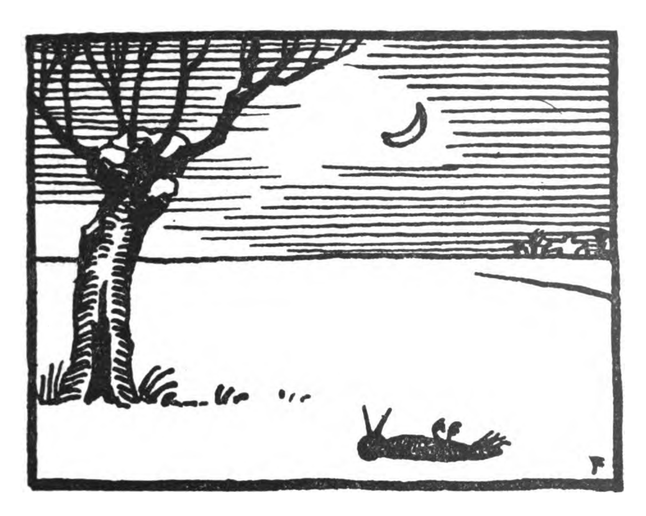
„Ja, Pater Cornelis.“

„Ei! ei! Am Morgen bei der Messe dienen und am Tage dem Pater auflauern, um ihn mit Schneebällen zu bewerfen . . .!“

„Nein, Pater Cornelis, ich habe mir nichts dabei gedacht, ich hatte gerade gemalt . . . sehen Sie nur“, und errötend vor Verlegenheit zeigte er das Papier, das mit zwei Nägeln auf ein Brett befestigt war. Der Pater kam heran und blickte zum niedrigen Fenster empor. „Nun, schön,“ sagte er, „aus der Ferne sieht es gar nicht übel aus!“ Er kam noch dichter heran. „Ja, das ist wirklich nicht schlecht, wenn ich es genau betrachte! Ich bin zwar kein Kenner, aber ich sage, daß du zeichnen kannst. Sapperment! das ist gut gemacht! Ah! Ah! Ich stehe auch schon drauf, wie ich sehe! Hast du das allein gemacht? Nun, das ist sehr gut! . . . Aber, mein Junge, du darfst doch keinen Schnee malen, nein, nein! Das hat noch niemand getan, das macht man nicht!“

„Aber ich finde es schön, Pater, sehen Sie nur, wie schön!"
„Nein, der Schnee hat keine Farbe. Du mußt die grüne Erde malen mit ihren Blumen und frischen Tönen und Halbtönen, wie Memling und die Brüder Van Eyck, wie Rogier van der Weyden und Geertgen van Sint-Jans es machen und wie Quinten Metsys es getan hat. Die können malen! Das kann man mit einem Vergrößerungsglas betrachten. Man riecht förmlich die Blumen!"
Pieter blickte ihn mit großen Augen an wie ein frommer Mensch, der zum erstenmal die Gnade in sich funkeln fühlt.
„Ja," fuhr der Pater fort, „du solltest einmal nach Antwerpen kommen, wo die großen Maler wohnen. Da kannst du ihre vielen Werke in den Kirchen und Klöstern sehn. Oh, Junge, die sind unbeschreiblich schön! Die ganze Welt kommt hin, um sie zu sehn, sogar aus Italien kommen sie. Kaiser Karl kauft in einem fort. Und du solltest die Grablegung von Quinten Metsys mal sehen! So groß wie ein Haus! Und so fein gemalt, daß man die Haare auf dem Kopf der Heiligen zählen kann. Die Bewunderer sind nicht davon wegzubringen! Und wenn du so weiter machst, kannst du auch so einer werden, aber nicht, wenn du Schnee malst!"
„Ja, Pater Cornelis?" fragte Pieter so glücklich, daß ihm die Beine zitterten wie Rohr.
Da kam die Mutter herausgeschossen, und die Tomatenkröte stellte sich in die Tür. Beide hatten hinter dem Fenster alles gehört. „Du wirst weiter nichts als Matrose", rief sie zu ihm hinauf. „Gleich fällst du herunter und tust dir Schaden, wenn du dich so aus dem Fenster hängst; mach dich da fort!" Und dann sagte sie zum Pater Cornelis: „Ja,

Herr Pater, als mein erster Mann starb, sagte er, daß unser Kind Matrose werden sollte, und . . ."
„Der Mensch denkt, Gott lenkt," ermahnte der Pater, „und wenn Er beschlossen hat, daß Euer Sohn Maler werden



soll, dann können sich alle Matrosen auf den Kopf stellen, er wird es doch!"
„Pater," sagte nun die Geiferstimme der Tomatenkröte, „ich werde nächstens sein Vater, und dann ist es aus mit diesem Männlein-Zeichnen, dann kommt er in die Lehre: Matrose oder Töpfer; dann bin ich Herr darüber, dann bestimme ich."
„Wird das Euer neuer Mann?" fragte der Pater. „Ja? Ach Frauchen," lachte er, „wirklich, ich dachte, das wäre Euer ältester Sohn, so jung scheint mir Euer zweiter Verlobter noch zu sein. Ich gratuliere! Aber ich hoffe für Euch, daß es

nicht wahr ist, daß junge Männer alte Frauen nur fürs Geld heiraten. Auf Wiedersehen!"

Der Pater entfernte sich mit kleinen Schritten, wie eine wandelnde Glocke. Die Tür wurde heftig zugeschlagen, und Pieter hörte durch die Bretter des Fußbodens das Fluchen seines zukünftigen Stiefvaters. Aber er schlug sich auf die Schenkel vor Vergnügen um der harten Kost willen, die der Pater den beiden zu verdauen gegeben hatte.

Aber dann kam eine heilige Stimmung über ihn. Er blickte auf die verschneite Landschaft und flüsterte fortwährend die Worte des Paters Cornelis: Wenn du so weiter machst, kannst du auch ein großer Maler werden. Er verbrannte innerlich. Wie ein aufgerissener Vorhang lag sein Leben vor ihm. Er sah leuchtende Visionen von Antwerpen und von tausend Gemälden. „Wenn du so weiter machst, kannst du auch ein großer Maler werden", murmelte er.

Die Mutter rief ihn zum Essen, aber er rief zurück, daß er keinen Hunger hätte.

Der Mittag ging still und kalt vorüber, und der Mond zog früh auf, rotbraun über dem blauen Schnee. „Nach Antwerpen", seufzte er. Unten hörte er ein Dreikönigslied singen, weiter im Dorf ebenfalls. Er sah, wie seine Freunde, lustig verkleidet, durch den Schnee zogen, mit einem drehenden Stern. Aber dieses Mal dachte er nicht daran, mitzumachen. Er brannte von einem neuen Leben. Abends hörte er dreimal, wie unten gerauft wurde, aber er horchte gar nicht hin. Er erlebte eine neue Geburt. Eine alte Haut fiel von ihm ab. Und plötzlich sprang er auf wie eine Flamme, trommelte mit den Fäusten gegen die Wand und rief hartnäckig und zäh, als kämpfte er gegen etwas: „Ich will! Ich

will! Ich will Maler werden!“ Mit diesem mühevollen Wort hatte er sein Herz befreit. Er war wie eine Mutter, die ihr Kind aus der Feuersbrunst gerettet hat.

Aus dem Roman „Pieter Bruegel“,
übertragen von Peter Mertens

*

DIE ÄGYPTISCHE HELENA

Von Hugo von Hofmannsthal

Es ist mißlich, von seinen eigenen Sachen zu reden, aber es ist zugleich anziehend, und dieser Moment vor dem Stapellauf hat seine besondere Spannung. Schickt man sich an, zu enthüllen, so wird man gewahr, wie vieles sich verbirgt, auch dem noch, dem alles offen daliegen sollte. Nie stellt das Gebilde sich selbständiger als in dem Augenblick, da man meinte, zu irgendeinem profanen Zweck ganz darüber verfügen zu können. Der Kommentator des eigenen Werkes, der „berufenste“, wie man sich gern ausdrückt, ist zugleich der behindertste. Er findet am wenigsten den Mut, das Gewebe der Motive aufzulösen; er hat ja gerade alle Mühe darangesetzt, das Außen mit dem Innern, Faden um Faden zu verknüpfen und nirgends den Faden hängen zu lassen, den man herausziehen könnte. Der Anfang schon ist Verlegenheit.

Man spricht vom Dichter und Musiker, die sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Corneille mit Lully, Calzabigi mit Gluck, Daponte und Schikaneder mit Mozart. Aber abgesehen davon, daß dies existiert . . . man macht sich kaum eine Vorstellung, wie notwendig ich zu dieser Form komme. Ich finde dieses Wort in dem mich betreffenden Abschnitt von Nadlers Literaturgeschichte: Schon

meine ersten Dramen hätten unbewußt nach Musik verlangt, und das Wort „lyrisch" deute dies nur ungenau an. Er hat durchaus recht; aber das Wort, für mein Gefühl, deutet es ganz genau an. Die Franzosen nennen eine Oper un drame lyrique, und vielleicht waren sie darin instinktiv der Antike immer näher als wir; sie vergaßen nie ganz, daß die antike Tragödie eine gesungene Tragödie war.
So kam es zu dieser Kollaboration, an welche man sich im Laufe von achtzehn Jahren allmählich gewöhnt hat. Aber diese Kollaboration hatte ihre Pausen. Die letzte währte acht oder neun Jahre. Es war durchaus kein Müdesein dieser Form, sondern andere Dinge wollten zur Existenz kommen. Aber seit 1920 spiegelte sich in der Phantasie – glitzernd und ungreifbar, wie halbverdeckt fließendes Wasser – ein Stoff, eine Gruppierung von Figuren: eben dieser nunmehr ausgeführte Stoff: jene Heimreise der Helena und des Menelas. Eine Art Neugierde hatte sich der Phantasie bemächtigt, sie war auf diese mythischen Gestalten gerichtet wie auf lebende Personen, von deren Leben man einen Teil kennt, für eine wichtige Zeitspanne aber auf Kombination angewiesen ist. In jener Nacht, als die Griechen in das brennende Troja eindrangen (es liegt uns einigermaßen näher, uns die Schrecken einer solchen Nacht vorzustellen, als den Menschen vor 1914) – in jener Nacht muß Menelas in einem dieser brennenden Paläste seine Frau gefunden und zwischen einstürzenden Mauern herausgetragen haben, diese Frau, die seine geliebte gestohlene Gattin und nebenbei die schönste Frau der Welt, die Ursache dieses Krieges, dieser furchtbaren zehn Jahre, dieser Ebene voll toter Männer und dieses Brandes war, und nebenbei noch die

Witwe des Paris und die Freundin von zehn oder zwölf anderen Söhnen des Priamos, die nun alle tot oder sterbend dalagen – – – Welche Situation für einen Ehemann! Sie übersteigt die Einbildungskraft – kein Text, auch den ein Shakespeare finden könnte, reicht an sie heran, und ich bin sicher, daß Menelas schweigend diese Frau, die auch in dieser Situation die schönste Frau der Welt war, zu seinem Schiff hinabgetragen hat. Was sich dann begab, davon sind wir ohne Nachricht. Aber einige Jahre später bereist der Sohn des Odysseus die griechischen Königreiche, Nachrichten über seinen verschollenen Vater einzuholen. Er kommt auch nach Sparta – und was er dort findet, davon haben wir im vierten Gesang der Odyssee das deutlichste Abbild, in Farben so frisch, als wäre es gestern gemacht. Er findet Menelas in seinem Palast, einen gastfreien großen Herrn „schön wie ein Gott", und Helena als Hausfrau in diesem Palast, so schön wie je, Königin in dieser friedlichen Landschaft – anscheinend glücklich – gerade feiern sie die Hochzeit ihrer Kinder, eines Sohnes und einer Tochter – von Troja und dem Krieg redend, wie man eben vom Vergangenen redet, Menelas mit gelassener Würde, als von dem großen Erlebnis seines Lebens – Helena aber in dieser ganz überlegenen souveränen Art, die ihr Homer immer gibt – das Geschehene und auch ihre eigene Verschuldung streifend, in einer so eleganten leichten Weise, indem sie von dem Krieg sagt (nur zur Bezeichnung des Zeitpunktes): damals, als die Achäer um „meines hündischen Äugelns willen" dorthin vor die Feste gezogen waren –.

Wie erstaunlich, in dieser leichten Art ein so berühmtes

und schreckliches Ereignis zu behandeln – und das Wort drängt sich auf die Zunge – wie modern – wie nahe den Ausdrucksformen unserer Zeit. Aber, fragt man sich unwillkürlich, was ist inzwischen geschehen? Was liegt für diese beiden Menschen zwischen jener Nacht damals und dieser behaglichen Situation, in der Telemach sie vorfindet? Was kann sich zugetragen haben, daß aus dieser Ehe wieder ein friedliches, von der Sonne bestrahltes Zusammenleben wurde? Dies ist außerordentlich – auch wenn man Heroen und Halbgöttern große Zugeständnisse in bezug auf die Linie ihres Lebens macht. Auch Neugierde kann zur Inspiration werden, wenn sie stark genug ist. Hier lag ein Stoff – wenn es gelang, die Neugierde ins Produktive zu wenden – vielleicht ein lyrischer, nach Musik verlangender Stoff (doch erkannte ich letzteres nicht sogleich). Der Stoff beschäftigte meine Phantasie von dem Jahre 1920 an. – Da existiert nun die Helena des Euripides, das einzige antike Gedicht, das sich mit dieser Zeitspanne befaßt: Helena und Menelas auf der Rückreise von Troja. Hier taucht jenes Motiv eines „Phantoms" Helena auf – jene zweite Helena, nicht die trojanische, sondern die ägyptische. Wir sind in Ägypten oder auf der zu Ägypten gehörigen Insel Pharos, vor einer Königsburg, Menelas tritt auf, allein, auf der Rückfahrt von Troja. Seit Monaten irrt sein Schiff umher, von Strand zu Strand verschlagen, immer von der Heimkehr abgetrieben. Helena, seine zurückeroberte Frau, hat er mit seinen Kriegern in einer verdeckten Bucht zurückgelassen; er sucht einen Rat, eine Hilfe, ein Orakel, das ihn belehren soll, wie er den Heimweg findet. Da tritt ihm aus dem Säulengang der Burg – Helena entgegen, nicht die

schöne, allzu berühmte, die er im Schiff zurückgelassen hat, sondern eine andere, und doch die gleiche. Und sie behauptet, seine Frau zu sein – die andere dort im Schiff sei niemand und nichts, ein Phantom, ein Trugbild, von Hera damals dem Paris in den Arm gelegt, um die Griechen zu narren. Um dieses Phantoms willen ist zehn Jahre Krieg geführt worden, sind Zehntausende der besten Männer gefallen, ist die blühendste Stadt von Asien in Asche gesunken. Sie aber, Helena, die einzig wirkliche, habe indessen – von Hermes übers Meer getragen – hier in dieser Königsburg gelebt, von dem alten Proteus geehrt und beschützt; nun aber sei dessen Sohn auf dem Thron, der nichts begehre, als sie zu heiraten. So handle es sich darum, daß Menelas, dem sie immer treu war, sie nun schnell und heimlich entführe, und in der Tat, die Anstalten zu dieser Flucht, die Durchführung und schließlich das Auftreten der Dioskuren, welche den erzürnten ägyptischen König begütigen, dies alles bildet den Inhalt des euripideischen Dramas.

Es ist begreiflich, daß Menelas diesem Wesen, das vor ihn tritt, um ihm zu sagen, daß er zehn Jahre lang um eines Luftgespenstes willen zu Felde gelegen, einem Luftgespenst das Blut von zehntausenden Griechen aufgeopfert und um eines Luftgespenstes willen eine große Stadt angezündet hat und dann mit einem Luftgespenst nach Hause gefahren ist, nicht ohne weiteres glaubt. Sie reden lange gegeneinander, in echt euripideischen scharfen Argumenten. Und aus seinem Mund kommt dies schöne wahre Wort: Der Wucht erlittener Leiden trau ich mehr als dir! In der Tat, diese Lösung so furchtbarer Verschuldungen muß

ihm allzu billig erscheinen. Aber in diesem Augenblick kommt ein Bote und meldet wirklich, auf dem Schiff habe sich das Wesen, das man für Helena hielt, in ein Streifchen feuriger Luft aufgelöst. Was bleibt Menelas übrig, als sich an die zu halten, die nun allein übrig ist, und noch als Zugabe rein und unschuldig – und mit ihr zu fliehen, bevor der ägyptische König ihm auch noch diese wegnimmt? So weit Euripides. Aber wenn um eines Phantoms willen der Trojanische Krieg geführt worden und diese, die ägyptische Helena, die einzig wirkliche ist, dann war der Trojanische Krieg ein böser Traum, und das Ganze fällt in zwei Hälften auseinander – eine Gespenstergeschichte und eine Idylle, die beide nichts miteinander zu tun haben, und dies alles ist nicht sehr interessant. Ich vergaß den Euripides wieder, aber meine Einbildungskraft ließ nicht ab, sich um die Episode der zusammen rückkehrenden Ehegatten zu bewegen, und was Furchtbares und schließlich Sühnendes zwischen beiden vorgefallen sein könne. Das Ganze schien mir so rätselhaft, lösbar fast nur durch Zaubereien; aber die Zaubereien lösen für unser Gefühl nichts. Naturkräfte mußten einen Anteil haben, eine Atmosphäre der webenden, teilnahmslos, doch zugleich hilfreichen Naturwesen. Weniger um die Halbgöttin zu heilen als ihn, Menelas; wie furchtbar gestört mußte seine Seele sein! So viel Schicksal, so viel Verstrickung und Verschuldung – und er war doch nur ein Mensch. Das Edle, Tragische dieser viel verspotteten Figur stand sogleich vor mir. Er war mir die Verkörperung des Abendländischen, in ihr die nie erschöpfte Stärke des Morgenlandes. Er stand ein für die Satzung, die Ehe, die Vaterschaft. Sie schwebte über dem

allen, unheimlich bezaubernde, nicht zu bindende Göttin. In meinem Notizbuch stand, vor Jahren eingetragen, dieser Satz von Bachofen: „Nicht dazu ist Helena mit allen Reizen Pandoras ausgestattet, damit sie nur einem zu ausschließlichem Besitz sich hingebe.“ Welche Dämonie entströmt einem solchen Satz! Er könnte auf dem ersten Blatt von Wedekinds „Erdgeist“ stehen; das war der Mann, den Gehalt eines solchen Satzes mit ganzem Ernst in sich auszutragen und etwas Merkwürdiges und Fürchterliches daraus zu machen.

*

Zwei oder drei Jahre später bat ich Strauß, mich in seinem Bureau in der Oper zu erwarten. „Ich erzähle Ihnen“, sagte ich, „eine Handlung in zwei Akten. Wenn der Vorhang aufgeht, sind wir in einem Palast am Meer. Der Palast gehört einer schönen jungen Zauberin, welche die Tochter irgendeines Königs ist und die Geliebte des Poseidon.“

„Kommt Poseidon vor?“

„Nein, Poseidon kommt nicht vor. Überhaupt keine Götter. Nehmen Sie überhaupt alles so, wie wenn es sich vor zwei oder drei Jahren irgendwo zwischen Moskau und Neuyork zugetragen hätte. Diese junge Zauberin – ich nenne sie Aithra – wird von ihrem Geliebten viel allein gelassen. Aber sein Kommen ist immer möglich. So läßt sie jeden Abend für zwei decken – so ist auch jetzt für zwei gedeckt, und die Bühne ist schön erleuchtet. Sie hat Dienerinnen und ein wohleingerichtetes Haus, aber nicht viel Gesellschaft.

Unter den Einrichtungsgegenständen des Saales, in dem



wir uns befinden, ist aber eine Muschel, die alles weiß, was draußen auf dem Meere vorgeht, und die, um Aithra zu zerstreuen, alles erzählt, was sie weiß.
An diesem Abend meldet die Muschel, daß in einiger Entfernung ein Schiff vorbeifährt, in dem etwas Merkwürdiges vorgeht. Ein Mann auf diesem Schiff steigt vom Steuer, das er einem andern übergibt, in den Schiffsraum hinab, betrachtet eine sehr schöne Frau, die dort im Schlaf liegt, bedeckt leise ihr schönes Gesicht mit einem Tuch, zieht dann einen gekrümmten Dolch hervor und schickt sich an, die Schlafende zu töten. – „Schick einen Sturm hin!" schreit die Muschel, ganz aufgeregt von ihrer eigenen Erzählung, „aber augenblicklich! Sonst ist die Frau verloren."
„Kann das die Aithra?"
„Ja. Der Sturm fliegt hin, packt das Schiff, daß alle Planken krachen, und verhindert so den Mord. Aber Aithra hat vorher noch ganz schnell gefragt, wer denn diese Frau und der Mann sind – und die Muschel hat gesagt, es ist Helena von Troja und ihr Mann Menelas. Aithra weiß sich vor Vergnügen nicht zu fassen und fängt aus der Prosa heraus eine kleine Arie des Jubels an. Dann aber läuft sie ins Nebenzimmer, versteckt sich dort und läßt eine Dienerin mit einer Fackel den Schiffbrüchigen entgegengehen. Denn das hat die Muschel noch gemeldet, daß der Mann, der eben seine Frau ermorden wollte, nun – da beide über Bord gespült sind – alle Anstrengung macht, sie schwimmend zu retten, und Aithra hat sogleich dem Sturm sich zu legen befohlen.
Die Bühne ist also leer, und nun erscheint in der Tür des

85.

Mors ultima linea rerum.

Frajecti Francorum
ad Moenum.
d. IV Aug. MDCCLXIV.

Haecce, in sui sem-
piternam memori-
am, huic inserere
voluit libello
JWGoethe

Die erste Stammbuch-Eintragung Goethes
(1764)

schön erleuchteten Saales ein Mann, der einen krummen Dolch zwischen den Zähnen trägt und eine sehr schöne blonde Frau an der Hand hinter sich dreinzieht. Denn augenblicklich, wie er festes Land unter den Füßen fühlt, ist der Mörder und Rächer wieder in ihm erwacht und ist willens, seinen Dolch wieder in die Hand zu nehmen und ein Ende zu machen. Helena weiß das – sie weiß alles, was in ihm vorgeht, das ist ihre Stärke, und sie bleibt dabei Herrin der Lage, sonst wäre sie nicht Helena. Sie geht an den Spiegel, richtet ihr Haar, und da ein schön gedeckter Tisch dasteht, mit zwei Stühlen, wie für einen König und eine Königin, so fordert sie ihren Mann auf, Platz zu nehmen und mit ihr zu Nacht zu speisen."

„Und Menelas?"

„Er hat seit neun Tagen und neun Nächten – so lange sind sie von Troja unterwegs – weder eine Mahlzeit mit ihr genommen, noch sie auch nur mit der Fingerspitze berührt. Er sinnt seit neun Tagen darüber nach, ob es richtiger ist, sie auf dem Schiff zu töten oder sie am Tage nach der Rückkehr nach Sparta dort zu opfern. Denn, daß sie sterben muß und von seiner Hand und durch den gleichen gekrümmten Dolch, mit dem er Paris die Kehle abgeschnitten hat, das steht für ihn fest. Und sie weiß es ebensogut wie er – so wie sie weiß, daß er sie bis zum Wahnsinn liebt und es trotzdem tun wird. Dies Wissen und Verstehen dessen, den sie liebt (und sie liebt eben den Mann, dem sie gehört, ausschließlich – solange sie ihm gehört), das ist, wie ich schon sagte, ihre Stärke. Und außerdem ist noch Aithra da."

„Wie kann die Aithra sie aus dieser Situation retten?"



„Durch einen Betrug. Menelas ist in einem Zustand, der dem eines Wahnsinnigen ganz nahe ist. Er ist dem, was er in diesen neun Tagen erlebt hat, nicht mehr gewachsen. Er ist vor allem dem, was er sich selbst auferlegt hat, nicht gewachsen. Er ist von der Nähe dieser Frau, von dem Gefühl, sie wiederzuhaben, und von der unabwendbaren Notwendigkeit, sie mit eigenen Händen zu töten, zerrüttet. Und ein kleiner Einfall der Aithra reicht hin, diese Zerrüttung vollständig zu machen. Der Einfall ist dieser: sie ruft ihre Elfen auf, lemurische Halbwesen, mehr boshaft als gutmütig, die draußen zwischen den Strandfelsen im Mondlicht hocken, und heißt sie etwas anstellen, was Menelas mindestens für einen Augenblick aus der Fassung bringt. Denn der Dolch ist gezückt, es handelt sich buchstäblich um den nächsten Augenblick. Die Elfen sind schnell und geschickt. Sie machen einen wilden, kriegerischen Lärm. Menelas glaubt, die trojanischen Signale wieder zu hören, Geklirr trojanischer Waffen. Er hört ganz deutlich die Stimme des Paris, der ihn zum Kampfe herausfordert. Einer solchen kleinen Zauberei widersteht sein übermüdeter Kopf nicht mehr. Er stürzt hinaus, den toten Paris noch einmal zu töten – oder, wenn es ein Gespenst ist, das Gespenst zu erwürgen. Die beiden Frauen sind allein, Hausfrau und Gast. Sie verstehen sich mit wenigen Worten. Aithra hat einen wunderbaren Trank zur Hand, einen Beruhigungstrank ohnegleichen, aus Lotos bereitet, schnelles Vergessen jeglichen Übels. Helena trinkt, wird ruhig wie ein Kind; unter den berührenden Fingern der Freundin blüht sie auf wie eine halbwelke Rose, wenn man sie ins Wasser stellt. Sie hat fast vergessen, was ihr bevor-

steht, wenn der Mann mit dem Dolch zurückkommt. Aber Aithra hat Geistesgegenwart für beide. Sie läßt von ihren Dienerinnen Helena wegführen und auf ihrem eigenen Bette zur Ruhe legen, dann wendet sie sich, nimmt die ruhigste Miene von der Welt an und tritt Menelas in den Weg. Denn dieser stürmt jetzt herein, hochgeschwungen den Dolch, von dem er Blut herabträufeln sieht (nur er – wir dagegen sehen, daß der Dolch blank und trocken ist); denn er hat ihn draußen zwei Truggestalten durch den Rücken gestoßen, von denen er glaubte, sie wären Helena und Paris. Wie der tote Paris wieder dagewesen sein könnte, um die lebende Helena zu umschlingen, wie das alles zusammenhängen könne, das kann sein Kopf nicht mehr auseinanderhalten. Er ist kein Wahnsinniger, aber er ist in dem Zustand völliger Zerrüttung, den man in so vielen Kriegslazaretten bei denen, die aus allzu furchtbaren Situationen kamen, tage- und wochenlang beobachtet hat; doch ist er anderseits nicht so völlig außer sich, daß er gegen die junge Dame, die ihm entgegentritt und in deren Haus er sich offenbar befindet, sich nicht mit Anstand betragen würde – um so mehr, da sie ihn mit seinem Namen anredet: Fürst von Sparta – und ihn bittet, sich zu setzen. Nun erzählt ihm Aithra ein Märchen, das sie mit frauenhaftem Instinkt genau berechnet auf den Zustand, in dem er sich befindet, den Zustand eines Verstörten, der selber seinen Sinnen und seinem Kopf nicht mehr traut – und dem nichts mehr völlig unmöglich erscheint, nachdem er das Unmöglichste und Fürchterlichste eben selbst begangen vermeint. Sie erzählt ihm, daß er seit zehn Jahren das Opfer eines Phantoms sei, er und die Griechen alle;

daß es ein Gespenst sei, welches er in jener Brandnacht aus der brennenden Stadt herausgetragen, ein Gespenst, um das die Tausende der Griechen in diesen zehn Jahren gestorben sind, ein Gespenst, das er eben auf seinem Nacken aus dem Meer herausgetragen habe und dem er anscheinend jetzt vor wenigen Minuten seinen Dolch in den Rücken gestoßen habe – und zugleich gießt sie ihm von diesem Trank ein, der die Nerven so seltsam beruhigt und das Bewußtsein in einen schaukelnden, sanften, halbträumenden Zustand hinüberführt, und bittet ihn dann, nicht zu laut zu sprechen, sonst störe er den Schlaf der schönsten Frau, die im Nebenzimmer auf ihrem Bette liege ..."
„Welcher schönsten Frau?"
„Eben der seinen, eben Helenas, der wirklichen – hier reicht sie ihm noch einmal den Becher mit dem Lotossaft – der einzigen, die es gibt – Helena, welche damals vor zehn Jahren die Götter entrückten; im Schlaf trug man sie übers Meer hieher zu uns nach Ägypten, in die Burg meines Vaters. Da verbrachte sie die Jahre wohlbehütet, halb schlummernd, ohne zu altern, immer das gleiche Lächeln auf ihren Lippen; sie meint, in deinen Armen eingeschlafen zu sein – und gleich, gleich wird sie erwachen. Bereite dich vor, sie in deine Arme zu nehmen."
Das Nebengemach ist plötzlich strahlend erhellt, ein Vorhang teilt sich, auf einem breiten Lager schlägt Helena die Augen auf, erquickt vom Schlummer, schöner und jünger als je. Wie könnte ein von Selbstqual zerrissenes Herz, wie Menelas', diesem Übermaß von unverhofftem Glück widerstehen? Einen Augenblick huscht dies über den verdunkelten Spiegel seines Gemütes: das sei die Erscheinung

seiner längst toten wirklichen Frau, von einer Hexe und Totenbeschwörerin ihm hier entgegengeführt – aber dann vergeht dieses Dunkel vor dem Glanz der Erscheinung, in seinen Adern wirkt der Trank: sanftes Vergessen gräßlichen Übels, ein inneres Einswerden, ein unsagbarer Friede – er geht auf das schöne Wesen zu, völlig mädchenhaft lehnt sie den Kopf an seine Schulter, sie ist es, Helena von Sparta, die nichts von Paris weiß – ihre Stimmen verschränken sich, die helle Stimme Aithras schlingt sich hinein."
„Und das Stück ist doch aus? Was soll jetzt im zweiten Akt noch vorkommen?"
„Ja, das Stück könnte aus sein. Dann wäre es ein kleines, frivoles Lustspiel, worin ein Ehemann nach furchtbaren Abenteuern von zwei Frauen genarrt wird. Aber so waren doch diese Figuren nicht angelegt? Meinen Sie nicht? Dieser Menelas und diese Helena sahen doch nicht so aus, daß dies der Abschluß sein könnte?"
„Nein – aber wie?"
„Auch die Elfen sind nicht der Meinung, daß das Stück aus sein könnte. Diese Elfen sind als ein unsichtbarer Chor immer anwesend. Sie sehen dem Ganzen zu wie einem Theaterstück. Und dieser Ausgang ist ihnen zu billig. Sie wollen nicht, daß man so leichten Kaufes aus einem solchen Handel herauskomme. Sie höhnen unsichtbar, aber sehr deutlich hörbar – in die Handlung hinein. Das darf nicht sein! zischen sie – so billig kommt ihr nicht davon."
„Und also der zweite Akt? Er spielt, denke ich, am nächsten Morgen?"
„Ja, er spielt am nächsten Morgen, aber nicht dort im Hause der Aithra."

„Sondern?“

„Anderswo. Weit weg von dort. In der Wüste unweit des großen Atlas. Im ersten Akt ganz am Schluß sagt noch Helena leise zu Aithra, ob sie sie nicht wegzaubern könnte, sie und Menelas, irgendwohin, wo niemand von ihr wisse, wo der Name Helena ganz unbekannt sei und vom ganzen Trojanischen Krieg nie jemand gehört habe. Menelas aber hat diese kleine, geflüsterte Besprechung nicht gehört. Somit erwachen sie miteinander in einem Palmenhain am Fuße des Atlas, in tiefer Einsamkeit. Aber ich werde Ihnen jetzt den zweiten Akt nicht im einzelnen erzählen, nur den Kern davon. Nebenbei: sie bleiben dort nicht lange allein. In der Wüste gibt es Wüstenscheichs, herumschweifende, ritterliche Könige, damals wie heute, und einer von denen mit seinem Sohn und seinem Gefolge stößt auf die zwei einsamen Fremdlinge – und sofort stellt sich um die schönste Frau, ob man gleich ihren Namen hier nie gehört, die gleiche Situation her, wie dort in der Heimat: man verliebt sich in sie, der Vater wie der Sohn, man will sie dem Menelas entreißen, man ist bereit, sich um ihretwillen wechselseitig zu töten, aber das ist ein Detail – ich komme zum Kern, und der Kern ist Helena: dies ist die Stärke dieser Frau, darin liegt ihre Genialität – daß sie den Mann, dem sie gehört, ganz haben muß. Der scheinbar gelungene Betrug aber hat ihr nur den halben Menelas zurückgegeben, ja weniger als den halben. Wie er jetzt erwacht nach dieser Liebesnacht, streift er sie mit einem scheuen Blick. Eigentlich hat er Angst vor ihr. Sein ganzes Herz füllt die vermeintlich Tote aus – die ihm soviel Leid zugefügt hat, um die er so gräßliche Nächte erduldet hat, um die er den Paris getötet

hat – und die er dann selbst ermordet hat gestern nacht dort auf der Insel mit der gleichen furchtbaren Waffe, seinem gekrümmten Dolch. Denn daran hält seine verstörte Einbildung fest: er ist der Mörder der wirklichen, der schuldvollen Helena – und diese da, diese allzu junge, mit der schuldlosen Miene, dieses Spiegelbild, diese ägyptische Luftsirene, die hat ihm dort die Zauberin zum Trost in die Arme gelegt. Er aber ist Menelas von Troja, er ist der Witwer und der Mörder der trojanischen Helena. Sie ist ihm alles, mit der eine Welt von Schuld und von Leiden ihn verbindet – die schöne Luftsirene vor seinen Augen ist ihm nichts."

„Und Helena?"

„Versteht ihn wiederum, versteht ihn tiefer, als er sich selber versteht, und faßt einen Entschluß."

„Welchen?"

„Diesen: ihn aufzuwecken – wie man jemanden aus dem Trance aufweckt. Ihn dazu zu bringen, daß der Betrug von ihm abfällt, daß er in ihr die Schuldvolle erkennt – die, welche zu strafen ihm auferlegt – kurz: zwischen ihm und ihr selbst genau die Situation von gestern abend wieder herzustellen."

„Und es gelingt ihr?"

„Ihr gelingt alles, worauf sie ihren Willen setzt. Sie hat eine dämonische Kraft. Auch Aithra kommt ihr zu Hilfe, sie hat einen Trank, der die Wirkung jenes Vergessenheitstrankes aufhebt. Das ist es, was Helena will. Sie stellt sich ihm, stellt sich unter den gezückten Dolch – ist überzeugt, daß er sie töten wird, und lächelt dem Dolch entgegen – und dem Mörder entgegen genau in der gleichen Haltung, wie vor zwölf Stunden dort auf der Insel."



„Und er?"
„Sowie er sie erkannt hat, aber ganz erkannt, im äußersten Moment – läßt er den Dolch sinken und fällt in ihre Arme."
„Ja, es ist eine Oper. Wenigstens eine Oper für mich, vielleicht nicht für einen andern. Sie haben den Stoff doch keinem Menschen erzählt? Übrigens: er ist erstaunlich modern. Ist Ihnen nicht der Gedanke gekommen, ein Theaterstück in Prosa daraus zu machen?"
„Ja, ich denke selbst, unter der Hand eines französischen oder amerikanischen Autors wäre es ein psychologisches Konversationsstück geworden. Durch ganz kleine Veränderungen wären alle diese mythischen Elemente zu beseitigen; alle diese kleinen Zaubereien sind ja nur Verkürzungen, der Trank, das Vergessen, das Wiedererinnern, lauter Verkürzungen für Seelenvorgänge. Die Elfen eine Ausdrucksform für die Kritik des Unterbewußtseins – all das hätte sich auf die Ebene der Dialektik projizieren lassen, es wäre das richtige psychologische Konversationsstück geworden: Ehe als Problem, Schönheit als Problem, ein Rattenschwanz von Problemen."
„Aber?"
„Ich liebe es nicht, wenn das Drama sich auf der dialektischen Ebene bewegt. Ich mißtraue dem zweckvollen Gespräch als einem Vehikel des Dramatischen. Ich scheue die Worte; sie bringen uns um das Beste."
„Aber der Dichter hat doch nichts anderes, um seine Figuren zur Existenz zu bringen, als daß er sie reden läßt. Für sie sind doch die Worte, was für mich die Töne und für einen Maler die Farben sind."
„Gewiß. Die Worte ja. Aber nicht die zweckhafte, ausgeklügelte Rede. Nicht das, was man Kunst des Dialogs

oder psychologischen Dialog nennt, und was von Hebbel bis Ibsen und darüber hinaus so hoch im Kurse zu stehen schien, auch übrigens schon bei Euripides – und auch bei Shaw, aber sehr gemildert durch seine Lust an Witz, der die Dialektik des Dialogs wieder aufhebt."
„Und bei Shakespeare?"
„Oh, nicht die Spur davon! Bei ihm ist das Wort immer Ausdruck, niemals Mitteilung. Shakespeare hat in diesem Sinn lauter Opern geschrieben, er ist ganz bei Äschylos und meilenfern von Euripides. – Aber ist Ihnen nie aufgefallen, daß im Leben durch Reden nie etwas entschieden wird? Man ist nie so überzeugt von der Unlösbarkeit einer Situation, als nachdem man sie durch Reden zu lösen versucht hat. Die fälschende Gewalt der Rede geht so weit, daß sie den Charakter des Redenden nicht nur verzerrt, sondern geradezu aufhebt. Die Dialektik drängt das Ich aus der Existenz. Ich behaupte, ein Dichter hat die Wahl, Reden zu schaffen oder Gestalten!"
„Das ist mir zu paradox! Der Dichter hat doch kein anderes Kunstmittel als die Rede."
„Doch, er hat andere; die geheimsten, kostbarsten, wenigst bekannten – die einzig wirksamen. Er ist zu allem fähig, wenn er darauf verzichtet, daß seine Figuren durch direkte Mitteilung ihre Existenz beglaubigen sollen."
„Was sind das für Kunstmittel?"
„Er kann vermöge der Erfindung seiner Handlung etwas übermitteln, ohne es mitzuteilen. Er kann etwas im Zuhörer leben machen, ohne daß der Zuhörer ahnt, auf welchem Wege ihm dies zugekommen ist. Er kann fühlen machen, wie zusammengesetzt das scheinbar Einfache,



wie nahe beisammen das weit Auseinanderliegende ist. Er kann zeigen, wie aus einer Frau eine Göttin wird, wie aus einem Lebendigen ein Totes heraustritt – er kann das ungeheure Gemenge ahnen lassen, das durch eine Maske des Ich zur Person wird. Darum nannten die Alten ja Maske und Person mit dem gleichen Wort. Er kann das Verschwiegene anklingen, das Ferne plötzlich dasein lassen. Er kann seine Gestalten über sich selbst ins Riesige hinauswachsen lassen, denn das tun Sterbliche in gewissen seltenen Momenten. In einem ‚natürlich' geführten Dialog aber ist dafür kein Raum. Das ‚Natürliche" ist die Projektion des ungreifbaren Lebens auf eine sehr willkürlich gewählte soziale Ebene. Das Maximum unserer kosmisch bewegten, Zeiten und Räume umspannenden Menschennatur läßt sich nicht durch die Natürlichkeit einfangen."

„Was sind das für Kunstmittel? Können Sie sie nicht definieren?"

„Wie ich die Handlung führe, die Motive verstricke, das Verborgene anklingen lasse, das Angeklungene wieder verschwinden – durch Ähnlichkeit der Gestalten, durch Analogieen der Situation, durch den Tonfall, der oft mehr sagt als die Worte."

„Aber das sind ja meine – das sind ja die Kunstmittel des Musikers!"

„Es sind die Kunstmittel des lyrischen Dramas, und sie scheinen mir die einzigen, durch welche die Atmosphäre der Gegenwart ausgedrückt werden kann. Denn wenn sie etwas ist, diese Gegenwart, so ist sie mythisch – ich weiß keinen anderen Ausdruck für eine Existenz, die sich vor so ungeheuren Horizonten vollzieht – für dieses Umgeben-

sein mit Jahrtausenden, für dies Hereinfluten von Orient und Okzident in unser Ich, für diese ungeheure innere Weite, diese rasenden inneren Spannungen, dieses Hier und Anderswo, das die Signatur unseres Lebens ist. Es ist nicht möglich, dies in bürgerlichen Dialogen aufzufangen. Machen wir mythologische Opern, es ist die wahrste aller Formen. Sie können mir glauben."

*

KRONPRINZ RUDOLF
LUDWIG II., QUEEN VICTORIA UND DER PRINZ VON WALES

Von Oscar von Mitis

IM August und September 1877 finden wir den Kronprinzen Rudolf auf einer Fahrt durch Süd-Dalmatien und nach Korfu, im September in der Schweiz, wo er der Habsburg einen Besuch abstattete, dann, wie schon früher öfters, in München.

Bayern war das Land seiner Mutter, und in manches Haus in der Isarstadt trat er vielleicht lieber ein als in dieses oder jenes Palais seiner habsburgischen Verwandtschaft. Auch einige bayerische Vettern hatten für Rudolf nicht viel übrig, ein eigenartiges Band der Freundschaft zog ihn indes zu dem Einsamen im königlichen Schloß, dem schon damals so viel Geheimnisvolles anhaftete. Ludwig II., dessen phantastische und nie erkaltende Verehrung für die Kaiserin Elisabeth mit einer „affection de sœur aînée" erwidert wurde, war auch seinem wesentlich jüngeren Vetter, dem Kronprinzen Rudolf, mit schwärmerischer Freundschaft

zugetan, mit Gefühlen, die in der bekannten Art des Königs – ohne daß sie mißdeutet werden dürfen – nur in Superlativen Ausdruck fanden. Seine überströmenden Empfindungen lösten bei dem Jüngeren – das ist wieder für dessen kühlere Eigenart ungemein bezeichnend – Versicherungen der Ergebenheit aus, die in der geistigen Wertschätzung des Königs wurzelten.
Die Aufmerksamkeiten, mit welchen Ludwig seinen Vetter überhäufte, blieben selbstverständlich nicht unbemerkt und machten viel von sich reden, weil sie bei der Eigenart des bayerischen Souveräns tatsächlich zu vereinzelten Fällen zählten. Allerdings, so hörte man, übte Rudolf auf den König einen merkwürdigen Zauber aus, und in den Kreisen des Münchener Hofes war man überdies geneigt, in dem Verhalten Ludwigs auch eine gegen Preußen gerichtete Spitze zu finden. Um die Feste im Wintergarten woben sich Legenden. Im März 1880 gab dort der König einzig und allein für den Kronprinzen ein großes Fest, nach welchem die beiden Stunden lang, bis zum Morgen, im Gespräch blieben.
Als ungleiches Paar leben sie in unserer Vorstellung: der ältere ein phantastischer Träumer, ohne eigentlichen Sinn für Natur, aber voll und ganz der Poesie und der Kunst ergeben, keine andere Sehnsucht im Herzen als die, unerkannt Italien zu genießen – der jüngere ein Anbeter der Natur, sonst ein nüchterner Beobachter und Realist, der das Land, wo die Zitronen blühen, am liebsten als siegreicher Feldherr betreten hätte. Und doch einigte sie – bewußt und unbewußt – unendlich viel: scharfes Auffassungsvermögen und hohe geistige Begabung, die unbedingt gewinnende Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, be-

gleitet von unleugbarer Vorstellungskunst, die Abneigung gegen die Mitglieder der eigenen Familie, aber auch psychopathische Erscheinungen, wie Verfolgungswahn und unbegründete Furcht vor Attentaten, und nicht zuletzt die tiefe Abneigung gegen Preußen. Sie hatten sich viel zu sagen. Einem Manne, der „in dem Hauch der Grüfte“ nicht leben konnte, dessen „Atem die Freiheit“ war, der dabei seine Kammern durchaus nicht liebte und zähe an seinen Souveränitätsrechten hielt, lauschte der jugendliche Kronprinz wohl mit Freude, und andrerseits war er selbst wieder, dank seiner glänzenden Erziehung, dem älteren Vetter gegenüber, dem es an allgemeiner Bildung und an Systematik des Denkens gebrach, der Gebende. Das Schicksal hat diese Parallele noch durch grausame Gaben ergänzt: durch frühe Erscheinungen physischer Dekadenz, durch frühen Verfall des Lebenswillens und schließlich durch einen von ungelösten Fragen begleiteten Untergang. Ob König Ludwig schon damals im Wintergarten von Abdankung sprach, von Lebensunlust und der Möglichkeit, sich ein Ende zu bereiten? Ob Rudolf von dem älteren Vetter nicht nur politische Gedanken übernahm, sondern auch den Lebenspessimismus, den Keim zur Todesbereitschaft in seine Seele gebettet bekam? Noch war er jung und tatendurstig, der persönliche und der schriftliche Gedankenaustausch mit dem König erstarb allmählich, und, von Bayern, vom König der Träume weg, zogen den Kronprinzen große Reisen in das Reich der Wirklichkeit, ins volle Leben.
Der lange Aufenthalt in England hatte für Rudolfs Ausbildung zweifellos hohe Bedeutung.
Am Hofe Victorias feierte Rudolf einen unbestrittenen

Sieg: die Königin bezeugte ihm wiederholt ihre besondere Gunst und lud ihn – das galt als Zeichen hoher Gnade – selbst nach Osborne. „It will be a success", äußerte Lord Beaconsfield, und Prinzessin Mary von Cambridge scherzte darüber zu Beust: „Die Königin ist in den Kronprinzen verliebt, aber seien Sie ruhig, sie will ihn nicht heiraten." – Ohne Zeremoniell und Traditionen ging es freilich nicht ab. Der Prinz von Wales konnte es nicht durchsetzen, daß Rudolf den Order of the Garter bekam, und als der Thronfolger in Dublin beim Ball des Vizekönigs, des Herzogs von Marlborough, erschien, ließ ihn dieser seelenvergnügt neben sich stehen – nicht um alles in der Welt wäre er, da er eben die Königin repräsentierte, von seinem Fauteuil aufgestanden. Die strenge Königin! Wer litt mehr unter den Verhältnissen als ihr eigener Sohn, der Prinz von Wales, dem es erst sehr spät gelang, in die Regierungsgeschäfte eingeweiht zu werden, und der dazumal, weit davon entfernt, ein bevollmächtigter Träger der britischen Politik zu sein, seine Lebensführung nur schwer mit dem langweiligen viktorianischen Hofhalt in Einklang zu bringen wußte. Auch er hatte an Rudolf, der ihm schon vor Jahren als „a very nice boy" begegnet war, großen Gefallen gefunden und unterhielt sich gern in dessen Gesellschaft. Zu Rudolfs Hochzeit zu fahren, verwehrte ihm dann allerdings das mütterliche Verbot, das durch ungünstige Gerüchte über des Kronprinzen „dissolute life" veranlaßt war. Dieser böse Leumund schien allerdings vergessen, als die Königin den Wiener Hof zu ihrem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum lud und hierbei wissen ließ, wie sehr sie sich über das Erscheinen des Thronfolgers freuen und dies auch vom poli-

tischen Standpunkte für nützlich halten würde. Man wollte damals mit der Monarchie in bessere Fühlung kommen, und am Ballhausplatz ergriff man gern die dargebotene Hand. Graf Kálwky schrieb dem Botschafter in London, Grafen Kárdyi, am 27. Februar 1887 in einer eigenhändig entworfenen Weisung: „Wir haben gewiß keinen Anlaß, uns diesem Entgegenkommen des englischen Hofes, der mit dergleichen Liebenswürdigkeiten nicht verschwenderisch ist, spröde gegenüberzustellen. Es geht diese wärmere Strömung parallel mit den engeren politischen Beziehungen, die sich in der letzten Zeit präziser gestalten zu sollen scheinen. Ich kann Ihnen nur empfehlen, auch in Ihrem Verkehr mit Lord Salisbury dies zu markieren, um seinem offenbaren Wunsch größerer Intimität entgegenkommende Rechnung zu tragen.“ Das lag gewiß auch im Sinne des Prinzen Eduard, den Jagdreisen sehr häufig in die Donaumonarchie führten und hier immer wieder mit dem Thronfolger zusammenkommen ließen. Es überkam zwar den Kaiser Franz Joseph wegen der Jagdlust des englischen Vetters ein bißchen Sorge, und auch Rudolf sprach davon, daß sein „Lehnbedientendienst beim guten Wales, der alle fünf Minuten etwas anderes will, ziemlich streng“ sei, indes war ihm der Umgang mit Eduard doch willkommen, hatte er ja mit diesem nicht nur die Freude am Weidwerk, sondern auch jene Vorurteilslosigkeit gemein, die nichts Anstößiges daran sah, mit dem bekannten Geldmann Baron Hirsch in einem Wiener Hotel gemeinsam zu frühstücken. Die beiden Thronanwärter verstanden sich aber auch in einem andern Punkte vortrefflich: in der tiefen Abneigung gegen Wilhelm II. Gerade im Herbst 1888 hatte

Eduard, seinem deutschen Neffen weichend, den Aufenthalt in Österreich unterbrechen müssen, weil dieser ausdrücklich gewünscht hatte, dort „der einzige königliche Gast zu sein“. Den Haß gegen Wilhelm im Herzen, hat es der Prinz von Wales in seinen Gesprächen mit dem Kronprinzen gewiß nicht unversucht gelassen, die gleichgestimmte Seele für Zukunftspläne zu gewinnen. Es überrascht nicht, daß in jenen Tagen in der Presse davon gemunkelt wurde, es sei die Absicht des englischen Prinzen, eine Annäherung zwischen Österreich und Frankreich herbeizuführen. *Aus dem Werk „Kronprinz Rudolf“*

*

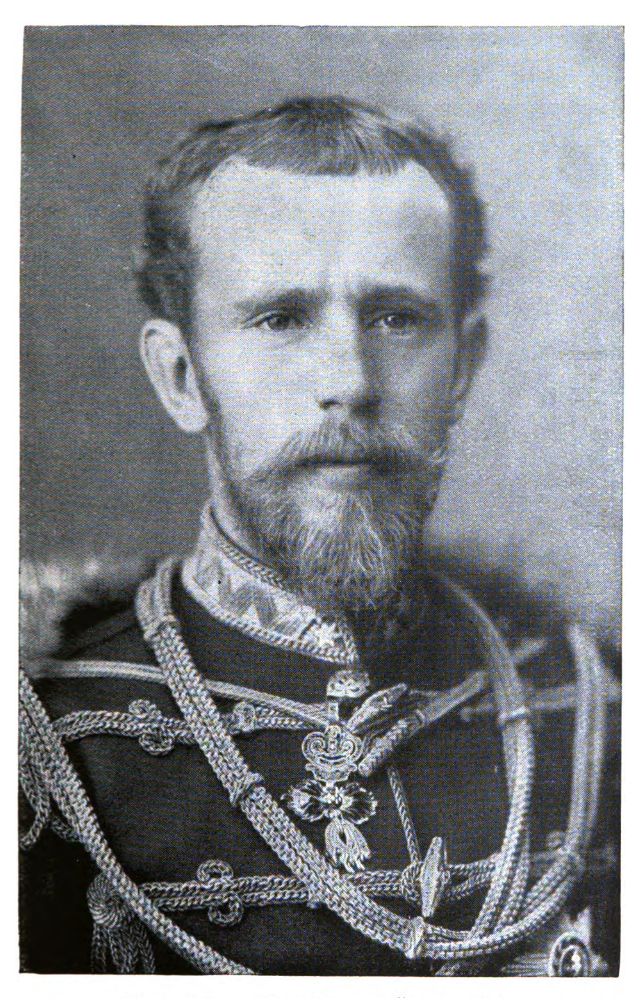
RAHEL RECHTET MIT GOTT

Eine Legende

von Stefan Zweig

ABERMALENS hatte das halsstarrige und wetterwendische Volk zu Jerusalem des geschworenen Bundes vergessen, abermalens hatten sie den erzenen Götzen von Tyr und Ammon blutige Gabe gebracht. Und nicht genug des Frevels, daß sie jenen räucherten auf Höhen und steinernen Altären – auch in Gottes leibeigenes Haus, das Salomo, sein Knecht, ihm gebaut, stellten sie Bildnis des Baals und schwemmten die Fliesen mit Schlachtwerk, bis die heilige Stätte stank von Räucher und Blut.

Wie nun Gott sah, daß sie seiner spotteten bis in das innerste Herz seines Heiligtums, da entbrannte mächtig sein Zorn. Er reckte die Rechte, und sein Schrei zerschlug lang alle Himmel: zu Ende sei nun seine Langmut, austilgen



Kronprinz Rudolf von Österreich
(1888)

gebung anriefen für ihren Vorwitz – die Wolke wuchs weiterhin schwarz und auslöschte das lebendige Licht über dem Lande.
So dröhnend aber war Gottes Ingrimm ins Wort gefahren, daß nicht nur die Lebendigen seine Kündung hörten; auch die Toten erwachten in ihren Gräbern, und die Seelen der Verstorbenen schraken wach aus ihrem beinernen Schlaf. Denn so ist es geteilt und bestimmt: nicht dürfen die Toten Gottes Antlitz schauen – einzig die Engel ertragen solch ein Unmaß lodernden Lichts –, doch die Posaunen des Gerichts zu hören und seine Stimme zu vernehmen, ist ihnen gegönnt. So stunden die Toten senkrecht auf in ihren Gräbern und fuhren nach oben. Flatternd wie Vögel wider großen Wind, scharten sich die Seelen der Väter und Urväter alldort im Kreise, damit sie vereint den Allmächtigen anflehten und die Rache wendeten von ihren Kindern und den Zinnen der heiligen Stadt. Isaak und Jakob und Abraham, die Erzväter, einer gedrängt an den andern, traten vor zur rauschenden Bitte. Doch der Donner zerbrach ihren Ruf, und in ihr Stammeln fuhr neuerdings des Herren Wort: überlang schon habe er geduldet das Unmaß des Undanks, jetzt aber wolle er den Tempel zerschmettern, damit im Zorn ihn erkenneten, die seiner Liebe sich gewehrt. Und da nun die Erzväter hinsanken in die Ohnmacht des Worts, traten vor die Propheten Moses, Samuel, Elia und Elisa, die Gottes eigene Rede im Munde trugen, sie traten vor, die Männer der feurigen Zunge, und hoben ihr Herz an die Lippe. Doch der Herr achtete ihrer Rede nicht, und sein Wind schlug den Uralten ihr Wort zurück in die Bärte. Und schon schärften sich die Blitze,

um ihr fressendes Feuer in Turm und Tempel zu werfen. So war den heiligen Männern der Mut genommen, wie zertreten Gras schauerten ihre Seelen leer vor dem Herrn, und kein Wort wagte zu atmen wider seinen Zorn. Verschüchtert schwieg jede irdische Stimme, – da trat Rahel, die Erzmutter Israels, allein aus dem Wald ihres Ängstens. Auch sie hatte in ihrem Grabe zu Ramah Gottes Zornwort vernommen, und die Tränen rannen ihr nieder, da sie ihrer Kindeskinder gedachte. So packte sie stark die Kraft im eigenen Leibe und stieß sich hin vor den Unsichtbaren. Knieend erhob sie ihre Hände, knieend erhob sie ihr Wort zu dem Herrn:

„Das Herz bebt mir im Leibe, zu dir zu sprechen, Allmächtiger, doch wer denn du schufst dies Herz mir im Leibe, daß es bebend werde deiner Furcht, und wer die Lippe, daß sie ihre Angst ausgieße ins Gebet? Aus deiner Furcht schreie ich mich auf in deine Liebe, aus meiner Kinder Not hebe ich mein klein Wort in deine Unendlichkeit. Nicht Klugheit gabst du mir noch List, und kein Wissen weiß ich, dein Zürnen zu beschwichten, denn von mir selber zu sprechen, wie ich einstens meinem Zorn obsiegte. Nicht täusche ich mich: du kennst meine Rede, ehe sie geredet, ist doch in dir jedes Wort längst gestaltet, ehe es Laut wird an eines Menschen Lippe, und jede Tat, ehe sie ausfährt unserer irdischen Hand. Dennoch aber, ich flehe dich an, höre mich geduldig um der Sündigen willen."

So geredet, beugte Rahel ihr Antlitz. Gott aber sah die Gebeugte und sah ihre Tränen. Da hielt er einen Atemzug inne in seinem Ingrimm, auf daß er der Leidenden lausche. Das Lauschen Gottes aber in seinen Himmeln füllt alle

Räume mit Leere und tötet die Zeit. Kein Wind wagte zu wehen, es verbarg sich der Donner, das Kriechende kroch nicht, das Beflügelte flog nicht, und kein Hauch ging keinem vom Munde. Stille standen die Stunden, und erzen harrten die Cherubim. Denn das Lauschen Gottes zieht den Atem ein alles Lebens und endet das Rauschen der Himmel; selbst die Sonne wandelte nicht, und es rastete der Mond, und alle Ströme gingen stumm ein in seine Gewärtigkeit. Tief unten aber auf Erden kauerten die Menschen und ahndeten von Rahels Fürspruch nichts und nichts vom Lauschen in Gottes Ohr. Denn unwissend sind sie allzeit des Göttlichen und können nicht raten, was in den Himmeln geschieht. Nur dies gewahrten sie, daß mit einemmal das Stürmen innehielt ob ihrer Häupter. Aber als sie hoffend aufblickten zur Höhe, stand die Wolke noch schwarz gefügt wie der ebene Deckel eines Sarges, und ohne Atem drohte die Finsternis. Da erschraken sie abermals sehr, und so kalt umfing sie die Stille wie das Hemd der Toten den verstorbenen Leib.
Rahel aber, da sie das Lauschen Gottes fühlte, sich zugewandt, hob das Antlitz aus ihren Tränen und sprach mit dem Mute der Angst:
„Hirtin war ich, Labans Tochter – du weißt es –, im Lande Haran, das gen Morgen liegt, und hütete meines Vaters Schafe nach seinem Gebot. Da wir sie aber eines Morgens zur Tränke führten und die Mägde nicht wußten den Stein des Brunnens zu rücken, sprang ein Jüngling helfend vor, fremd und wohlgestalt, und wir standen erstaunt von seines Leibes Kraft. Jakob war es, den du uns gesandt, meines Vaters Schwestersohn, und kaum er sich nannte, führte ich

ihn hin in meines Vaters Haus. Nur eine Stunde war es, daß wir einer den andern gesehen, und schon brannten unsere Blicke inwendig uns ein, und unsere Herzen sehnten sich eines dem andern zu. Und ich lag nachts wach, seiner begehrend –, doch siehe, Herr, ich schämte mich meines Blutes nicht, denn wer, wenn nicht du, Herr, hast dies in uns getan, daß jählings das Herz uns aufbricht zum flammenden Dornbusch der Liebe? Von dir, Herr, von dir allein ist es gewollt, daß die Jungfrau sich öffne dem Manne, daß Blick in Blick und Leib zum Leibe stürmig sich drängt. Darum wehrten wir auch unserem Feuer nicht, sondern tauschten ein Gelöbnis der Verbindung an jenem ersten Tage noch, da Jakob mich, Rahel, ersah.
Mein Vater Laban aber – Herr, du weißt es – war ein harter Mann, hart wie die steinige Erde, die er wundriß mit dem Pfluge, hart wie das Horn seiner Stiere, die er niederbeugte ins Joch. Und als Jakob mich heimzuführen begehrte, wollte er erstlich erproben, ob jener Mann wäre nach seinem Willen, hart im Dienste und ehern in Geduld. So heischte er von dem Werbenden – Herr, du weißt es –, daß er ihm vorerst sieben Jahre um meinetwillen diene. Meine Seele erbebte, dies lauschend, und abstarb das Blut in Jakobs Wangen, so unendlich lang schien uns Ungeduldigen die Frist. Denn sieben Jahre, Herr, ich weiß es, für dich sind sie bloß ein Tropfen, der niederfällt, ein Wimperschlag kaum deinem ewigen Auge, geht doch wie Rauch die Zeit durch die Himmel deiner Urewigkeit. Doch sieben Jahre, Herr, geruhe es zu bedenken, uns Menschen sind sie ein Zehent des Lebens, denn kaum wir die Augen aufschlagen vom Dunkel in dein heiliges Licht, schon schließt sie uns

neu die Nacht unseres Todes. Wie ein Strom im Frühling strömt rasch unser Leben, und keine Welle kehrt uns nochmals zurück. Sieben Jahre darum, eine Ewigkeit dünkte sie uns Ungeduldigen, nie zu durchmessen, sieben Jahre der Ferne, indes doch ein Leib nahe weilte dem andern und die Lippe verdurstete nach des Geliebtesten Kuß. Aber dennoch, Herr, beugte sich Jakob dem Spruche, dennoch bog ich mich meines Vaters Geheiß. Und wir faßten unser Herz in die Hände, daß wir es zähmten zu Gehorsam und großer Geduld.

Herr, aber wie schwer ist dies Gedulden deinen Geschöpfen, denn heiß hast du uns das Herz in den lebendigen Leib getan und tief innen ein wissend Ängsten gepflanzt um die Kürze unserer irdischen Frist. Wir wissen, Herr, nah hängt der Herbst unserem Frühling, und der Sommer unseres Lebens, er währet nicht lange; darum wogt solch ein Ungedulden in unserem irdischen Blut, darum fährt so gierig unsere Hand aus, Geliebtes zu greifen und selbst des Vergänglichen sich eilends zu freuen. Wie sollten wir warten lernen, die wir altern in der Zeit, wie uns gedulden, die wir auslöschen über Nacht, wie sollten wir nicht brennen, an denen Zeit zehrt mit sausender Flamme, und nicht eilen, die verfolgt sind von tödlichem Schritt! Dennoch aber, Herr, dennoch haben wir uns bezähmt und blieben mächtig wider unser Verlangen. Jeder Tag dauerte tausend Tage unserer Sehnsucht, so liebten wir einander. Und doch, als sie vergangen waren, dünkten die sieben Jahre des Wartens uns nicht mehr denn ein einziger Tag. So habe ich, Herr, auf Jakob gewartet, so hat mich Jakob geliebt.

Als dann zum siebentenmal das Jahr sich wendete, trat ich

freudig vor Laban, meinen Vater, und heischte das Zelt der Vermählung. Doch Laban, mein Vater, sah hinweg über meine Freude, eine Wolke war seine Braue und ein starres Siegel sein Mund. Dann aber befahl er mir, Lea zu holen, meine Schwester.

Lea, meine Schwester – Herr, du weißt es – war die Erstgeborene und zwei Jahre vor mir kommen aus meiner Mutter Schoß. Unschön hattest du das Antlitz ihr gestaltet –, so achteten die Männer ihrer nicht, und daß keiner ihrer begehrte, grämte sie sehr. Eben aber um ihres Leides willen und ihrer Linde war sie mir lieb. Doch da mein Vater mir gebot, sie vor ihn zu führen und mich auswies vom Zelte, da ahnte mir eilends, er wolle ein Trügliches mit ihr sinnen. So verbarg ich mich nebenan, ihrer Abrede zu lauschen. Mein Vater aber redete so:
‚Höre, Lea, mein Schwestersohn Jakob ist gekommen und dient sieben Jahre schon, um Rahel zu freien. Doch dies dulde ich nicht um deinetwillen, denn wie ginge es an, daß eine Jüngere das Haus vor der Älteren lasse und die Erstgeborene unbemannt bleibe, den Mägden zum Spott. Wider Gottes Willen, lästerlich und töricht wäre solcher Brauch. Denn an den Anfang der Welt, in die Morgenfrühe der Erde hat der Herr uns gesetzt, daß wir sein Weltall ihm füllten mit Menschen und daß Myriaden einst seien, seinen Namen zu loben. Nicht will er, daß sein Boden brach bleibe und, was er lebend gezeugt, ohne Zeugung hingehe und Frucht. Kein Widder und keine Färse nächtet in meinem Stalle, ohne daß sie sich mehrte – wie sollte ich da dulden, daß mein eigen Kind verschlossen bleibe in Schande und Scham! Darum rüste dich, Lea, nimm den bräutlichen Schleier und

schließe ihn dicht über deinem Antlitz, daß ich dich zu Jakob hinführe an Rahels Statt.' So sprach mein Vater zu Lea, die ängstlich erbebte und schwieg.
Kaum hatte mein Herz solche Trugrede vernommen, und schon brannte es in Zorn wider Laban, meinen Vater, und wider Lea, meine Schwester – verzeihe es, Herr! Aber bedenke, Herr, bedenke doch nur, sieben Jahre hatte jener gedient einzig um meinetwillen, sieben Jahre hatten wir liebend gedarbt, einer des andern, und nun sollte die Schwester umfangen, der meiner Seele inniger war denn der eigene Leib? Da stemmte mein Sinn sich störrig auf, und ich empörte mich wider meinen Vater, – Herr, ich empörte mich wider meinen Vater so wie meine Kinder sich empörten wider dich, ihren ewigen Vater, denn auch dies, Herr, hast du in uns getan, daß starr uns der Nacken wächst im Zorn, sobald uns ein Unrecht geschieht. So drängte ich mich heimlich zu Jakob und warnte ihn flüsternd, er möge sich wahren, daß morgen mein Vater nicht eine andere ihm zulege an meiner Statt. Und damit er kundig sei wider jedweden Trug, lehrte ich ihn ein Zeichen des Erkennens. Dies Zeichen des Erkennens aber war, daß die Braut zu dreienmalen ihm die Stirn küßte, ehe sie eintrat in sein Zelt. Und Jakob verstand mich und merkte das Zeichen.
Des Abends ließ Laban die bräutlichen Schleier für Lea rüsten. Zwiefach umtat er ihr Antlitz, damit Jakob nicht vorzeit, ehe er ihren Leib erkannt, die Unterschobene erkenne. Mich aber verwies er in den Speicher, daß nicht einer der Diener mich gewahre und vorzeit den Betrogenen warne. Eine Eule, saß dort ich im Dunkel, und wie die Stunde wuchs gegen Abend, wuchs auch der Ingrimm in meinem

Herzen, daß ich meinte, ausspringen müßte das schmerzhafte meiner zuckenden Brust, denn – Herr, du weißt es – ich gönnte meiner Schwester Jakobs Beilager nicht. Und ich biß die Zähne in die Fäuste, als unten der Zymbeln Frohlocken anhub, und Schmerz und Neid zerrissen wie zwei Löwen meine Seele.

So lag ich versperrt und vergessen und fraß meinen eigenen Zorn, und schon ward es dunkel unter dem Dache, gleich dem Dunkel mir innen, da ging mit einem Male leise die Tür. Und siehe, Lea, meine Schwester, sie war es, die heimlich zu mir schlich vor ihrem bräutlichen Weg. Schon an dem Schritt erkannte ich sie, allein obzwar sie erkennend, wandte ich mich feindlich ab, als erkennete ich sie nicht, denn mein Herz stand starr gegen sie. Milde jedoch nahte mir Lea, zart rührend an mein Haar mit ihren Händen, und als ich aufschaute, gewahrte ich, daß eine Wolke der Angst den Stern ihrer Augen verhüllte. Siehe, Herr – ja, ich gestehe es dir –, in diesem Augenblick frohlockte das Böse in mir. Wohl tat mir ihre Bangigkeit, wohl tat mir ihr Ängsten, und wie Rache letzte dies Fühlen mich, daß auch ihr bitter worden mein eigener bräutlicher Tag. Sie aber, die Unselige, sie ahndete nichts von meiner bösen Freude, hatten wir doch die Milch der Mutter geschwisterlich geteilt und liebten einander ohne Abbruch von Kindzeit her. So kam sie vertraulich und umfing meine Schulter. Ihre Lippen aber bebten noch blaß vor Angst, da sie klagte:

,Wie soll das werden, Rahel, meine Schwester? Mir ist so weh dessen, was der Vater getan. Dir hat er den Geliebten genommen und mir ihn gegeben – mich aber widerts, den Arglosen zu trügen, denn wie könnte ich aufrechten Haup-

tes zu ihm gehen, der deiner begehrt, und mich ihm zugesellen? Ich fühle es, mein Schritt will mich nicht tragen, und mein Herz redet mir ab, ich habe Angst, Rahel, ich habe Angst, denn wie könnte es sein, daß jener mich nicht erkennete beim ersten Blick? Und Schande, wird sie nicht siebenfach auf mich fallen, wenn er mich unerbrochen jagt aus seinem Haus und Gezelt? Bis ins dritte Geschlecht werden die Kinder dann wider mich spotten: Lea ist dies, die Häßliche, die läufig zu einem Manne lief, damit er sie erkenne, und die er von sich gejagt wie ein räudiges Tier. Was soll ich tun, Rahel, hilf mir, du lieb Geschwister, soll ich es wagen, oder soll ich Trotz bieten dem Vater, dessen Hand schwer auf uns liegt? Was soll ich tun, Rahel, damit Jakob nicht vorzeit mich erkenne und nicht Schande auf mich Schuldlose falle? Hilf mir, Schwester Rahel, hilf mir, ich flehe dich an um des Allerbarmenden willen!'
Herr, noch stand der Zorn mir aufrecht im Leibe, und obzwar ich jene liebte, frohlockte noch immer das Böse in mir, und ihre Angst letzte mich wie ein köstlich Gericht. Da sie aber deinen heiligen Namen nannte, Herr, deinen heiligsten Namen, den Namen des Allerbarmers – Herr, da durchfuhrs mich wie ein feuriger Strahl, umgeschüttelt ward mir mein Herz im geweiteten Leibe, und deiner Güte Gewalt, deines Erbarmens rauschende Macht, Herr, süß fühlte ich sie eindringen in die verdunkelte Seele. Denn dies ist deiner ewigen Wunder eines, Herr, daß die Wand des eigenen Leibes von uns fällt, sobald wir die Qualen des Nächsten erkennen und wissend eingehen in seine schmerzende Brust. Als die meine fühlte ich meiner Schwester Angst mit einemmal innen, und nicht meiner dachte ich

mehr, sondern einzig ihrer schreienden Not. Und mitleidend meiner Schwester Leid, erbarmte ich mich ihrer, ich, deine törichte Magd – Herr, höre jetzt wohl auf mein Wort! – ich erbarmte mich ihrer zu jener Stunde, weil sie in Tränen vor mir stand, so wie ich in Tränen vor dir stehe. Ich erbarmte mich ihrer, weil sie meine Barmherzigkeit anrief, so wie ich die deine nun anrufe mit brennendem Mund. Und wider mich selber lehrte ich sie, Jakob zu trügen, und verriet ihr das abgeredete Zeichen. Ich hieß sie, dreimal die Stirn ihm zu küssen, ehe sie eintrete in sein Zelt – so Herr, schlug ich, Rahel, meiner Eifersucht ins Antlitz, so verriet ich Jakob und meine eigene Liebe um deiner Liebe willen.
Da ich also getan und Lea meinen Sinn erkannte, da vermochte sie nicht mehr an sich zu halten, sie fiel hin zu meinen Füßen und küßte meine Hände und meiner Kleider Saum, denn auch dies hast du in den Menschen getan, daß, wo immer sie deiner heiligen Güte ein Zeichen spüren, die Demut sie faßt und der Dank sie bewegt. Und wir umhalsten einander und küßten uns und näßten die Wangen mit unserer Tränen Salz. Schon war Lea getröstet und wollte hinab in das bräutliche Zelt. Doch da sie aufstund von der Erde, dunkelte ihr abermals das Auge in Sorge, und abermals bebte blaß ihre Lippe.
‚Ich danke dir, Schwester, du Gütige‘, sprach sie zu mir. ‚Ich danke dir und will tun nach deinem Geheiß. Aber wie, wenn auch dies Zeichen ihn nicht täuschte? Noch einmal rate mir, Schwester, noch einmal berate mich. Sag mir an, was soll ich tun, so er mich anspricht mit deinem Namen? Kann ich denn schweigsam verharren, so er mich an-

spricht, der Bräutigam die Braut, und darf doch nicht reden mit der eigenen Stimme, ohne daß er vorzeit den Trug schon erkundete? Was soll ich tun, Schwester, wenn er zu mir spricht, wie soll ich ihm antworten mit deiner Stimme, wenn er mich fragt? Hilf mir, Rahel, hilf mir, du Hilfreiche, um des Allerbarmenden willen!'

Und abermals, Herr, da sie mich anrief mit dem heiligsten deiner Namen, abermals ging dieser feurige Strahl durch mich hin und zertrennte jedwede Härte in meiner Seele, daß sie helle ward und offen ihrer klagenden Not. Und zum andern Male nahm ich mein eigenes schreiendes Herz, abermals trat ich das schmerzhafte hin unter die Füße. Und als ich es aufhob und wieder faßte, war es lind in Erbarmen und jedem Opfer bereit. So antwortete ich ihr:

‚Sei getrost, Lea, meine Schwester, und sorge dich nicht. Denn um des Allerbarmenden willen will ich dies auf mich nehmen, daß Jakob dich nicht erkenne, ehe er nicht deinen Leib erkannt. So will ich's tun: indes der Vater dich ihm verschleiert bindet, will ich mich einschleichen in Jakobs Kammer und dort im Dunkeln kauern neben eurem bräutlichen Lager. Und spricht er dich an, so will ich mit meiner Stimme ihm antworten an deiner Statt. Derart wird sein Argwohn weichen, und er wird dich umfangen und deinen Leib segnen mit seinem Samen. Dies aber will ich tun, Lea, um der Liebe willen, die wir eine zur andern hegten von Kindheit an, und um des Allbarmherzigen, den du angerufen, damit auch Er dereinst barmherzig sei meinen Kindern, wann immer sie ihn anrufen mit seinem heiligsten Namen.'

Herr, da umfaßte mich Lea, küßte die Lippen mir, eine

Andere und Erneute stand die Gebeugte auf von ihren Knieen. Ohne Sorge nun ging sie hinab, sich im Schatten des Schleiers Jakob darzubieten. Ich aber tat meine bittere Tat: in Jakobs Zelt schlich ich mich heimlich und barg mich im Dunkel hart neben seinem Lager. Bald dröhnten die Zymbeln jauchzend heran, die Bräutlichen zu geleiten, und schon standen sie beide im Schatten des Eingangs. Ehe aber Jakob das Linnen aufhob, der Verschleierten den Segen des Eingangs zu geben, zögerte er eine Weile, meines heimlichen Zeichens gewärtig. Da küßte ihm Lea, wie ich sie gewiesen, dreimalens die Stirn. Und Jakob, zufrieden des Zeichens, nahm, mich vermeinend, Lea liebend an sich und trug sie hin auf die Lagerstatt, einen Atem nah von meiner zuckenden Lippe. Aber ehe er sie umfaßte, fragte er noch einmal: ‚Bist du es wahrhaft, Rahel, die ich fühle?' Und da, Herr – hart ward es mir, du weißt es, Allwissender! –, da riß ich die Stimme aus mir wie einen Nagel vom Fleische und flüsterte von nahe: ‚Ich bin es, Jakob, mein Gemahl.' Des ward er getröstet und brach in sie ein mit seiner Liebe Gewalt. Ich aber – Herr, du weißt es, denn wie die Sense das Gras, so schneidet dein Blick durch die Dunkel –, ich aber, Herr, ich kauerte eines Fingers Spanne nur von ihnen, und mir war, als läge ich lebendigen Leibes im Feuer, da jener liebend Lea umfaßte und meinte mich zu nehmen, die ihm offen stand mit aller Glut ihres Blutes. Herr, entsinne dich, Allgegenwärtiger du, entsinne dich jener Nacht, da ich sieben Stunden mit schmerzenden Knieen und schmerzender Seele neben ihnen kauerte und hören mußte, was mir galt und mir selbst zu fühlen versagt war! Sieben Stunden, sieben Ewigkeiten lag ich ge-

bückt, den Atem verpreßt, und rang wider den eigenen Schrei, wie Jakob einst rang mit deinem Engel, und siebenzigmal dünkten sie mich länger, diese Stunden, als die sieben Jahre des Wartens. Und ich hätte sie nicht ertragen, diese Nacht meiner Langmut, hätte ich nicht immer wieder deinen heiligen Namen angerufen und mich gestärkt im Gedanken deiner unendlichen Geduld.
Dies, Herr, war meine Tat, die einzige, der ich mich rühme auf Erden, weil ich in ihr selber dir ähnlich ward in Langmut und Erbarmen – denn über aller Menschen Maß litt meine Seele Not, und ich weiß nicht, ob du jemals, Herr, ein Weib so hart versucht hast auf Erden, denn mich in jener unseligen Nacht. Und doch, Herr, habe ich sie durchduldet, diese Nacht aller Nächte, und als die Hähne krähten, raffte ich mich auf mit ausgeschöpftem Leib, indes jene ruhten in großer Müdigkeit. Eilig flüchtete ich hin in meines Vaters Haus, denn bald mußte doch klärlich werden, was wir trügerisch getan, und die Kiefer bebten mir im Munde vor Jakobs Zorn. Und wehe, wie ich's geahndet, so erfüllte sich's. Kaum ruhte ich im Hause meines Vaters, so brüllte des Getrogenen Stimme her wie die eines zornigen Stieres, und er stürmte heran, ein Schlagbeil in Händen, daß er Laban, meinen Vater, treffe. Meinem Vater Laban, dem alten, ihm lähmte Schrecken die Hände, da er den Wütigen hörte. Schauernd sank er zur Erde und rief deinen heiligen Namen. Und abermals, Herr, da ich deinen heiligsten Namen hörte, überkam mich jenen heiligen Mutes Kraft, und ich warf mich dem Stürmenden entgegen, damit sein Wüten über mich fahre an meines Vaters Statt. Jakobs Augen aber hitzte das Blut des Zornes, und kaum

er mich sah, die ihn trügen geholfen, schlug er mit den Fäusten in mein Antlitz, daß ich stürzte. Aber, Herr, ich duldete es ohne Klage, wußte ich doch, daß ein großes Lieben in seinem Zorne war. Und hätte er mich damals getötet – schon hob er rasend das Beil –, Herr, ich wäre nicht klagend getreten vor deinen ewigen Thron, denn um eines großen Leidens willen hatte ich ihn getrogen, und ich wußte, um einer großen Liebe willen wütete sein Zorn.
Kaum aber der Wütige mich hingeschlagen zu seinen Füßen sah, blutend und verstörten Blicks – siehe, Herr, da kam auch über ihn das Erbarmen. Lahm fiel das Beil, das gehobene, aus seinen Händen, er beugte sich nieder und küßte mein Blut von der Lippe. Und nicht nur meiner erbarmte er sich, auch meinem Vater, Laban, verzieh er um meinetwillen und verstieß nicht Lea aus seinem Zelte. Mein Vater gab mich nach sieben Tagen als zweite Gattin ihm zu, und er weckte mir Kinder aus meinem Schoß – Kinder, die ich nährte mit der Milch meines Leibes und dem Wort deiner Verheißung, Kinder, die ich mahnte, in höchster Not kühnlich dich anzurufen mit dem Geheimnis deines unverstellten Namens. Und mit diesem deinem Namen des Allerbarmers, Herr, rufe ich dich heute aus meiner letztlichen Not: tue, wie jener getan, lasse sinken das Schlagbeil deines Ingrimms und verwehen die Wolke deines Zornes! Um Rahels Erbarmens willen erbarme dich noch einmal, Herr, übe Geduld für meine Geduld, und spare die heilige Stadt! Schone, Herr, meiner Kinder und Enkel, schone, verschone Jerusalem!"
Rahel hatte die Stimme aufgehoben, als müßte sie hundert Himmel durchfahren; so entsank nach dem flehenden An-

ruf ihrer Seele die Kraft. Sie brach in die Kniee, das erschütterte Haupt beugte sich nieder zur Erde, und wie ein schwarzrinnend Wasser strömten die Strähnen ihres Haares über den zitternden Leib. – So kniete Rahel und bebte und wartete auf Gottes Antwort.

Gott – aber – schwieg. Und nichts ist furchtbarer auf Erden und in den Himmeln und in den schwebenden Welten zwischen ihnen denn Gottes Schweigen. Wenn Gott schweigt, dann endet die Zeit und vergehet das Licht, dann ist Tag von Nacht nicht mehr geschieden und in allen Welten nur mehr das Leere des Anbeginns. Was Regung hat, hört auf, sich zu regen, was fließt, stockt in dem Flusse, das Blühende kann nicht mehr blühen, das Meer nicht mehr strömen ohne sein innerlich Wort. Kein irdisches Ohr aber kann es tragen, das Dröhnen dieser Stille, kein irdisches Herz sich halten wider den Andrang dieses Leeren, darin nur Gott ist und er selbst der Lebendige nicht, solange er schweigt, das Leben allen Lebens.

Und auch Rahel, auch sie, die Geduldigste, auch sie konnte es nicht ertragen, dieses endlose Schweigen Gottes über ihrer schreienden Not. Noch einmal hob sie ihre Augen wider den Unsichtbaren, noch einmal stieß sie auf ihre mütterlichen Hände, und der Zündstein des Zorns schlug ihr das Wort rot wie einen Funken vom Munde:

„Hast du mich denn nicht gehört, Allgegenwärtiger, hast du mich nicht verstanden, Allverstehender – oder muß ich mein Wort dir noch deuten, ich, deine unkunde Magd? So begreife, Harthöriger – auch ich war in Eifersucht verfallen, weil Jakob an meine Schwester sich ausgoß, so wie du nun eiferst, weil meine Kinder andern Göttern räucher-

ten an deiner Statt. Aber doch, ich schwach Weib, ich bezähmte mein Grollen, ich erbarmte mich um deinetwillen, den ich einen Barmherzigen meinte, ich erbarmte mich Leas, und Jakob erbarmte sich meiner, merke es, Gott: wir alle, die wir nur Menschen sind, arm und vergänglich, wir bezwangen das Böse des Neidens – du aber, du Allmächtiger, der alles erschaffen und alles erschöpft, du, aller Wesen Anbeginn und Übermaß, du, dem alles Meer ward, des wir nur Tropfen haben – du wolltest dich nicht erbarmen? Wohl weiß ich's, ein starrnackig Volk ist mein Kindvolk, und immer löken sie wider dein heilig Joch, aber doch, so du Gott bist und Herr aller Fülle, muß da nicht deine Langmut ihren Übermut übermessen und dein Erbarmen ihre Fehle? Denn dies darf nicht sein, Gott, dies darf nicht sein, daß vor deiner Engel Antlitz ein Mensch dich beschämte und jene redeten: es war ein Weib einst auf Erden, ein schwach, sterblich Weib, Rahel genannt, die bezähmte ihren Ingrimm, Er aber, Gott, der Herr aller ist und des Alls, er diente seinem Zorn als ein Knecht. Nein, Gott, das darf nicht sein, denn so dein Erbarmen nicht ohne Ende ist, dann bist du selber unendlich nicht – dann – bist – du – nicht – Gott. Dann bist du der Gott nicht, den ich schuf aus meinen Tränen und dessen Stimme mich anrief in meiner Schwester geängstetem Schrei – ein Fremdgott dann bist du, ein Zorngott, ein Strafegott, ein Rachegott, und ich, Rahel, ich, die nur den Liebenden liebt und nur dem Barmherzigen diente, ich, Rahel – ich verwerfe dich vor dem Antlitz deiner Engel! Mögen diese hier, mögen deine Erwählten und Propheten sich beugen – siehe, ich, Rahel, die Mutter, ich beuge mich

nicht – aufrecht recke ich mich auf und trete hin in deine eigene Mitte, ich trete zwischen dich und dein Wort. Denn ich will rechten mit dir, ehe du rechtest mit meinen Kindern, und so klage ich dich an: Dein Wort, Gott, ist Widerspruch wider dein Wesen, und dein zorniger Mund verleugnet dein eigentlich Herz. So richte, Gott, zwischen dir und deinem Wort! Bist du wahrhaft der Zornige, den du kündest, dann wirf auch mich in Finsternis zu meinen Kindern, denn als eines Zorngottes Antlitz will ich das deine nicht schauen, und mich widert die Wut deiner Eifersucht. So du aber der Barmherzige bist, den ich liebte von Anfang an und dessen Lehre ich lebte – dann laß dich endlich erkennen von mir, dann sieh mir ins Antlitz mit dem Leuchten deiner Milde, und spare die Kinder, verschone die heilige Stadt."

Nachdem Rahel so das Schwert ihres Worts in die Himmel gestoßen, brach ihr abermals die Kraft. Sie fiel hin in die Kniee, rückgelehnt das Haupt in Erwartung des oberen Wortes, und ihre Lider lagen verschlossen gleich der einer Toten.
Ängstend aber wichen die Erzväter und Propheten von Rahels Nähe, denn ein Blitz, fürchteten sie, müsse niederfahren auf die Frevlerin, die mit Gott gerechtet. Scheuen Auges starrten sie in die Himmel. Kein Zeichen jedoch kam ihnen zu.
Die Engel aber, die vor Gottes düsterer Braue ihr Haupt unter den Fittichen verborgen und schauernd hin auf die Verwegene blickten, die ihres Herrn Allmacht geleugnet, sie sahen, daß mit einem Male ein Licht ausging von Rahels Antlitz, und ihre Stirne erglänzte. Wie von innen hob ihres Leibes Haut an zu strahlen, und die Tränen auf ihren

Wangen, den mütterlichen, funkelten morgenrötlich wie Tau. Des erkannten die Engel, daß Gott mit all seiner atmenden Liebe Rahel ins Antlitz gesehen. Und sie erkannten, daß Gott die Leugnerin seines Spruchs mehr liebte um ihres Glaubens Unmaß und Ungeduld willen, denn die Diener, die frommen seines Worts, um ihrer Hörigkeit. Da schwand der Engel Ängsten, sie hoben getrost ihre Augen, und siehe: es war wieder Helle und Herrlichkeit um Gottes Gegenwart, und seines Lächelns beseligend Blau überglänzte unendlich die Räume. Da rauschten die Cherubim auf mit klingenden Flügeln, und silbernen Fußes sprang der Wind ihren Fittichen nach, daß ein flüssig Tönen ging wie von Chorälen in des Himmels weißem Gezelt. Das Leuchten aber auf Gottes Antlitz wuchs zu unendlichem Glanz, bis die Firmamente solche Fülle nicht mehr trugen und zu strömen begannen vom Brausen des Lichts. Und aufklangen darin heiliger Eintracht die Stimmen der Engel und die Stimmen der Toten und aller jener, die Gott noch nicht zur Erde gerufen, bis alles ein selig Atmen ward und ein großer Gesang.
Die Menschen aber tief unten, ewig dem Ratschluß der Himmlischen fremd, sie ahnten noch immer nichts, was ob ihren Häupten geschah. In Sterbegewänder gehüllt, beugten sie dumpf die Stirn zur verdunkelten Erde. Da war plötzlich dem einen und andern, als ob über ihnen ein sanftes Sausen anhübe gleich einem märzlichen Wind. Unsicher blickten sie aufwärts und erstaunten. Denn längs der zerspaltenen Wand des Gewölks stieg mit einmal ein Regenbogen herrlich nach oben, uraltes Zeichen des Bunds zwischen Himmel und Erde, und trug in den sieben Farben des Lichts ihre Tränen Rahel, der Mutter, entgegen.

DREI BRIEFE DES UHRMACHERS KARL WILHELM NAUNDORFF, DES ANGEBLICHEN SOHNES LUDWIGS XVI.

An Madame,

Die Herzogin von Angoulème

in Paris.

Meine vielgeliebte Schwester, verzeihe mir, wenn die Zärtlichkeit eines Bruders, der Dich niemals vergessen hat, unter Vernachlässigung aller Hofetikette diese Zeilen diktiert; denn ich sage Dir: Ich bin am Leben, ich bins, Dein wahrhaftiger Bruder. Fordere Beweise; ich verpflichte mich, sie Dir zu liefern, aber unter einer Bedingung: diese Bedingung ist, daß Du mich zu Dir rufst und das tiefste Schweigen bewahrst; ich will weder die Ruhe unserer Familie stören noch ihrem Glücke schaden, denn ich wünsche mehr als alles andere, unserer Heimat den inneren Frieden zu bewahren, dessen sie leider nur zu lange beraubt war. Zweifle nicht mehr daran, daß ich am Leben bin. Habe ich nicht dasselbe wie Du im Temple erlitten und zur gleichen Zeit? Brauche ich, um Dich von allem zu überzeugen, Dir den Tag ins Gedächtnis zurückzurufen, wo ich Dich mit so unendlicher Freude wiedersah, nachdem ich grausam von unserer guten Tante getrennt worden war? Weiter. Ich möchte Dich daran erinnern, daß Du am selben Tage vor die Richter gezerrt wurdest und daß nur ich allein auf der Welt, Dein Bruder, Dir den Ort beschreiben könnte, wo ich Dich dann wiedersah. Nur ich allein könnte Dir auch das Verhör, das diese Ungeheuer von Menschen Dir und unserer edlen Tante zumuteten, wiederholen.

Diese Umstände schon wären geeignet, Dir Klarheit und Wahrheit zu verschaffen und die Bitte, die ich heute an Dich richte, zu rechtfertigen. Aber es gibt noch viele andere vertrauliche Mitteilungen, die ich Dir machen möchte, wenn ich nicht Angst hätte, sie dem Papier anzuvertrauen. Wenn Du nicht wagst, allein einen Entschluß zu treffen, so wende Dich an unseren Onkel, den König Ludwig XVIII., dem ich alles dieses durch einen ihm gesandten Kurier mitteilte, ohne ihm jedoch zu gestehen, daß ich Dir geschrieben habe.

Ich wußte es immer, schon in meiner Kindheit, daß ich der unanfechtbare direkte Erbe meines Vaters bin. Ich wußte auch, daß man mich anfangs Charles Louis, Herzog der Normandie, welchen Titel man mir in der Wiege beilegte, später Ludwig XVII. nennen würde, wie man meinen Vater Ludwig XVI. nannte. Mein Vater ist tot, und man will nicht, daß ich seinen Namen trage. Außerdem aber widersetzt man sich dem, daß ich meinen eigenen trage. Und wer tut das? Meine eigne Familie.

Ich will mich an die Gesetzgebung meines Vaterlandes, an diese für alle gleiche Gesetzgebung, an meinen natürlichen Richter, an die französischen Gerichte, wenden, um einen Namen zu fordern, der vielleicht meine einzige Erbschaft sein wird.

Charles Louis, Herzog der Normandie.

Naundorff entschloß sich, weiter im Dunkeln zu leben, und heiratete am 18. Oktober 1818 die Tochter eines Fabrikanten aus Havelberg, Johanna Einert, die noch nicht sechzehn Jahre alt und von außergewöhnlicher Schönheit war. Ende



August des nächsten Jahres wurde er Vater. Es wurde ihm eine Tochter geboren, die den Namen Amalie erhielt, den gleichen Namen, den man der Herzogin von Angoulème gelegentlich der Flucht nach Varennes gegeben hatte. Anläßlich dieses Ereignisses schrieb Naundorff an die Herzogin; vorher schon hatte er sich an den Herzog von Berry gewandt.

Am 18. September 1818 hatte der Prätendent an den Herzog von Berry folgenden Brief gerichtet:

Mein Herr,

Alles, was ich bisher unternommen habe, um mich mit meiner Schwester zu vereinigen, ist ohne Erfolg geblieben. Meine Existenz und meine Identität können Ihnen nicht unbekannt sein. Deswegen wende ich mich an Sie, um von Ihnen einen Akt der Gerechtigkeit zu erbitten, der mir nicht abgeschlagen werden kann und um endlich vom König zu erlangen, daß ich von ihm gehört werde. Ich habe nicht die Absicht, ihn in dem unrechtmäßigen Besitz der Rechte, die mir von meinem Vater her zukommen, zu stören; aber ich fordere, daß der unglückliche Sohn Ludwigs XVI. in seinem eigenen Kreise nicht ohne Vater und ohne Namen bleibe.

Ich bin entschlossen, meine Zukunft mit der einer bescheidenen Bürgerstochter zu vereinen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen dieses mitzuteilen; und wenn einem Bourbon von Frankreich noch ein Gefühl von Ehre geblieben ist, so hoffe ich, daß dieser Brief nicht ohne Antwort bleiben wird. Wenn bei Ihnen noch ein Zweifel über meine Identität ist, so wenden Sie sich an die Schwester

des niederträchtigen Robespierre; niemand wird Ihnen besser Klarheit verschaffen können als sie. Wenn ich Sie aber zu meinen Feinden zählen müßte und wenn Sie an dem Plan, meinen Ursprung auszulöschen, mitwirken wollen, überlasse ich es Gott, Sie zu richten; denken Sie daran, daß der Fluch des Himmels bis zu Ihren Kindern reichen wird. Louis Charles.

Als dem Prätendenten das erste Kind geboren wurde, schrieb er der Herzogin von Angoulème:
Madame, mein Herz kann nicht davon lassen, Sie zärtlich zu umfangen, wenn auch die Briefe, die ich an Sie gerichtet habe, unbeantwortet geblieben sind.
Ich muß annehmen, daß Ihnen meine Eheschließung bekannt ist; ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß meine junge Frau mich am letzten 31. August zum Vater eines Mädchens gemacht hat; dieses Kind ist das Bild eines Engels, ich rufe mir Ihre Züge zurück und finde sie auf dem Gesicht dieses Kindes wieder. Ich wage nicht, ihm Ihren Namen zu geben, er würde mir zu stark die grausame Vergangenheit zurückrufen; aber ich habe ihm den Namen Amelie gegeben. Diese Wahl soll die Einzelheiten der unglücklichen Reise von Varennes in meinem Gedächtnis festhalten und Sie davon überzeugen, daß ich nichts von meiner frühen Kindheit vergessen habe.
Wer würde mir gesagt haben, daß ich so viele Jahre später meinem ersten Kind den Namen Amelie geben würde, den Sie während dieser Reise trugen? O meine Schwester! Wenn Sie in diesem Augenblick Zeuge sein würden von der mit so vielem Kummer gemischten Freude, die mein Herz

empfindet, sicher würden Sie Ihren Bruder nicht länger zurückstoßen.
Auch dieser Brief blieb ohne jede Antwort. Deshalb schrieb Naundorff im März 1820 noch einmal an den Staatskanzler Hardenberg.
Aber auch dieser Brief wurde nicht erwidert.
Als der Bürgermeister Daberkow Spandau auf Grund von Unstimmigkeiten verließ und seinen Aufenthalt in Brandenburg nahm, folgte ihm Naundorff dahin. Um dort das Bürgerrecht zu erhalten, mußte er sich aus Spandau eine Empfehlung senden lassen, die auch erfolgte und in der er als das Muster eines Bürgers dargestellt wurde. Naundorff vermutete, daß der Bürgermeister von Brandenburg, Kattfuß, von seinem Geheimnis wußte. Im Laufe des Jahres 1820 schrieb er ein letztes Mal an den Herzog von Berry, der ihm, wie er erklärte, in einem Antwortschreiben zu erkennen gab, daß er bisher über ihn getäuscht worden sei. Zehn Tage darauf wurde der Herzog in rätselhafter Weise ermordet. Der Mörder hatte erklärt, er habe die Bourbonen ausrotten wollen. Die Herzogin aber war bereits in anderen Umständen und brachte einige Monate darauf einen gesunden Knaben, den Herzog von Bordeaux, später Graf von Chambord (als Heinrich V., Kronprätendent der Legitimisten) zur Welt. – Die wahren Motive des Mordes sind in der Öffentlichkeit niemals bekannt geworden.

Aus Hans Roger Madol, Der Schattenkönig. Das Leben König Ludwigs XVII. von Frankreich





Der Schattenkönig

EPISTEL AUS DEN BERGEN

(vom Herbst 1919)

Von Albrecht Schaeffer

Tretend frühe hinaus auf den von Weinlaub umgrünten
Kleinen Altan, ein grünes Gewölb im Schatten des Morgens,
Über gestillten Gärten voll Obst und alternden Dächern –
Frisch aus Schlummer getaucht, gehärtet in den Kristallen,
Drin sich neu die Seele gebildet, untrüglich zu leuchten,
Offen im Antlitz – stand ich, gerichtet gen Ost, wo der Äther,
Weiß noch, glühte bereits, da noch die Kante des Berges,
Feurig brennend schon auch, den Glanz der Großen versperrte,
Der entströmenden Gottheit, die Liebe strahlt wie ein Herz aus.

Feierlich ruhte die Welt der östlichen Berge; ich schaute
Nieder ins Tal, wo die dehnbaren Weiher der Nebel, die weißen,
Stille schwebten, beflutend die Straßenbäum' und die Mühle.
Andacht großer Erwartung, die schwieg sich aus in der sanften
Eben erwachten Natur, und ruhig erwartend das Zeichen
Zum Beginn und Geschäft des immer liebenden Austauschs,
Welches Bäume und Blumen vereint mit Faltern und Vögeln,
Scholle der Wolke verknüpft, doch alles mündet zur Sonne.
Gern da wartet' ich mit. Es führt' indessen das Auge
Südwärts ferner mich fort ins verengerte Tal zwischen Bergen,
Und mit goldenem Schreck erkannt ich am äußersten Ende,
Daß die Ferne mir dort verschlossen nicht war wie immer,
Sondern ein Tor ging auf, und in dem Tore beisammen
Glänzende Pilgerschar erschien. Es waren die Berge
Die tirolischen dort, unendlich entfernt, aber greifbar
Fast, die Häupter des Schnees. Und einen wußt ich mit Namen,
Welcher Großer Venediger hieß, der höchste von ihnen,
Schön mit Namen gekrönt von einem versunkenen Ruhme;
Er aber glänzte wie je. – Die winkten, freundliche Geister,
Wie Gefährten es tun der Morgenwandrung, die Einem,
Der sich versäumte vielleicht in allzu zärtlichem Traumbild,



Winken herunter vom Paß – doch er schleicht noch im Schatten
der Bergwand –
Mit erglänzender Hand, im Feuer bereits, ihm hinunter,
Ihn herauf und hinüber ins sonnige Land und die Wärme.

Aber siehe, wohin sie mir winkten, war das verschloßne
Land Italien nicht; denn nordwärts ward mir das Auge
Magischer aufgetan. Was schaut ich? Schaute das gelbe
Wogen des Roggens, getupft von roten Flecken des Mohnes,
Unübersehbar gedehnt, am sandig fließenden Wege,
Und die Lerche hört ich im Raum. Über Hügeln der Haide
Dächer erschienen von Stroh und glührot Mauern, und plötzlich
Blies ein Odem mich an aus dem Unsichtbaren mit Schauder.
Noch ersah ich sie nicht, sah nur die Leere, – und wie dies
Weg wie ein Luftzug schlug – die Nordsee war es, da wußt ich's.
Aber da stand ich auch in purpurn' und grünem Gefunkel,
Blind erstarrt in die Sonne, nicht auszuweichen vermögend,
Die mit Göttergewalt das tosende Flammenrad drehte,
Glorienvoll erhellend die Welt. Sie aber, die andre
Eingeschlossene innere Welt, sie lag in dem Innern
Farblos, schattig und still in einer verklingenden Wehmut,
Einem endlosen Grauen von Morgen, traurigem Halblicht,
Weil die Sonne nicht dorthin kommt. Denn was wir entbehren,
Selber entbehrt es des Lichts; es liegt in unserem Schatten,
Während wir stehen im Glanz. Und frierend stand ich, erschauend
Jene versunkene Welt der Bilder schaffenden Seele
Mir im Innern, gesäumt vom flimmernden Rande der niemals
Dort aufgehenden Sonne, des Heimwehs lieblicher Glorie:
Insel, Düne und Sand und das unsichtbare Gewässer.

Da gedachte ich dein. Es war mir not. Denn verschlossen
Nicht, wie des Erdballs Länder von äußeren Mauern, gewährt uns
Liebe Brücke und Steg zu jeglicher Stunde, und Wetter
Sind, die schwarzen, ihr lieb, um freudig niederzusenken
Siebenfarbige Bahnen aus Licht mit Händen der Engel.
Du – was früher uns trennte, wo war es jetzt? Ach, ich wußte:

Daß zwar süßeste Kost der Liebe immer nicht mundet,
Oder mit Bitternis ist sie zu würzen, Galle und Tränsalz,
Doch daß in vielerlei Not und Verfolgung ein und dasselbe,
Das Geliebte es ist, zu dessen Knieen wir fliehen,
Das unwandelbar auch wie das nie sich wandelnde Frühjahr
Glänzt aus Gehagel und Schnee und glänzt aus November, Dezember.
Denn weil einzig Eine nur ist die irdische Liebe,
Hat sie auch eine Gestalt, um offenbar zu erscheinen,
Und das dauernde Band, sie hälts, das Schmerz mit dem Schmerze,
Kummer mit Kummer verknüpft, daß wo ein neuer sich einstellt,
Da auch die Freundin, der Freund. O wahrlich: „Trübe wie keiner
Ist vom verlorenen Gott zu ihm der Weg, dem gesuchten!"
Strahlend aber das Glück: wenn du ihn endlich gefunden:
Daß es der einstige war, der verlorene war, welcher ewig
Einzig und einer ist, wie der einzige Freund in Verfolgung.

*

Freundin, ja du lebst! Und auch ich. Doch sage mir dieses:
Was verleiht uns die Kraft der Dauer? In gottlosen Jahren
Was, gesperrt in den Topf lebendig verwesender Würmer,
Was erhält uns denn hier? O sieh hier mich, und ich lebe!
Ja ich lagere mir noch über dem eigenen Hausdach,
Halte mit klafterndem Arm von oben Säulen und Balken,
Halte das ganze, mein Haus, zusammen, da mir der Grund wankt,
Halt ich's von außen zusammen und trotze, obdachlos selber,
Noch den Wettern und weiß den Blitz mit Händen zu fangen,
Ab ihn schleudernd in Sand. Denn horch, was hör ich in Nächten?
Hämmern hör ich im Haus und Schleppen von Säulen und Balken,
Bohren und Pochen, Geächz, dieweil ein gehorchender Dämon
Mir ein neues erbaut in dem Geheimnis der Nächte,
Haus in dem alten Gehäus, und schon die Stunde herankommt,
Wo mit eigener Hand ich das Dach zerreiße, das alte,
All auseinander es fliegt, und farbig steht in dem Sonntag
Stumm die neue Geburt und dröhnt vom Hammer des Morgens.

Weißt du aber, was ist's, was hier noch glüht nach Verjüngung,
Was hinter Trübsal genug und aller Folter des Schicksals
Mir die Wonne verschafft, doch wieder beide, die Arme
Auszubreiten, zu stehn als Waage offener Schalen,
Flehend: Fülle mich, füll! und kräftig, beide zu wägen,
Lust und Schmerz und Eins zu vergleichen wägend dem Andern?
Ja was treibt mich und drängt, noch einmal unter den Schicksals-
Gießbach unterzuhalten das krachende Herz, zu empfangen
Das Gerölle und Sturz der regenbogigen Wässer,
Dröhnend, stöhnend im Schrei: Ja diesen noch, und auch diesen
Strahl, von Jammer mir den und den von Sommer und Wonne!

Es ist Eine allein, die es kann: die Lust, auf der Erde
Mensch beim Menschen zu sein! Und Gnade ist die Verleihung,
Wandelbarer zu sein als Stein und Stern und die Menschen,
Frisch zu sein, wenn der Tag, der neue erscheint, als geschenkten,
Eben geborenen ihn zu empfinden, und jeglichen Morgens
Ausgesetzt sich zu sehn am schattigen Berge des Schicksals,
Staunend zum blauen Gebirg unendlicher Ferne vom Gestern,
Kindlich nackt, doch gefaßt, den flammenden Gott zu erwarten,
Der eine goldene Haut von Horn wirft über den Nackten,
Und die Nägel ihm schleift diamanten, in den basaltnen
Berg sich Stufen zu haun und Wohnung auch und den Stollen
Einzugraben und Schacht hinab zu Schätzen der Tiefe,
Mit kristallenem Paar der Augen leuchtend ins Finster.

Reiche mir, Ferne, die Hand! Es ist nun Abend geworden.
Von den westlichen Bergen, erglühend wie dampfendes Eisen,
Rollt auf dem Wagen herab die ungehinderte Gottheit.
Komme, sie läßt ihn uns für die Nacht! Aus Osten und Westen
Von den Rändern des Himmels, wir beiden, ferne Getrennten
Schwingen uns hoch in den Sitz und fahren mit schnobernden
Hengsten,
Fahren auf strahlendem Rad, selber erleuchtend die Nacht.

*

IM LANDE DER ASKETEN

Von Franz Spunda

NUN bimmelt wieder das Glöcklein am Halse des trottenden Maultiers. Die Große Lawra lieh es mir mit dem nachhumpelnden Treiber. Apostoli ist ein richtiger Idiot, aus Thasos gebürtig, nun seit gut sechzig Jahren im Dienste des Klosters. Er kann nur bellen, nicht sprechen. Sein Mund speit Wortkatarakte aus, Sprechbrei, der ihm über den grauen Bart rinnt. Mit diesem Halbtier bin ich nun allein im unübersehbaren Gewirr von Felsen und Schluchten. Unaufhörlich bellte er mir „Kerasià" ins Ohr und trompetet ein Kauderwelsch, von dem ich kaum den zehnten Brocken verstehe. Seine Kleidung besteht nur aus Fetzen, die Hosen sind aus Sackleinwand, mit rotem Kattun und blauem Militärtuch geflickt, das fragmentarische Hemd hat nur einen Ärmel und einen Teil des Rückens, die Brust ist frei und zeigt ein zottiges Gorillafell.

Megisti Lawra liegt bald tief unter uns, gleich einer mittelalterlichen Stadt mit drohenden Türmen und Zinnen, inmitten prangender Haine und Gärten, eine Heilsburg des Glaubens, unten umdonnert von Wogen, nach oben auslaufend bis an den Abhang des Athoskegels. Schon rückt seine Steilwand bedrohlich immer näher heran, grellflimmernde Hänge mit tief eingerissenen Runsen.

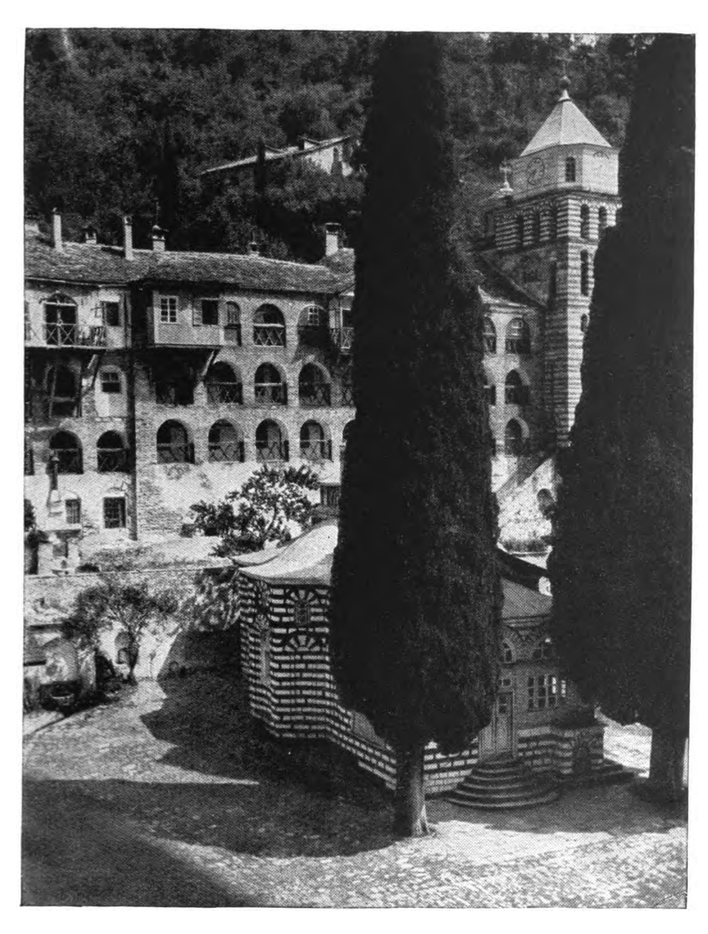
Zur Sattelhöhe geht hochklimmend der Saumpfad durch stachlige Büsche, Stechpalmen und karges Arbutusgebüsch. Nach einer Stunde sind wir am südlichsten Kap der Halbinsel, hoch oben bei haushohen Blöcken, im Schottergeröll, das weiß wie gefallener Schnee das Auge betäubt. Ein

eisiger Gipfelwind stürzt von oben urplötzlich hernieder. Noch eine Krümmung – und die ganze Ägäis liegt vor meinen Blicken. Tief unter uns, fast senkrecht, leuchtet grasgrün ihr durchsichtiger Spiegel. Unendlich nach Süden hin ertrinkt das entzückte Auge im Luftkreis des ebenen Horizonts, an dessen Saum wie zartes Gewölk die nördlichsten der Sporaden aufblinken: Psathuri und Strati. Weißzahnige Wogen benagen die klotzigen Klippen, doch kein Laut dringt von ihrem Anprall empor in meine schwindlichte Höhe. Überall Wildnis, nur links, tief unten, versteckt hinter Bäumen, das kleine rumänische Kloster Prodromos und noch weiter abwärts die Siedlung Kawsokalywia, ein Puppenkloster, aus zierlichen Steinchen erbaut.
Nun raste ich aus im Felslabyrinth. Apostoli schnarcht. Von den Steinen prallt der Brutglanz der Sonne und mischt sich aufzischend mit dem Eishauch des Gipfels. Ich steige empor über die Trümmer und bin nun allein auf einer Platte, die wie ein luftiger Altan überhängt. Über mir die unendliche Bläue und die Steilstürze der Südwand, vor mir tief unten das Smaragdgefunkel des trunkenen Meers. Nichts als das Sausen der kämpfenden Winde, nur einmal zerreißt der Schrei eines Habichts die zitternde Luft.
Apostoli ist aufgewacht, hält mich für entwischt und tobt wie in Tollsucht. Ich melde mich ihm, er beschimpft mich wüst, und weiter geht nun der Ritt. Vom Passe abwärts zerklüftet sich vollends der Steig in ein Gerinnsel von Wegen. Das Gebimmel belästigt, ich lasse das Glöcklein verstummen. Doch Apostoli verbietet es. „Hier muß man läuten wegen der Asketen,“ setzt er mir umständlich auseinander, „so will es der Brauch.“ Hier beginnt die ehrwür-

digste Landschaft am Athos, das Land der Asketen. Hoch oben in der Felswand hausen noch jetzt die strengsten der Büßer, die sich der Gemeinschaft der Klöster entzogen und wie wilde Tiere, halbnackt, die hallenden Höhlen bewohnen. Nur Wurzeln und Kräuter sind ihre Nahrung. Die Stellen ihres Verweilens werden geheim gehalten, damit niemand sie in ihrer Einsamkeit störe.
Gelegentlich bringt man ihnen aus der Großen Lawra Brot und Salz, auch geistlichen Zuspruch, denn die meisten verlassen auch an hohen Festtagen ihre Behausung nicht; fremd sind sie allen geworden. Nur ihr Beichtiger darf sie besuchen, dem sie ihre schwerlosen Sünden bekennen. So gottnah sind sie in ihrer Einsamkeit geworden, daß niemand ihnen – unter schwerer Sündenstrafe – nahen darf. Deshalb sind alle Treiber verpflichtet, das Glöcklein der Tiere erklingen zu lassen, damit sich die aus der Versenkung aufgeschreckten Asketen rasch in ihre unzugänglichen Schlupfwinkel verbergen können.
So heilig sind sie, daß keine Sprache ihre Verklärung zu schildern vermöchte. Bei ihnen – so sagt man – lebe das mystische Athoslicht im gereinigten Herzen: wer ganz den Körper besiegt hat und in jahrelangen Gebeten zu Gott um Erleuchtung gerungen, dem werde die Gnade zuteil, den göttlichen Glanz zu schauen, nicht mit den Augen des Körpers, sondern mit geistigen Augen. Dann zerschmettert ein Wonneglanz den heilig Ergriffenen, alle Schwere des Körpers fällt von ihm ab, und er fühlt die angelischen Schauer der Seraphim, die vor dem Feuerthron des Allerhöchsten anbetend erglühen. Das unnennbare Licht, das sie sehen, ist dasselbe, das einst auf dem Berge Tabor den Herrn transfigurierte.

Über das Wesen dieses mystischen Gottlichts war einst auf dem Hagion Oros heftige Fehde entbrannt: ist es Ausfluß der Gotteswesenheit selber, seiner Usia, oder ist es nur seine Kraft, seine Energia? Der lateinische Mönch Barlaam war Gegner der Mystiker (Hesychasten), doch die Synode entschied nach langem Zaudern für sie. In unserer Zeit schweigt man darüber und hütet das tiefste Geheimnis des Urlichts. Kein Fremder darf Einblick in das Mysterium gewinnen. Stumm waren alle Zungen, die ich darüber befragte, oder man verwies mich auf die Philokalia, das mystisch-asketische Werk. Und einmal sagte man mir: „Einst glühte der Südhang vom Seelenfeuer verzückter Anachoreten. Schwerlos waren ihre Körper geworden durch Fasten, Gebet und tiefe Versenkung. Oft sah man sie schweben zur Nachtzeit wie leuchtende Wolken zwischen Bäumen und Felsen, ein heilig Geschlecht. Auch in unseren Tagen leben vereinzelt dort oben mystische Greise, die der Gnade teilhaftig sind, das unerschaffene Licht zu erschauen. Doch keiner wird das Geheimnis verraten. Kommt ein Jüngling zu ihnen, ihr Schüler zu werden, so muß er sich jahrzehntelang den strengsten Prüfungen unterwerfen, ehe er gewürdigt wird, die mystische Einweihung zu empfangen. So pflanzt sich das Licht des Tabor durch die Jahrhunderte fort und wird erglühen bis ans Ende der Welt."

Man hat die Mysten des Athos auch christliche Jogin genannt. Sicher ist der mystische Akt der Versenkung der gleiche wie jener am Ganges: Körperstellung, Regulierung des Atems, Wiederholung bestimmter Formeln. Wer die verschleiernde Schreibweise der Philokalia zu deuten versteht, wird manches Geheimnis enträtseln können. Aber



Hof des Klosters Zographos
(Berg Athos)

immer wieder wird beteuert, daß das Training des Körpers nur Beiwerk sei, der Hauptinhalt der Philokalia sei eine Schulung der Tugend. Eine Wirkung nach außen hin wird nicht beabsichtigt im Gegensatz zu den Methoden der Jogin. Der Asiate will durch seine Askese eine Verklärung erzwingen, der Christ aber weiß, daß alles letzten Endes doch nur von der Gnade Gottes abhängt. –

Das Urlicht der Welt, einst in Asiens Tiefen verborgen, flog über Palästina dahin und wurde durch die Verklärung des Herrn dem Christentum eingefügt. Dann flog es wie die Lichtlein von Iwiron über die Ägäis nach Norden und barg sich in den Schluchten des Athos, wo es heute noch in vereinzelten Seelen erglimmt. –

Im Mittelalter ertönte der Berg aus allen Grotten und Schlünden vom Psalmengesang gottseliger Büßer. Doch heute sind die vom Heiltum durchflammten Höhlen verlassen. Nur da und dort haust im Sommer in abseitig versteckten Hüttchen ein frommer Siedler; die meisten sind aber im Skiti von Kerasià zu geistlicher Bindung vereinigt. Auch im Mönchsdorf Karuli wohnen strengbüßende Greise, die sich auf Monate in die alten Höhlen zurückziehen, ergeben dem Werk der Askese. Gar mancher von ihnen wurde vom Geiste entzückt, und Weissagungen erblühten aus seinem Mund. Viele von ihnen sind Russen. Vater Porphyri genießt das höchste Ansehen als Lenker der Seelen in Kerasià und Karuli. Viele seiner Prophezeiungen haben sich schon erfüllt; er sieht die geheimsten Gedanken der Menschen. –

Es wäre sträfliche Neugier, die Ruhe der Eremiten zu stören. Reportage mit dem Heiligsten zu treiben, ist taktlos

und gemein. Wohl lockte es mich, ins Antlitz eines Verklärten zu schauen. Doch wie darf ich es wagen, vor ihm zu erscheinen, wie müßte ich schamrot werden vor ihm! Er durchschaut mich ja ganz und erkennt, wie sündig ich bin. Soll bloße Neugier mich verführen? Und: einen Heiligen, der sich interviewen läßt, überlasse ich anderen. Wie, wenn der gottnahe Büßer wirklich mir Rede stünde – wäre es nicht eine Entzauberung aller Athoswunder? Man darf nichts erzwingen. Wenn Gott will, führt er mich mit einem Asketen zusammen. Doch wozu die Begier? War nicht der Starez im Kellion des Onuphrios das erschütterndste Erleben?

So reite ich ruhig weiter durch die wunderbezeugende Welt, mit laut bimmelndem Glöcklein, eines Sieges froh, den mein Gewissen über den Literaten errungen. Apostoli torkelt und plärrt, das Halbtier an der Stätte der Engelgleichen.

Tiefer senkt sich der Weg. Schon nimmt uns der Eichwald auf, hochragende Bäume, Platanen mit riesigen Wurzeln, die wie gebäumte Schlangen den Weg überkreuzen. Kiefern und Edeltannen knarren im Wind. Bald sind wir im Urwald. Aus samtigen Moosen sickert zartes Wassergeriesel hervor. Almblumen sprießen zwischen modernden Baumleichen, scharfduftende Kräuter durchwürzen die Luft: Fenchel, Arnika, Minze, Salbei. Erika überflutet mit Blutlicht die sandigen Stellen.

Da qualmt es in hellblauen Wirbeln vor uns: ein Kohlenmeiler glost am lehmigen Abhang, drei Männer stehen davor. Apostoli kennt die Leute und wirft ihnen einige Worte in einem Dialekt zu, den ich nicht verstehe. Einer

will mir den Weg zu einem Höhlenasketen zeigen, der zweite erzählt mir von einem anderen Anachoreten, der Wunder verrichtet; er will mich für zwanzig Drachmen zu ihm führen. Doch ich merke ihre Absicht, von mir Geld zu erpressen, und lehne ab. Das verstimmt sie offensichtlich. Sie wissen, daß alle Fremden auf Wunder und Anachoreten erpicht sind, und wollen italienische Sitten einführen. Die drei machen mir den Eindruck von verwegenen Burschen, die im Wald ganz verwildert sind. Sie bereden sich untereinander, mit scheelen Blicken auf mich: soll ich Räuberromantik an heiliger Stätte kosten? Am besten ists, ich zeige, daß ich sie durchschaut habe, und sage: „Der Gendarmerieleutnant von Karyäs ist mein Freund. Er weiß, daß ich hier bin. Wenn ihr mir etwas antut, faßt er euch gleich. Auf Räuberei ist Todesstrafe gesetzt. Übrigens habe ich auch einen guten Revolver bei mir.“ Apostoli nimmt eine kriegerische Pose ein, alle lachen über den Narren, und mit Gelächter, doch verächtlich ausspuckend, lassen sie mich ungeschoren weiterziehen.

Zerfallene Anachoretenhüttchen vermodern zwischen gesprenkelten Moosen. In eines dieser Hesychastirieen (Orte der Stille) trete ich ein. Der gebrechliche Bau ist zur Kapelle umgewandelt und zeigt an den Wänden Spuren von Fresken. Ich erkenne die Geschichte des heiligen Nilos, der diese Hütte im dreizehnten Jahrhundert bewohnt hat. Damals war der ganze Athos noch Urwald: Wölfe, Bären und Tiger umdrohen den Eremiten, der, nur mit einem Binsengeflecht begleitet, furchtlos unter ihnen steht. Jetzt sind diese großen Raubtiere hier verschwunden, nur Bergziegen, Wildkatzen und Äskulap-Nattern bewohnen die Athos-Urwälder.

Der Weg ist uns im moorigen Boden verloren gegangen. Apostoli aber ist unbesorgt und führt mich mitten durch Gebüsch und Gestrüpp. Hell tönt das Glöcklein durch den Wind der Almen. Brombeeren und reifende Haselnüsse bieten auf gebeugten Zweigen bekömmliche Kost. Den Nadelbäumen entquillt hellgelbes, wohlriechendes Harz, von Enzianwiesen weht erlabender Duft.

Auf einmal wiehert das Maultier auf: ein weißes Häuschen schimmert vom Schluchtrand eines Gießbaches herüber. Ein Mönch steht davor und winkt mit einladenden Gesten mir zu. Ein Birkenbrücklein, zierlich wie aus einem englischen Park, führt zu ihm hinüber. Wir gehn drüber hin, und ich trete in die weit geöffnete Hütte. Der Eremit, ein recht sauber gekleideter, etwa fünfzigjähriger Mann, begrüßt mich auf rumänisch. Er kann aber auch leidlich Griechisch und freut sich offenkundig, mit dem Fremden reden zu können. Seine Worte sind freundlich, doch in seinen Augen ist ein so seltsames Flackern, daß mich plötzlich ein unangenehmes Gefühl überkommt. In seinen Gesten und Worten gleicht er eher einem Wirt als einem Asketen. Kränze von Zwiebeln und Knoblauch hängen vom Balken herab, schwerduftendes Paradeismark dörrt auf flachen Steinen, Maiskolben rösten über dem schwach glimmenden Feuer.

Die saubere Stube, in der ich mich jetzt umsehe, ist über und über mit geschnitzten Bildchen behängt. Ich bewundere seine Kunst, er lächelt nur über mein Lob. Akakios – so heißt er – schnitzt aus Zypressenplatten die zierlichsten Bilder in jahrelangem Bemühn. Er hat diese Kunst auf dem Athos von einem Starez gelernt: so setzt sich die Überlieferung durch die Jahrhunderte fort. Die Arbeit erfüllt

ihn mit Glück; nach strengster Ertötung der Sinne geht nicht sein Bestreben. So viel läßt er aus seinen Worten durchblicken: In seiner Jugend hat ihn sein Jähzorn zu einer Untat hingerissen, die noch jetzt sein Gewissen beschwert. Nicht Fasten und Gebet, nur Arbeit kann die Last seiner Sünde erleichtern.

Im Vergleich zu den Russen und Griechen ist er gebildet zu nennen. Aber gerade seine Bildung macht ihm Pein. „Ich war im Gymnasium, das lastet das ganze Leben auf mir, ich kann nicht so fromm sein wie dort unten die Brüder in Kerasià. Ich gehöre gar nicht hierher", und dabei lachte er breit mit vollem Gebiß. „So, nun weißt du es, und ich sehe dir an, daß du enttäuscht bist. Die Fremden wollen immer nur Heilige und Wundertäter sehen und nicht mich, der ich ein sehr Unheiliger bin. Um Leute wie mich zu sehen, steht es nicht dafür, auf den Athos zu gehen. Die dort oben," und er wies gegen die Felswand, „die allerdings könnten dir mehr sagen als ich. Aber du wirst den Weg zu ihnen nicht finden, und ich darf ihn dir nicht zeigen. Jeden Freitag geißeln sie sich den Rücken blutig, und ich höre ihr Toben, wenn sie mit dem Widersacher kämpfen."

„Hat jemals ein Fremder sie gesehen?" fragte ich, etwas ungläubig.

„Gesehen schon, was man so sehen nennt. – Es war vor sechs oder sieben Jahren, da kam ein Photógraphos her, ein Amerikaner, mit seinem Dolmetsch. Beide lauerten den beiden Asketen auf, brachten den Apparat mit und machten von ihnen mehrere Aufnahmen. Die beiden Väter haben nichts zu ihnen gesprochen und sind bei der Aufnahme ruhig gestanden. Nur machten sie, als die Fremden fort-

gingen, über den schwarzen Kasten das Kreuzeszeichen. Als dann der Amerikaner die Platten bei mir in der Nacht entwickelte – er hatte rotes Licht mit –, war nichts darauf, nur die leere Felswand. Die Heiligen wollten nicht, daß die Welt von ihnen etwas erfahren solle."

Aus: Der heilige Berg Athos. Landschaft und Legende

*

MONOLOG DES ALTEN TASCHENSPIELERS

Aus einem unvollendeten weltlichen Mysterium

Von Hans Carossa

EINE Vorstellung der „Magischen Kammerspiele" ist zu Ende. Der alte Zauberer und seine Enkelin, die als Gehilfin mit ihm reist, haben sich eben hinter dem geschlossenen Vorhang der Varieté-Bühne über den Erfolg des Abends unterhalten. Der Alte meint, er habe nie so schlecht gespielt, hört es aber doch gern, als ihm die Kleine mit Entzücken das Gegenteil beteuert. Sie ist überhaupt als hochbegabte Schülerin voll Begeisterung bei dem Gauklerhandwerk, und möchte am liebsten täglich mit dem Großvater auftreten; der Beifall der Leute macht ihr unbändiges Vergnügen. Der Greis dagegen, müde des Wanderns, vielleicht auch im Vorgefühl naher großer Erschütterungen, gedenkt das Gewerbe aufzugeben und sich auf einem kleinen Landgute, das er aus dem Ertrage seiner Darbietungen unterhält, zur Ruhe zu setzen. Gerade geht das Mädchen fort, um Wein und Essen zu bestellen und nach der Kasse zu sehen. Der Zauberer hat ein Fenster geöffnet und sieht auf den verschneiten Platz hinaus.

Unsre fröhlichen Gäste, nun sind sie verstummt.
Schon eilen sie weiter, in Mäntel gemummt.
Im Schneelicht schwinden sie schattenschnell;
Der Stadtplatz leuchtet elektrisch grell,
In den Lüften löst sich das Winterliche;
Hoch fliegt überall
Schmales Papierband vom Karneval,
Zweige stehen wie silberne Striche
Über dunklen umgitterten Beeten.
O da weilt auf engem Raum
Noch ein blauer Gartentraum!
Keiner darf den Schnee betreten,
Jeder muß die Hegung schonen,
Wo vielleicht noch Amseln wohnen
Und Blumenkeim in der Gefriere harrt.
Rings ist klirrende Gegenwart!
Rollen Wagen auf glatten Schienen
Mit schaurig sphärischem Getön.
Sturm reißt Feuer aus hohen Kaminen,
Jäh röten sich die Nebelhöhn.
Und alle Gänger haben Eile.
Von schwarzem Turm schießt grünes Licht.
An Säulen haften gelbe Pfeile;
Wohin die weisen, frag ich nicht.
Sie glühen wie stumme Befehle.
Sie deuten wohl neue Lebensbahn.
Vergeblich. Die müde Seele
Wird keinem Zeiger mehr untertan.
Ost, West, Süd, Nord
Gehn von ihr fort.

Nur in sich selbst mag sie noch reisen,
Da braucht ihr niemand Wege zu weisen.
Und glückt mir nur abends mein Zauberspiel,
So steh ich Tag um Tag am Ziel.
Ja, nur die Kunst ist fest und echt!
Von gar nichts anderm weiß ich's recht.
Leben scheint oft so verführt, so verfangen.
Besonders die Weltstadt weckt mir ein Bangen.
Auf ihrem Pflaster und Asphalt
Bin ich Steinalter doppelt alt
Und oft im Hirn so zittrig schwer,
Als könnt ich bald gar nicht gut zaubern mehr.
Zwar ist sie voll herrlicher heimlicher Chiffern,
Wie sie nie mir erschienen auf ländlicher Flur;
Jedoch ich kann sie nicht entziffern,
Sie reden wohl zur Jugend nur.
Und ihre Nächte sind überwach,
Voll eisigen Feuers auf jedem Dach,
Lichter so viel! Wie sie dort wieder klettern!
Reihen sich zu gewaltigem Rahmen,
Schreiben steile, flammende Lettern,
Bilder erscheinen, leuchtende Namen,
Wie zu riesigen Entwürfen
Von Dämonen hingezündet
Über Volk und nächtig Land;
Aber was die Lichtschrift kündet,
Ist uns nicht weither gesandt.
Nur dem dürftigsten Bedürfen,
Billigen Waren und billigen Freuden,
Gilt ihr blendendes Vergeuden,

Kloster in Dochiariu
(Berg Athos)

Und nun hat es die Nacht verschlungen.
Aber schon ist ein neues entsprungen;
Der Sinn wird von Irrlicht zu Irrlicht gezwungen,
Große Schwarzkünstler müssen wo wirken im Wind,
Welche Tag und Nacht magisch vermengen
Und immer dorthin die Blicke drängen,
Wo die wahren Geister der Stadt gar nicht sind . . .
Und alle die Damen und Herren, die hundert,
Die vorhin mein Spiel beklatscht und bewundert,
Sie starren jetzt wohl verzückt in dies wilde Gefieber –
Mag's ihnen frommen! Mir, – mir ist
Mein eigener Hokuspokus lieber,
Wo jeder frei sich selbst vergißt
Und kaum erfährt, was ihn begeistert.
Viel Kräfte werden da schön gemeistert,
Und heißer Fleiß von Tag und Jahr
Bringt sich in goldenen Späßen dar.
Bald ist mein kleiner Kreis umschritten.
Der Welt hab ich nichts abzubitten.
Mein Handwerk war ein dicht Gespinst,
Ein Traumschatz, der sich gut verzinst.
Hab Altes erneut, Neues erdacht,
Bettler und Könige froh gemacht,
Viele getäuscht, keinen geprellt,
Redlich erworben mein Gut und Geld.
Zur Heimfahrt will ich mich bereiten.
Das dunkle Kind soll mich begleiten.
Im Rebenhaus, am sonnigen Hang,
Wird ihr gewiß die Weile nicht lang.
Einen Garten will ich ihr anlegen,

Schöne Tiere ihr halten in Gehegen,
Fischlein in Teichen . . Und manchesmal,
Im getäfelten Abendsaal,
Beim warmen Schwelen wachsener Kerzen
Prüfen wir uns in den alten Scherzen!
Gibt ja noch manchen raren Trick,
Manch überschwierig's Zauberstück,
Wo sogar Großmeister versagen!
An so was möcht ich mich noch wagen,
Nicht mehr für lose fremde Schau,
Nur daß ich selber mich dran erbau!
Und wenn es auch nicht rein gelingt,
Wer weiß, was Ahnung draus entspringt!

Indem ich so die Kunst vermehre,
Die kluge Schülerin sacht belehre,
Wandl' ich mich selig fort vom Leben,
Immer noch bunt von dir umgeben,
Mein liebes windiges Altgerät!
Samtvorhang rot, mit Glas benäht,
Inschriften wirr, zum Schein okkult,
Erhandelt auf der Tandeldult,
Scharlachgewand mit Silberzindel,
Verschoßner Zauberblumenschwindel,
Der leise noch nach Moschus riecht,
Goldbälle, die ihr Monden glicht,
Wenn ich euch kreisen ließ um sternige Wände!
Erfahrne, wache Gegenstände,
Die ihr, zu treuem Dienst gewöhnt,
Genauen Griffen flugs entgegeneilt

Und wunderhübsche Dinge könnt,
Wenn man euch nur den rechten Schwung erteilt, –
In euch bin ich. Ihr seid mein sechster Sinn!
Doch dürft ihr nicht mit mir vergehen.
Denkt an die liebe kleine Partnerin!
Sie würde ohne euch zu leben nicht verstehen
Und bald verblühn in leerem Waisentume.
O spielt mit ihr, doch macht ihr's ja nicht leicht!
Beschützt sie vor der Welt und vor dem Ruhme!
Und während manche schon zum Spiel der Liebe schleicht,
Umwerbt sie noch mit meisterlichen Zwecken
Unschuldiger beglückender Magie!
Laßt sie das Ewige nicht zu früh entdecken,
Das tief im Blute wandert! Führet sie
Gehorsam-streng auf immer freieren Stufen
Ins heilig offene Leben ein!
Dann lasset sie mit ihrem Los allein!
Kehrt in den Schwall zurück, aus dem ich euch berufen!

*

HAUSIERER ALFRED ALOYSIUS HORN WIRD SCHRIFTSTELLER

DIES ist die wahre Geschichte eines wirklichen Mannes. So wahr, daß ich es für nötig hielt, verschiedene Namen zu ändern, und sogar seinen eigenen Zunamen. Seine Vornamen habe ich beibehalten, sie gefielen mir zu gut: Der erste, der einen Duft an sich hat von vornormannischen Tagen, in denen sein Geist noch befangen scheint, – und der zweite, der sozusagen auf Wache zieht, über alte, halb-

begrabene katholische Instinkte, und ihn sicher durch das Himmelstor bringen wird, falls das heidnischere „Alfred“ keinen guten Eindruck auf Petrus machen sollte. In seinen eigenen Worten: „Aloysius“, ’s ist der Name eines Heiligen. Es ist bei uns der Brauch, einem Knaben zwei Namen zu geben. Den einen für den Weg durchs Leben und den anderen zum Ausposaunen, wenn er am Himmelstor klopft. Das wird das Ende meiner Fahrten sein“.

Als Aloysius Horn zum erstenmal in meinen Gesichtskreis trat, war ich gerade dabei, mich für meine Morgenarbeit auf dem Vorplatz einzurichten. Es war gegen zehn Uhr vormittags, an einem sonnigen, friedlichen Dienstag, und ich näherte mich der Treppe, in Gedanken bei Kapitel Vierzehn meines Romans, das mir vor dem Frühstück sehr deutlich vorgeschwebt hatte.

Auf der Matte stand ein alter Mann. Ich hatte nicht gehört, wie er die acht Stufen vom Garten heraufgestiegen war; er war einfach da.

In der Hand hielt er einen Haufen Küchengeräte aus Draht, die in der Sonne wie Kupfer blitzten: Bratenroste, Röstgabeln und ähnliches.

Er schaute mir mit einem milden, aber prüfenden Blick in die Augen und begann das undankbare Geschäft, einer Person etwas zu verkaufen, die nicht kaufen will. Die Schlacht war kurz. Ich schützte eine Küche vor, die von Bratenrosten und Röstgabeln strotze. Ich sagte, ich hätte keine Zeit. Ich behauptete, es sei mein Grundsatz, nie auf dem Vorplatz, der mein einziges Arbeitszimmer sei, etwas zu kaufen.

Mit einem zerstreuten Blick auf mein Notizbuch sagte er freundlich, das sei ein guter Grundsatz, den er wohl ver-

stehen könne. Und um zu zeigen, daß seine Worte kein leeres Prahlen seien, schulterte er sein Bündel Waren und wandte sich mit einem fröhlichen „Guten Morgen" der Treppe zu.

Aber er gewann natürlich die Schlacht. Ich warf meinen Sieg fort, wie es England meistens tut, wenn er ihm gehört, und rief ihm nach: „Ich glaube, ich könnte doch einen neuen Bratenrost brauchen."

Denn diesen so bereitwillig hingenommenen Mißerfolg konnte ich nicht ertragen. Was für eine Belohnung, dachte ich, für einen Mann, der zu höflich ist, um zu überreden; zu englisch, um zu feilschen, zu beschwatzen oder zu betteln!

Ich glaube, er ahnte, daß es so kommen würde. Als ob sein Stichwort in einem Theaterstück gefallen und er nur für einen Augenblick in die Kulisse gegangen wäre, kam er zurück und lud die Drahtwaren zu meinen Füßen ab.

„Aber selbstverständlich, liebe Frau. Es ist ja ganz natürlich, daß wir unsere Ansichten ändern. Im kleinen und im großen. Und wir beide, Sie und ich, sind bloß Kinder der Natur."

Es war eine milde Stimme, und sie stieg aus einer Vergangenheit empor, voll von Ruhe und Bewegung, von versenkten Schätzen, Knochengespenstern und Klabautermännern, wie das Meer; voll von jener Zeitlosigkeit, die jeden Wanderer, von Odysseus bis Kolumbus, und von Kolumbus bis heute, bis Aloysius Horn, ungebeugt erhält, von Jahr zu Jahr, als ob die Klippen der Zeit ihnen gehörten, daß sie sich wie Möwen, sicher gewiegt auf wildester See, dem Strom und den peitschenden Winden anvertrauen können, die ihr Lebensodem sind.

Nachdem ich den Bratenrost erstanden hatte, hätte ich den Alten fast wieder fortgehen lassen. Mein Kopf war voll von Kapitel Vierzehn, mein Notizbuch und der Bleistift hüpften vor Lebenslust; aber sie hüpften nicht für Kapitel Vierzehn, – jetzt weiß ich, daß sie meine Aufmerksamkeit auf größere Möglichkeiten lenken wollten. Wir sagten einander Dank und Lebewohl, und der alte Mann wandte seine Schritte der Straße zu. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Wenn Sie wünschen, liebe Frau, könnte ich Ihnen erklären, wie man Haferkuchen macht; Sie könnten es für das Ding brauchen, das Sie da gekauft haben.“

In diesem Augenblick sagte ich mir: „Dieser Mann hat etwas von einem Künstler; nachdem er eine Sache gut verkauft hat, gibt er sich nicht damit zufrieden, wie eine gewöhnliche Seele; es ist ihm ein Bedürfnis, dem Geschäft eine Art von Glanz und Vollendung zu geben, die es vom Gewerbe zur Kunst, vom Handel zur Freundlichkeit erhebt.

Er erklärte mir die einzige Art, gute Haferkuchen zu machen, mit so viel Eifer und Liebe, daß ich sagte: „Sie müssen Schotte sein.“

„Wenn ich sage, daß ich in Schottland geboren wurde, so bedeutet das noch nicht, daß ich Schotte bin. Das ist eine armselige Gesellschaft, alles in allem. Lancashire ist immer gut genug gewesen für einen von der alten Garde. Mein Name ist Horn. Aloysius Horn von der alten Garde.“

Er seufzte, als ob dieser Austausch von Höflichkeiten irgendwelche Gedanken in ihm erweckt hätte. Seine Augen, die weitblickenden, abwartenden Augen des Alten prüften mich nachdenklich. Sie hatten keine bestimmte Farbe mehr, aber

sie waren noch groß und klar, beobachteten ruhig und schienen doch auf das Unsichtbare gerichtet.
„Ja ja, die von der alten Garde. Ich könnte Ihnen erzählen ... ich habe Dinge gesehn ...“
Er kam näher, seine ausgestreckte Hand berührte fast meine Schulter, seine Züge hatten einen Ausdruck, der mir damals noch ein Rätsel war; jetzt weiß ich, daß sie den Kampf einer Seele spiegelten, die den letzten Versuch macht, sich auszudrücken, bevor die Mauern des Alters und der Hinfälligkeit sie für immer einschließen.
Während er sprach, sah er aus, wie Kolumbus ausgesehen haben mag, als er von Türe zu Türe betteln ging, während seine Gedanken weit über Länder und Meere flogen.
Ich stand so still wie der „Steinerne Gast“, oder wie wenn ein scheuer Vogel näher kommt als sonst, zum Beispiel ein Reiher, wenn man am Ufer eines Stromes steht.
„Afrika, liebe Frau. Afrika ... wie es die Natur geschaffen hat, Heimat des schwarzen Mannes und des ruhigen Elefanten. Kein Laut in einer großen Landschaft um Mittag... nur das Rascheln der Elefanten im Gras. Ein paar liegen still im Wasser, und ich bin der erste Mann, der sie in ihrer Glückseligkeit belauscht.
Bin nach dem Ritus der Egbo[1] Blutsbruder der Kannibalen geworden. Schauen Sie meinen Daumen an, der wurde abgehackt, als ich achtzehn war, bei einem Kampf mit einem Wilden, und wuchs nicht mehr nach. Ich? Ich bin Blutsbruder der Priester und habe die Skalpe im Josch-Haus gesehn, das vor mir kein weißer Mann betrat ... Und ich war noch so jung.

[1] Egbo ist ein an der Westküste Afrikas weitverbreiteter Geheimbund.



Und ich kannte Lola D., das grausamste Weib Westafrikas ... so sagt man. Aber sie hatte braunrote Haare ... Göttin war sie, dort im Josch-Haus ... .
Gott, und ich war noch so jung, als ich die Leiche der anderen armen Dame den Fluß hinunterschaffte, um sie in Kangwe christlich begraben zu lassen. Sie hatten nie vorher ein weißes Weib gesehn, dort oben, bei den Sambafällen. Natürlich wollten sie so einen einzigartigen Körper als ‚Muti' haben. Was treiben wir alles nicht für Magie? Jetzt nennen wir es ‚Glück' ... und das ist der einzige Unterschied. Hundert Meilen weit brachte ich sie, und es traf mich kein Pfeil. Ein Bursche von achtzehn hat eine natürliche Ritterlichkeit. Ja ja, sie wächst wie eine Blume in ihm ..."
Seine Stimme sank, als ob er innehielt, um sich an etwas lang Vergangenes zu erinnern.
„Ei, liebe Frau, Sie würden es nicht glauben, aber ich kann Französisch sprechen: Oui, Monsieur, je baragouine ce jargon-là toujours assez bien pour me tirer d'affaires dans le commerce. Er redete wie ein Papagei, denn er hatte den gleichen Satz wohl schon an vielen Türen wiederholt. Französisch ... eine Sprache für die Engherzigen. Wenn Gott jemals einen schlechteren Kolonisten geschaffen hat, ... mir hat er ihn nicht gezeigt. Man braucht mehr als ein Strohhütchen, eine Zigarette und einen Becher Absinth, um Afrika zu erschließen ...
Ach, wenn ein junger Bursch zum erstenmal den Morgenschrei der Gorilla hört und seine Ohren zustopft ... und wenn er Sklaven sieht – Weiber –
Siebzehn mag ich gewesen sein. Oder sechzehn ... weiß es nicht bestimmt. Aber ich darf Sie nicht aufhalten, liebe

Frau. Will machen, daß ich fortkomme. Guten Tag wünsch ich Ihnen."
Ich kam zu mir und läutete die Torglocke. Ruth, meine schwarze Haushälterin und Freundin, erschien, und ich flüsterte: „Bitte, Tee, Ruth. Sehr stark, und gießen Sie ihn nicht ein. Der Herr wird es vorziehen, ihn selbst einzuschenken. Brot und Butter dazu, das Hausgemachte."
Der alte Gast schwankte hilflos auf der Kante der Treppe, die Vision war aus seinen Augen verschwunden. Als ich zu ihm sagte: „Wollen Sie nicht bleiben und eine Tasse Tee trinken?", meinte er: „Gewiß, sehr gern, das wäre sehr angenehm", und sank mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung auf die Stufen.
Oder war es der Seufzer des Künstlers im Augenblick der Vollendung? Ich setzte mich neben ihn und sagte: „Mister Horn – bitte, Ihre Adresse. Und wäre es Ihnen möglich, nächste Woche herzukommen und zu erzählen?"
Wir beschlossen, daß er einmal in der Woche, statt mit Drahtwaren an den Türen empfänglicher Hausfrauen zu hausieren, zu mir kommen, ein bis zwei Stunden erzählen und dabei etwas mehr verdienen würde als sonst an einem Tage. Das war vor sechs Monaten. Und was wir gesprochen haben, steht in diesem Buch.

*

Gerade als er aufstand, um fortzugehen, fiel mein Blick auf den blitzenden Bratenrost, und plötzlich kam mir ein Gedanke. Mehr als ein Gedanke – ein Verdacht.
„Mister Horn," sagte ich, „Sie haben mir erklärt, wie man



Haferkuchen macht, aber kein Mensch könnte sie auf diesem offenen Rost machen!"
„Ei sicher nicht, liebe Frau, das gebe ich zu. Es wäre gegen das Gravitationsgesetz, wenn Sie es wörtlich nähmen. Er sprach besänftigend. „Aber da Sie aus dem Land der Kuchen stammen, dachte ich, es würde Ihnen Vergnügen machen. Ich habe eine ganze Menge wissenswerter Sachen während meiner Wanderungen aufgeschnappt, und wenn Sie so freundlich wären, mir einen Bleistift zu borgen, werde ich Ihnen Botha zeichnen." Er beugte sich einen Augenblick über mein Notizbuch. „Hier ist er, liebe Frau. Diese Fertigkeit hat meinem leeren Magen ab und zu geholfen, als Botha Mode war. Smuts war nie so populär in Südafrika wie Botha. Keiner verstand es so, die Herzen zu bewegen, wie er. Ich kann Ihnen auch eine Pfeife zeichnen, aus dem Schnabel eines Albatros. Eine Zeitlang waren sie bei den Matrosen im Schwange. Keiner ging ohne sie ans Land."
„Aber ich dachte, ihr tötetet nicht den glückbringenden Albatros?"
„Das heißt: Nicht auf dem Heimweg. Als ich jung war, hätte ihn jeder Matrose ruhig auf der Ausfahrt getötet. Aber ich nicht. Ich war immer für den Schutz der Natur, wenn es menschenmöglich war. Und glauben Sie mir, liebe Frau, wenn ein Junge, der nur die Reiher und Möwen von Lancashire kennt, zum erstenmal diese große, weiße Schönheit sieht, die die Menschen Albatros nennen, wird er sie nicht um ihren Atem bringen. Sechs Fuß wehender Schnee . . ."
Er stieg die Treppe hinab.

„Guten Tag wünsch ich Ihnen, liebe Frau, ich darf nicht länger bleiben, als ich gerne gesehen bin. Hab so eine Ahnung, daß ich etwas kindisch werde – mit der Zeit."
Auf halbem Wege blieb er stehen.
„Ich denke mir oft, es war ein guter Einfall der Natur, daß sie ein helles Licht auf die Tage der Jugend wirft, wenn man alt wird. Ei, sie verwirrt ein bißchen die Perspektive, wenn man über siebzig ist und gesehn hat, was ich sah. Aber es ist nur zu unserem Besten. Wenn man in der Goldenen Stadt in einem Asyl für einen Schilling den Tag wohnt, ist es gut, wenn man seine Umgebung ein bißchen verschleiert sieht. Sonst wäre man versucht, sich Klagen hinzugeben, und das zu tun, wäre mir leid. Es ziemt einem gebildeten Manne nicht, sich etwas anderem hinzugeben als der Philosophie."
Wir standen nun an der Gittertür. Er schloß sie sorgsam hinter sich zu, lüftete sein zerdrücktes Jägerhütchen und schlürfte fort, langsam und aufrecht, die Augen gesenkt, mit dem geschmeidigen und vorsichtigen Gang gewisser alter Männer.
Ich kehrte zu meinem Tisch zurück und schrieb diese Notizen auf.

*

Während der ersten zwei oder drei Wochen flatterte der alte Pilger von einem Gegenstand zum anderen, vergaß, was er mir schon erzählt hatte, und wiederholte sich immer wieder, wie es die Alten zu tun pflegen.
„Egbo, liebe Frau? Ich bin Blutsbruder der Kannibalen gewesen. Nicht gewesen, bins noch immer. Nur der Tod kann das Band zerreißen. Kannibalen ... die sittlichste



Rasse auf der Welt. Die Weiber keusch und die Männer treu. Ja ja, ich habe wie ein Bruder unter ihnen gelebt, ein junger, unverdorbener Bursch. Sicherer als etwa in London oder in anderen Zentren der Zivilisation, Victoria Street, Westminster usw. Wenn Sie mir nicht glauben, schauen Sie meinen Daumen an. Ein Zoll kürzer als der andere. Wuchs nicht mehr, nach jener Schlacht am Ogowe ...
Habe ich Ihnen erzählt, daß ich den Gorilla zum ersten Male hörte, als ich siebzehn war? Er ist verrückt, sagt man. Die Eingeborenen sagen einem immer, daß er verrückt ist. Sein Gehirn ist irgendwie dem Gehirn eines Geisteskranken ähnlich. Die Natur liebt Experimente ..."

Erst beim dritten oder vierten Besuch kam mir der Gedanke, wieviel weniger Zeit wir verlieren würden, wenn der alte Mann seine Abenteuer selber niederschreiben und ich etwa zwei Stunden seines allwöchentlichen Besuchs dazu verwenden würde, mir Notizen zu machen, nicht so sehr über seine Abenteuer, wie über seine Lebensanschauung und über verschiedene Erlebnisse, die er sicher nicht zu Papier bringen würde. Diese Notizen könnte ich dann als eine Art Chorus zwischen seine Kapitel einschieben.

Der Plan bewährte sich. Unbewußt fand ich den Schlüssel zu diesem außergewöhnlichen Gedächtnis, das der Kampf ums Leben bei fortschreitendem Alter beinahe für immer zugeschlossen hatte.

Wie leicht er für immer verloren gegangen wäre, kann man aus dem Umstand ersehen, daß Aloysius Horn selbst bei der vierten und fünften Zusammenkunft anfing, mir – wie wenn ich nie vorher davon gehört hätte – von den vier oder fünf Dingen zu erzählen, die sich seinem Gedächtnis in der

Jugend unauslöschlich eingeprägt hatten: Egbo, Lola D., die bösen Franzosen, Gorillas, sein verkürzter Daumen; er verflocht sie zu einem lebhaften Monolog, in wechselnder Reihenfolge, wie sie ihm gerade einfielen, und sah immer mehr von den Einzelheiten der Vergangenheit, je länger er dabei verweilte.

Manchmal kam ein Schimmer von Wiedersehensfreude in seine Augen, als ob er in der Erinnerung einem Freundesgesicht oder einer Szene begegnet wäre, die wiederzusehen er nicht mehr erwartet hatte.

Er schrieb an Montagen, wenn jedermann das Asyl nach dem drückenden Sonntag verließ und niemand in der Nähe war, der all sein Tun ausspionieren konnte; denen, die ihn nur als Limpopo Jack, den alten Drahtbinder, kannten, mag er oft wie ein Verrückter vorgekommen sein.

Jetzt, nach sechs Monaten, erfüllt das Schreiben seinen ganzen Sinn. Er ist wie besessen von diesen seinen erhaltenen Erinnerungen, die schon so nahe der Schwelle der Vergessenheit waren. Die neue Aufgabe beschäftigt nicht nur am Tage all seine Gedanken, sondern weckt ihn auch in der Nacht, rührt leise an seinem Gedächtnis mit einem wiedergefundenen Bild aus Jugendtagen, mit einem alten Lied oder ein paar Versen, die ihm keine Ruhe geben, bevor er sie erzählt hat.

Einmal in der Woche kam mein Kollege mit einer Rolle von acht bis zehn eng mit Bleistift bekritzelten Bogen und der ganzen Ungeduld des Schriftstellers, der die Wirkung auf den Leser sehen und das nächste Kapitel entwerfen will; bald wurde sein Besuch ein fast ebenso wichtiger Punkt in meiner Woche wie in der seinen. Dies nächste Kapitel sah

er immer in Bildern und Worten vor sich, Worte, die ihn manchmal mit heller Begeisterung erfüllten, wenn er sie mir vorsprach. Doch niemals behielten diese Worte dasselbe bunte Leben, wenn er sie niederschrieb. Flüchtig, wie seine Träume, fielen sie nur unbewußt während seiner Rede, die wie der Ausbruch eines langgedämmten Stromes war.

Einleitung zu dem Buche Alfred Aloysius Horn: Abenteuer an der Elfenbeinküste, mit einem Vorwort versehen von John Galsworthy, herausgegeben von Ethelreda Lewis

*

ZWEI ANEKDOTEN

Von Friedrich von Stendhal

Rossinis Oper in Venedig

Im Frühjahr 1819 hatte der Unternehmer des Theaters San Benedetto zu Venedig sich Rossini für vier- oder fünfhundert Zechinen – enorm viel für Italien! – verschrieben und ihm ein Libretto nach Neapel geschickt mit dem Titel: *Odoardo e Cristina.* Rossini war gerade toll verliebt in Mademoiselle Chaumel (Comeli), so daß er sich erst vierzehn Tage vor der Eröffnung des Theaters in Venedig von Neapel losriß. Um den Impresario zu beruhigen, hatte er ihm von Zeit zu Zeit einzelne schöne Stücke gesandt. Der Text dazu deckte sich zwar nicht recht mit dem, den man ihm geschickt hatte, aber wer fragt bei einer Oper nach dem Text? Und in Venedig liest überhaupt niemand ernstlich ein Textbuch; ich glaube, nicht einmal der Impresario, der die ganze Geschichte bezahlt. Endlich, neun

Tage vor der ersten Vorstellung, die auf den 24. April gelegt war, erscheint Maëstro Rossini an Ort und Stelle.
Die Aufführung findet statt. Man applaudiert begeistert. Da beginnt ein Handelsmann im Parkett die Melodieen aller Stücke immer vor dem Vortrage der Sänger vor sich hinzusingen. Seine Nachbarn fragen ihn erstaunt: Mensch, hast du die neue Oper irgendwo schon gehört? – Freilich, freilich, erwidert der musikalische Biedermann, ich war vor einem halben Jahre in Mailand, und was euch Rossini heute als Novität vorsetzt, habe ich da als *Ricciardo und Zoraide* bereits beklatscht. Ich möchte nur wissen, warum ihr Venezianer den Titel der Mailänder Oper geändert habt.
Im Zwischenakt und während des Balletts verbreitet sich die unangenehme Kunde, auch im Kaffeehause, wo die ersten Dilettanti der Stadt damit beschäftigt sind, die Reize der neuen Oper zu glorifizieren. In Mailand oder in Neapel hätte sich die Lokal-Eitelkeit wütend gerächt, aber die Venezianer lachen über derlei, und Ancillo, der charmante Poet der Stadt, macht auf der Stelle ein spaßiges Sonett auf das Unglück Venedigs und das Glück der Comeli. Inzwischen hatte der Impresario den Skandal vernommen. Seinen sicheren Ruin voraussehend, sucht er seinen Komponisten wutentbrannt auf.
Was willst du, Impresario – antwortet ihm Rossini auf eine Flut von Vorwürfen kühl und kalt –, habe ich dir mehr versprochen als eine Musik, die allen gefällt? Meine Oper hat gefallen. Basta! Übrigens hättest du bei gesundem Menschenverstand schon an den abgegriffenen Notenblättern merken können, daß ich dir etwas Antiquarisches

geschickt habe. Laß mich zufrieden! Für einen Impresario, der ein halber Spitzbube sein muß, bist du mir ein zu großer Tor.

Jeder andere hätte mit einem Dolchstiche geantwortet, aber der venezianische Impresario war Freund der Musik. Noch entzückt von der, die er eben als Première gehört hatte, verzieh er dem genialen Manne seine Schwäche aus Liebe.

*

Die Geschichte vom Maulwurf und der Nachtigall

Eines Abends bei Frau Tambroni plauderten wir im Freundeskreise in Canovas Anwesenheit. Der gute Ton von heutzutage – meinte ich – verbietet die Gebärde. Dieses Aufhören der Gebärde wird sich nach und nach bei allen Nationen einbürgern und sie auch an den Werken der Skulptur unliebsam machen...

Canova hörte leider nicht auf das Gespräch der Gäste seiner Freundin. Er machte sich nichts aus ästhetischen Erörterungen und zog es wie immer vor, sich abseits von uns mit einer Vision zu beschäftigen. Von schlichter Herkunft, bewahrte er sich seine glückliche Unwissenheit vor jedweder Kunstlehre, von Lessing und Winckelmann, die über Apoll phantasieren, bis zu Wilhelm Schlegel, von dem er hätte lernen können, daß die antike Tragödie nichts als Plastik ist. Solche Theorieen über die Kunst unter gelehrten Kennern machten uns anderen die Abende im Hause Tambroni gerade darum reizvoll, weil wir selber keine Bildner waren. In unserm Streit über göttliche Werke der Skulptur

oder Musik traten sie uns deutlich in die Vorstellung. Dieses Schauen im Geist ist es, warum die Theorieen dem Dilettanten so angenehm und den Künstlern so überflüssig sind. Der gütige Canova begnügte sich damit, uns nicht zuzuhören. Gleichwohl gab sich der geistreiche Melchior Gioja[1] einmal alle Mühe, ihn ins Gespräch zu ziehen. Er sagte: In den Künsten, die der Mathematik fern liegen, gipfelt alle Ästhetik in folgendem kleinen Zwiegespräch. Es war einmal ein Maulwurf und eine Nachtigall. Der Maulwurf war an den Eingang seiner Höhle gekrochen, und wie er die Nachtigall auf ihrem Baume erblickt, ruft er ihr zu: Nachtigall, du bist ein verrückter Matz, daß du für dein Leben gern in so unangenehmer Lage sitzest, auf einem wackligen Zweige, vom Winde geschüttelt und vom schrecklichen Lichte geblendet. Mir würde ganz übel dabei. – Der Vogel hält in seinem Lied inne. Der schwarze Kerl da unten ist blödsinnig, denkt er bei sich. Dann aber lacht er hell auf und liest dem Freunde aus der Unterwelt ordentlich die Leviten... Wer hatte nun recht? Ich glaube, alle beide.

Canova ließ sich die Geschichte vom Maulwurf und der Nachtigall sofort noch einmal erzählen. Und still lächelnd sagte er: Morgen soll mir mein Lieblingsschüler ein Relief mit den beiden köstlichen Schwätzern machen.

Aus: Friedrich von Stendhal, Gedanken, Meinungen, Geschichten

---

[1] Melchior Gioja (1767–1829) aus Piacenza, Freund Beyles aus der Mailänder Zeit, zum Kreise des Conciliatore gehörend, 1796 Anhänger Bonapartes, 1805 Historiker des Königreichs Italien, später aber verbannt. Von den Österreichern 1820 als Karbonaro angeklagt, wurde er freigesprochen.

DIE ROLLE DER ROTHSCHILD BEIM ERSTEN AUFKOMMEN DER EISENBAHNEN IN EUROPA

Von Egon Caesar Conte Corti

DIE Verwendung der ersten Schienen und damit die Grundlage für die modernen Eisenbahnen geht bereits ins siebzehnte Jahrhundert zurück. Man gebrauchte in Bergwerken, besonders in England, schon damals vielfach Holzschienen, um die mit Kohlen beladenen Wägelchen leichter und schneller an die Oberfläche befördern zu können. Aber erst 1793 kam ein Engländer, Mr. Outram, auf den Gedanken, die Holzschienen durch solche aus Eisen zu ersetzen, worauf die Bahnen nach dem Namen ihres Erfinders Outramways, später kurzweg Tramways genannt wurden. Man kam bald darauf, daß ein Pferd, wenn es Lasten auf solchen Schienen fortbewegte, eine elfmal größere Leistung aufweisen konnte als auf der normalen Landstraße, und hier und da begann man schon in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere bei Bergwerken, wo große Lasten bis zum nächsten schiffbaren Wasser zu befördern waren, solche Bahnen zu bauen, auf denen die Waren, von Pferden gezogen, ihren fernen Zielen zurollten. Seit im Jahre 1807 Foultons Dampfschiff „The Folly" (Die Narrheit) auf dem Hudsonfluß seine erste erfolgreiche Fahrt gemacht, war der Gedanke, die neu erfundene Dampfmaschine zur Fortbewegung von Schiffen zu benutzen, mit Erfolg ausgestaltet worden, und George Stephenson, ursprünglich ein Schmied in einem Bergwerk, kam auf den Gedanken, die bisher nur zur See angewandte Maschine nun

auch zur Fortbewegung von Wagen auf dem Festlande zu benutzen. Er installierte die selbstgefertigten ersten Dampfwagen auf seiner Grubenbahn und baute dann im Jahre 1825 mit Hilfe von mehreren weitblickenden Kapitalisten die erste Eisenbahn der Welt, die teilweise mit Lokomotiven betrieben wurde, nämlich jene von Stockton nach Darlington, deren Hauptaufgabe der Transport der Produkte des Durhamer Kohlenfeldes war. Stephenson hatte auf allen Seiten mit den größten Widerständen, mit kleinlichen Sonderinteressen, ja mit Hohn und Spott zu kämpfen. Ein damals als „Eisenbahnsachverständiger" angesehener Mann, namens Nicola Wood, erklärte wörtlich: „Ich bin weit davon, in der ganzen Welt zu verbreiten, daß die lächerlichen Erwartungen oder, besser gesagt, Prophezeiungen der enthusiastischen Spekulanten zur Wirklichkeit werden könnten und daß wir Dampfwagen mit 12, 16, 18 oder gar 20 Meilen in der Stunde fahren sehen werden. Niemand könnte dem Bau oder dessen allgemeiner Verbesserung mehr schaden als durch Verbreitung solchen Unsinnes."

Aber schon am 27. September 1825, als Stephensons Eisenbahn eröffnet wurde, sah man einen Zug mit ca. achtzig Tonnen Nutzlast, mit zehn bis fünfzehn Meilen Geschwindigkeit dahinfliegen. Zunächst herrschte auf dieser Bahn noch gemischter Betrieb. Man fuhr auch noch mit Pferden und spannte diese stellenweise auf schiefen Ebenen aus. Die Schnelligkeit der Lokomotivzüge wurde dadurch paralysiert, daß ein eigenes Gesetz vorschrieb: fünfzig Schritte vor der Lokomotive müsse ein Postillion reiten, um die Anrainer vor dem herankommenden Ungetüm zu warnen. Aber aller Widersinn konnte den nun einmal von einem

genialen Mann verfolgten Fortschritt nicht mehr hemmen. Die für damalige Verhältnisse großen Leistungen der Stockton-Darlington-Bahn wurden allgemein bekannt und führten dazu, daß nicht weniger als achtzehn neue Bahnen geplant und konzessioniert wurden, unter ihnen die Bahn von Liverpool nach Manchester, die man als nächste in Angriff nahm. Auf ihr waren nur noch Lokomotiven Stephensons, der in dem Dampfwagenwettbewerb vom Oktober 1829 zu Rainhill mit seiner „Rocket" (Rakete) den Sieg davon getragen, in Betrieb. Hatte noch jemand zweifeln können, so mußte er nach der am 15. September 1830 erfolgten Eröffnung der Liverpool-Manchester-Bahn, die eine Ära mächtigen Gewinnes für Handel und Industrie der beiden Schwesterstädte und damit auch des Unternehmens selbst einleitete, die Waffen strecken. Nun erkannte man erst allgemein die unabsehbaren Aussichten, die die neue Erfindung eröffnete, und von diesem Jahre datiert die beginnende allgemeine Verbreitung des Eisenbahnwesens über die Welt.

Nathan Rothschild hatte gleich so vielen andern die Stephensonschen Versuche zwar mit Interesse, aber auch mit Mißtrauen verfolgt. Jedenfalls war er entschlossen, keinen Heller an ein Unternehmen zu wagen, das nicht nur die Allgemeinheit, sondern auch sehr geschätzte und gewiegte Männer für hirnverbrannt erklärten. Auch er war zunächst der Meinung, daß die überallhin gelangenden Pferde durch eine Maschine niemals übertroffen oder gar verdrängt werden könnten. Darum ließ er mit Vergnügen andere Firmen sowie die unerfahrenen Provinzbankleute ihr gutes Geld an diese mehr als unsicheren Unternehmen

wagen. Er handelte dabei ebenso wie die anderen großen Bankfirmen, wie z. B. Baring & Ricardo, die sich gleichfalls vor der Beteiligung daran hüteten. Als sich aber die Erfolge Stephensons mehr und mehr aussprachen, als nach dem Bau der ersten und der zweiten Bahn in England ein wahres Eisenbahnfieber das Land ergriff und sich unzählige Gesellschaften für neue Bahnprojekte bildeten, da sagte sich Nathan, der diese Entwicklung trotz seiner Nichtbeteiligung aufs genaueste verfolgt hatte, daß in dieser neuen Erfindung unabsehbare Gewinnmöglichkeiten lägen, die für sein Haus nicht verloren gehen dürften. In England freilich war es in gewissem Sinne zu spät; da gab es schon genug Unternehmer. Anders aber war es auf dem Festland, wo seine Brüder lebten; noch nirgends am Kontinent gab es eine mit Lokomotiven betriebene Eisenbahn; nur spärlich hier und dort kurze Strecken von Pferdeeisenbahnen. Das war ein Feld für das große Vermögen seines Hauses. Wenn seine Brüder in Österreich, in Frankreich, in Deutschland die Initiative zur Herstellung von Dampfeisenbahnen ergriffen und allen anderen zuvorkämen, so konnte das eine Quelle ungeheueren Gewinnes an Macht und Geld für sein Haus werden. Nathan gab seinen Brüdern Kenntnis von diesem Gedankengang und fand sogleich auch das nötige Verständnis dafür. Insbesondere auf Salomon Rothschild in Wien machten die Ausführungen Nathans Eindruck; das kam zum Teil daher, daß Salomon auch von anderer Seite, von einem gleichfalls hochbegabten, ja genial zu nennenden Manne auf die glänzenden Aussichten eines großzügigen Bahnbaues hingewiesen worden war.

Dieser Mann, Franz Xaver Riepel, damals Professor am

Wiener k. k. polytechnischen Institut, ein ausgezeichneter Fachmann im Montanwesen, hatte lange Jahre im Eisenwerk von Witkowitz gearbeitet. Witkowitz liegt in der Nähe des gewaltigen Kohlenbeckens zwischen Mährisch-Ostrau und Karwin. Die Eisenwerke waren dort entstanden, weil man die nahegelegenen Kohlenvorkommen ausnützen wollte und das Wegführen der Kohle auf weitere Strecken wegen der schlechten und teueren Verkehrsmittel damals unmöglich war. Nun wollte Riepel, ähnlich wie man es in England tat, die Kohle mittels Bahn an die große Wasserstraße der Donau schaffen. Bei näherem Studium gedachte er gleich auch die großen Salztransporte von Wieliczka in Galizien auf diese Bahn zu leiten und dergestalt schließlich eine Bahn von Bochnia südöstlich von Krakau, über Mährisch-Ostrau und Brünn bis nach Wien, etwa im Ausmaße von sechzig Meilen, zu bauen. Riepel fand besonderes Interesse bei einem Großhändler namens Samuel Biedermann, der mit Salomon Rothschild in naher Geschäftsverbindung stand. Der Großhändler brachte nun, in der klaren Erkenntnis, daß nur eine große Finanzmacht die Riepelschen Pläne der Verwirklichung näher bringen könne, Riepel mit Salomon Rothschild zusammen und dies gerade in dem glücklichen Augenblick, da dieser die so günstigen Berichte und Anregungen zu Eiseubahnbauten von seinem Bruder Nathan bekommen hatte. Bei den Darlegungen Riepels sah Salomon vor seinem geistigen Auge schon die ungeheueren Schätze in seine Kasse fließen, die die Nutzbarmachung und der leichte Transport all der kostbaren Erze und des lebenswichtigen Salzes nach der Hauptstadt des Reiches mit sich bringen mußte. Voll Begeisterung

griff er den Plan auf und entschloß sich, sofort den ersten Schritt zu dessen Verwirklichung zu tun. Salomon sandte also nach der Darlegung der Pläne Riepels diesen vorläufig in Begleitung seines Sekretärs Leopold von Wertheimstein zu Anfang des Jahres 1830 zur Orientierung über die dort schon bestehenden Eisenbahnen nach England, um sie in Augenschein zu nehmen, sich mit allen ihren Verhältnissen in bezug auf Anlage und Betrieb genau bekannt zu machen und die gesamten reichen Erfahrungen seinerzeit bei Ausführung der geplanten Eisenbahn nach Galizien in Anwendung zu bringen.

Salomon Rothschild betonte in späteren Jahren ausdrücklich, daß Riepel das Hauptverdienst an dem Gedanken der Nordbahn zukomme. „Ich erfülle", schrieb er dem obersten Kanzler Graf Mittrowsky, „gerne eine Pflicht der Gerechtigkeit, indem ich es hier ausdrücklich wiederhole, daß der Professor am polytechnischen Institut, Herr Franz Riepel, es war, welcher im Jahre 1829 zuerst die großartige Idee der Galizischen Eisenbahn ins Leben rief, mir solche mittheilte und mich zu dem Entschluß bestimmte, die nöthigen Vorarbeiten und Erhebungen zur gründlichen Würdigung des Unternehmens in technischer, kommerzieller und finanzieller Beziehung bewerkstelligen zu lassen, um, wenn solche dem vorhabenden Zwecke entsprechen würden, mich unverzüglich mit der Ausführung dieses wahrhaft nationalen Projektes zu beschäftigen."

Salomon Rothschild wollte schon ernstlich daran gehen, die Voraussetzungen für den Bahnbau zu schaffen, als der plötzliche Ausbruch der Julirevolution in Frankreich einen Strich auch durch diese Rechnung machte.

Das Haus kämpfte in dieser Zeit geradezu um seine Existenz, und auch die dann eintretende Beruhigung und Erholung erforderte Jahre. Erst um 1832 war die Position der Rothschild so weit wieder gefestigt, daß das Haus zugleich mit zwei anderen Handlungshäusern das verunglückte Unternehmen einer Pferdeeisenbahn des Ingenieurs Zola, Vaters des berühmten Romanschriftstellers, zwischen der Donau und dem Gmundener See übernahm.
Inzwischen war in England ein wahres Eisenbahnfieber ausgebrochen. Alle Welt beteiligte sich an Gründung und Bau von Eisenbahnen, und sobald Nathan sein Haus wieder halbwegs konsolidiert sah, gab er seinen Brüdern den Wink, die Pläne wieder aufzunehmen. Salomon ordnete infolgedessen auf seine Kosten die Untersuchung der ganzen Strecke, auf welcher die Eisenbahn angelegt werden sollte, durch sachverständige Ingenieure unter Anleitung Riepels an, um die beste Trasse auszusuchen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war die Feststellung, daß auf diese Weise „die größten und entferntesten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates untereinander und mit der Hauptstadt leicht in nähere Verbindung gebracht und ganz neue Konjunkturen in industrieller, kommerzieller, politischer und militärischer Hinsicht" sich ergeben würden.
Daraufhin entschloß sich Salomon am 15. April 1835 auf Anraten Metternichs, der dem Bankier bei der Willenlosigkeit des neuen Kaisers Ferdinand von vornherein die günstige Erledigung zusagen konnte, mit dem offiziellen Gesuch um die Bewilligung des Privilegs zum Bahnbau vorerst der Linie Bochnia–Wien hervorzutreten. Kaiser Franz war bekanntlich allen solchen Bestrebungen feind-

Eröffnung der ersten englischen Eisenbahn 1825 (oben)
Dampfwagen-Wettbewerb zu Rainhill 1829 (unten)

lich gesinnt gewesen, und Salomon beeilte sich nun, kaum sechs Wochen nach dem Tode des Kaisers, die neuen Verhältnisse zu nützen.

Das Gesuch war sehr geschickt abgefaßt und zeigte wiederum das Bestreben Rothschilds, die Vorteile für den Staat, die ja in diesem Falle wirklich eminent waren, hervortreten zu lassen und die eigenen Absichten und materiellen Beweggründe möglichst in den Hintergrund zu schieben.

Wie gewöhnlich wurde dieses Gesuch dem zuständigen Referenten, Freiherrn von Drohsdick, freilich mit dem entsprechenden Wink Metternichs aus der Staatskanzlei, daß man dort der Bewilligung günstig gegenüberstehe, zur Begutachtung übersandt. In Wien wandte sich die öffentliche Meinung gegen die Eisenbahnen. In den Wiener Zeitungen dieser Jahre gab eine Reihe von „Fachmännern" Gutachten ab, die die Torheiten einer solchen Unternehmung darlegen sollten. Sie bewiesen, daß schon die menschlichen Atmungsorgane eine Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde nicht aushalten könnten. Es wäre daher eine unerhörte Tollkühnheit, eine solche Fahrt zu unternehmen. Kein halbwegs kluger Mann würde sich dergleichen aussetzen. Die ersten Reisenden müßten gleich ihre Ärzte mitnehmen u. dgl. Diese „Fachmänner" erklärten, daß den Reisenden das Blut aus Nase, Mund und Ohren austreten, bei der Durchfahrt eines Tunnels von mehr als 60 m Länge die Reisenden ersticken, ja sogar bei den Fahrten nicht nur diese gefährdet, sondern auch die bloßen Zuseher durch die rasende Schnelligkeit beim Vorüberfahren wahnsinnig werden würden.

Trotzdem war das Drohsdicksche Gutachten für den Bittsteller günstig.
„Die Errichtung einer Eisenbahn," schreibt der Referent, „welche von Wien aus als dem Zentralpunkte des österreichischen Handels drei Provinzen durchläuft . . ., ist für den Staat in kommerzieller Rücksicht von so einem leuchtenden und auffallenden Nutzen und der Bankier Rothschild ist durch seine bedeutenden, eigenen Fonde, seinen großen Kredit, und seine ausgebreiteten Verbindungen so vorzüglich geeignet, einen Aktienverein zu diesem Zwecke zustande zu bringen, daß es schon im allgemeinen wohl keinem Bedenken unterliegen dürfte, zu dieser neuen Eisenbahnunternehmung ein Privilegium . . . zu erteilen und dem Bittsteller auch die Bildung eines Aktienvereins zu gestatten."
Welche Gründe immer böswillige Kritiker als Ursache für diese wohlwollende Beurteilung und Befürwortung von Seite der Staatsgewalt, hinter der Metternich stand, anführen mögen, es bleibt eine Großtat, daß sie im Gegensatz zu den meisten Fachleuten und der öffentlichen Meinung so warm für ein Projekt eintrat, das den Ausgangspunkt für eine weltumwälzende Einrichtung bedeutete.
Unter dem 11. November 1835 war die Allerhöchste Entschließung herabgelangt, wonach dem Freiherrn von Rothschild das Privilegium zum Bau der Bahn von Bochnia nach Wien erteilt wurde.
Salomon begrüßte mit Freuden und „innigstem Dankgefühle" die Allerhöchste Entschließung. „Heil dem Monarchen," schrieb er, „welcher den weisen Beschluß der

Wohlfahrt seiner Völker Allergnädigst zu widmen geruht hat!“

Aus dem zweibändigen Werk: Der Aufstieg des Hauses Rothschild und das Haus Rothschild in der Zeit seiner Blüte

*

CHATTERTONS SELTSAME GEBURT UND KINDHEIT

Von Ernst Penzoldt

CHATTERTON hatte prophezeit, das Kind werde wieder nur ein Mädchen werden. Aber am Abend des 20. Novembers 1752 gebar Susanne einen Knaben, den sie nach dem Vater Thomas nannte. Es war Vollmond, und Susanne sah von ihrem Bett aus sein großes sehnsüchtiges Gesicht, von erborgtem Lichte leuchtend, gerade über dem Dom schweben und fürchtete sich vor ihm. Frau Edkins stand bei ihr, eine junge hurtige Nachbarin mit pfiffigem Gesichtsausdruck, die sich etwas darauf zugute tat, in ihrem Leben schon unsäglich viel Schweres durchgemacht zu haben. Auch jetzt, während sie rasch und zuverlässig hantierte, erzählte sie davon. Noch jemand war in der Stube, die uralte Frau Chatterton, des Küsters Mutter. Sie sah nur zu von einem Stuhle, den sie in die äußerste Ecke ins Dunkel gerückt hatte. Denn sie lehnte jede Verantwortung ab. Frau Edkins aber sprach heute von unglücklichen Geburten, deren Zeugin sie leider allzuoft gewesen war. So habe eines Sheriffs Tochter ein Mädchen mit zwei Köpfen und ach! tot zur Welt gebracht, und eine andere Frau, eines gesunden Knaben ledig, sei gleich danach in Wahnsinn verfallen.

„Wie traurig, nicht wahr!“ setzte sie hinzu. Vom Eifer des Erzählens bekam sie immer rote Bäckchen, und ihre begierigen Augen glänzten.
„Ist es noch nicht bald vorüber,“ sagte die Alte verdrießlich, „es ist ja nicht auszuhalten. Wenn das nur gut geht!“ Susanne getraute sich nicht zu schreien, einmal, damit die kleine Mary nebenan nicht davon erwache, vor allem aber der Nerven der alten Frau Chatterton wegen.
„Susanne,“ sagte diese an einem Brote kauend, als sie in ihrer Ecke das leise Wimmern der Gebärenden vernahm, „ich bitte dich herzlich, nimm dich etwas zusammen. Ich vertrage nicht viel und kann in meinem Alter wohl etwas Rücksicht verlangen.“ Dabei kraute sie den weißen Kater, der schnurrend in ihrem Schoße lag.
Als Thomas endlich mühselig zur Welt gebracht war, atmete er nicht und würde es wohl auch nie getan haben, da Frau Edkins, ohne zu verstummen, ihre ganze Sorgfalt an die fast verlöschende Susanne wenden mußte, wenn nicht John Philipps, sein Grabscheit auf der eckigen Schulter, gerade im Vorübergehen zum Fenster hereingeschaut hätte.
„Ach Gott, ach Gott,“ sagte die Alte, „jetzt kommt schon Philipps.“
Der Totengräber aber nahm sich, wie immer lautlos lächelnd, sachkundig des kleinen Thomas an, indem er ihn, zum Entsetzen der Alten, an beiden Beinen faßte und, des Platzes wegen ins Freie tretend, gleich einer Keule kreisend um sein Haupt schwang, ihn also erst zum Leben zu erwecken. Auch Susanne vergaß es nie, wie angesichts des Mondes und von ihm fahl beschienen Thomas' kleiner

Körper durch die Luft wirbelte. Sie sah sein Haar flattern, denn er war mit langen, messinggelben Haaren geboren, was Frau Edkins zu allerlei unglücklichen Deutungen für seine Zukunft Anlaß gab. Susanne sah ihn atmen, als Philipps ihn daraufhin dick in Windeln packte, um ihn so (in diesem Augenblick verließ Frau Chatterton das Zimmer) ohne weiteres in das warme Ofenrohr zu schieben, darin Thomas alsbald mit leiser, heiserer Stimme kläglich zu schreien begann. Zufrieden entfernte sich Philipps. Er nickte, das Grabscheit auf der Schulter, noch kurz und knapp zum Fenster herein, ehe er mit raschen huschenden Schrittchen im Schatten des Domes verschwand. Als es dann still geworden war (Frau Edkins war in einem Stuhle eingenickt), vernahm die erschöpfte Susanne vom nahen Gottesacker her das knirschende Geräusch von John Philipps' Schaufel und das Aufwerfen der Erdschollen.

Anfangs erinnerte sie des kleinen Thomas' Gesicht an das seines Vaters, namentlich durch die gesunden Farben der Wangen wie durch die Schönheit und den hoffärtigen Ausdruck seines Mundes. Aber die Augen waren anders. Sie stimmten nicht dazu. Sie hatten nach Philipps' Aussage die Farbe von Schieferdächern bei aufziehendem Gewitter und waren nicht leicht je wieder zu vergessen. Zudem waren sie ungleich, das rechte war ein wenig größer. Sie weinten oft. Sie waren zu finster, zu bedrohlich aus der Tiefe für das gelbe Haar, das störrig in geknickten Halmen sein rundes Gesicht umstand, wie aus Stroh gemacht. Brauen und Wimpern aber waren fast weiß.

Mary spielte nicht gern mit dem Bruder, so zärtlich sie ihn liebte, ja wenn er so dalag und nur schaute, von ganz

weit her, legte sie ihre possierlichen kleinen Hände auf seine Lider, damit sie sich schlössen. Alle liebten ihn, solange er ein Kind war, alle die nähenden Frauen und Mädchen, aber am meisten liebte ihn der karge Onkel Philipps, der ihn bald mit sich „in seinen Garten“ nahm, wenn Tom auch eigentlich viel lieber im Zimmer spielte. Für Mary konnte eine Blume oder ein Kochlöffel sehr wohl eine Puppe sein, die, in eine Schachtel gelegt, in ihrer Wiege schlief, mit einem Kartenblatte zugedeckt. Für Tom dagegen konnten die Dinge nicht einfach etwas anderes vorstellen, und die Spielkarten aus des Vaters Rock (der noch im Spinde hing) blieben Karten mit flachen, bunten Königen darauf, seltsamen Doppelgestalten, die ihr eigenes Bild, gleichsam bis an die Hüften in einem Weiher stehend, seltsam verkehrt widerspiegelten. Er nahm es auch wörtlich, als Mary ihm das Bild des Vaters zeigte und sagte, dies sei sein Vater. Von nun an war das Bild sein Vater; Tom war eines Bildes Sohn. Daß Mary nicht gern mit ihm spielte, daran waren nicht nur seine nächtlichen Augen schuld, in die sie furchtsam sah wie durch ein Schlüsselloch in ein dunkles Zimmer. Mühelos verwandelte das kleine Mädchen etwa einen der steilen Stühle mit dem strohgeflochtenen Sitz in ein Pferd, den umgekehrten Kindertisch dazu in einen Wagen, das Brüderlein darin spazieren zu fahren. Unglücklich aber und ganz betroffen, saß Tom in dem also leichtfertig entehrten Tisch, der, gleichsam alle viere von sich streckend, auf dem Rücken lag und Wagen spielen mußte.

Frau Susanne liebte Tom ängstlich, ohne zu ahnen, was ihn eigentlich so von Marys reizender Phantasie unterschied, wenn sie auch verwundert einsah, in welch seltsamem,

geradezu ehrfürchtigem Verhältnis der Knabe zu allen Gegenständen und Werken von Menschenhand zu stehen schien, so auch zu ihren Kleidern, bei deren mühsamer Entstehung er stundenlang zusah bis zu ihrer festlichen Vollendung. Das Antlitz des Teekessels, die Person der Standuhr fesselten ihn. Wenn Marys Bett ein Schiff sein konnte, so liebte und fürchtete er das seine, weil es eben kein Schiff, sondern ein Bett war. Tom war ein Ding, brüderlich unter seinesgleichen.
Frau Susanne diente zu ihrem Beruf eine Anprobepuppe, aus Rohr geflochten, lebensgroß. Der Kopf war steif aus Holz geschnitzt mit gläsernen Augen und echten Wimpern. Das Gesicht war regungslos, weiß und (nach der Mode) wie gepudert, desgleichen das wirkliche Haar. Tom kroch zuweilen darunter wie unter ein Zelt und saß dann lange still in Dämmerung und Duft eines neuen, schönen Kleides. Er konnte darin aufrecht stehen, und zuweilen wandelte er darin langsam in der Stube auf und ab, seltsam anzuschauen. Tom hatte die Puppe lieb und nannte sie Ellinor.
Er unterschied auch deutlich zwischen Spielzeug und verantwortlichen, schon erwachsenen Gegenständen, doch über alles ging ihm der Dom, der an sonnigen Tagen die Stube mit seinem roten Schein erfüllte, dessen Schatten so früh darin Abend werden ließ. Als Tom fünf Jahre alt war, verlor er sich denn auch einmal darin, das Mittagessen vergessend, und seine Mutter fand ihn endlich, wie schlafend mit geschlossenen Augen regungslos flach an der Wand, ein lebendes Epitaph, in der roten Dämmerung des frommen Raumes stehen, die Hände, wie ein Buch geschlossen, steil vor der kaum atmenden Brust. Er erwachte durch Anruf aus der Erstarrung und brach in Tränen aus.

Frau Edkins, die am Leben des Knaben, das vor ihren Augen unglücklicherweise mit einer Art Tod begonnen hatte, stets neugierigen Anteil nahm, machte, als sie von Thomas' Gebaren erfuhr, eine so eindeutige Geste vor der Stirn, daß die Nähschülerinnen und vor allem die alte Frau Chatterton das Kind mit abergläubigem Entsetzen betrachteten. Dazu kam, daß Tom, der bald darauf lesen und schreiben lernen sollte, schon nach wenigen Tagen vom Lehrer nach Hause geschickt wurde, da er zu dumm dazu und überdies gar noch widerspenstig sei. Neben dem Geräusch des Griffels auf der Schiefertafel war vor allem das spitze i schuld an Toms Widerstand. Denn er begriff nur zu wohl den Buchstaben und was er in seiner Splitternacktheit aussagen mußte. Die ganze Tafel war voll davon und schrie ihn an. Da weigerte er sich einfach, lesen und schreiben zu lernen. „Ich will doch nicht", rief er außer sich, wie sehr ihn der Lehrer schlug. Die betrübte Susanne nahm ihn deshalb ernstlich vor, aber während sie ihn wegen der Schande schalt und beschwor, zog er die Nadeln, die gerade über ihrem Herzen wie stets im schwarzen Brusttuch staken, eine nach der andern behutsam heraus und umarmte tröstlich die Unglückliche.

Dennoch lernte er bald lesen. Sein Name Chatterton war das erste, was er las. Das Wort stand tief und kunstvoll in die Lehne des Stuhles eingeschnitten, auf den sich nicht gern jemand setzen mochte außer Tom, denn es stand darauf noch immer (von seines Vaters Hand): Dieser ist Chattertons Stuhl.

Aus dem Buche, Der arme Chatterton, Geschichte eines Wunderkindes

*

BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Vollständige Verlagsverzeichnisse, sowie Sonderverzeichnisse einzelner Werke, der Insel-Bücherei und der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

IM JAHRE 1928 SIND NEU ERSCHIENEN:

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: RAINER MARIA RILKE. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.
Es ist über Rainer Maria Rilke noch nie so Außerordentliches und Aufschlußreiches gesagt worden, wie in dieser aus einer wundervollen Verbindung von Erinnerungen und Briefen entstandenen Deutung seiner körperlichen und geistigen Existenz durch die mit ihm nahezu drei Jahrzehnte lang in Freundschaft verbundene Frau.

BERTRAM, ERNST: STRASSBURG. Ein Gedichtkreis. *Dritte, vermehrte Auflage.* In Pappband M 5.—.
Vorzugsausgabe: 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament (Handband) M 30.—.

BILLINGER, RICHARD: DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; gebunden M 3.—.

CABELL, JAMES BRANCH: JÜRGEN. Eine Komödie von der Gerechtigkeit. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 10.—.
Die Geschichte des Pfandleihers, der auszog, die Gerechtigkeit zu suchen, ist eine Lebensdeutung von tiefdringender Kraft: die scheinbar spielerisch gefügte, aber von Ironie funkelnde Mythe wächst ins Legendenhafte. Amerika hatte das Buch anfangs verboten; in Europa wird man es unter die großen Schöpfungen einreihen, die von Bestand sind.

CAROSSA, HANS: VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. In Leinen M 6.—.
Wie schon die „Kindheit" Carossas zu den edelsten Büchern unserer heutigen Prosa gehört, wird auch diese Spiegelung des zweiten Lebensjahrzehntes, emporgehoben über das bloße Einzelerlebnis, als das gereifte und meisterliche Werk eines wahrhaft großen Dichters gepriesen werden.

CORTI, EGON CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1730–1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 11.–15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830–1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DURTAIN, LUC: VIERZIGSTE ETAGE. Drei Novellen. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

DUHAMEL, GEORGES: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilhelm Friedmann.* In Leinen M 5.50.

Ein Problemroman, eine Auseinandersetzung mit der Seelenlage geistiger Menschen nach dem Kriege! George Duhamel gibt mit diesem Werke einen neuen Beweis seiner geistigen und künstlerischen Führerschaft.

FRANK, LEONHARD: KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50.
Erscheint anläßlich der Uraufführung im Berliner Staatstheater.

GERSTENBERG, KURT: HANS MULTSCHER. Mit 174 Abbildungen. In Leinen M 18.—.
Der Name des Malers und Bildhauers Multscher beginnt langsam berühmt zu werden; hier legt der Hallenser Kunsthistoriker die erstaunliche Fülle eines bisher völlig unbekannten Materials vor und zeigt zum ersten Male zahlreiche neu aufgefundene Werke aus der Schule des großen Meisters.

GIRAUDOUX, JEAN: EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.
„Eglantine“ ist der Roman eines modernen jungen Mädchens zwischen zwei Alten. Doch keine Susanne, die vom Alter versucht wird, sondern ein Mädchen der letzten Generation, das infolge seiner natürlichen Anlage, seines Triebs nach Wirklichkeit in den Alten das Beständige einer schwankenden und veränderlichen Welt sucht. Giraudoux hat den ganzen Zauber seiner exakten Phantasie, seinen verblüffenden Reichtum an geistigen Beziehungen über die Gestalt des jungen Mädchens gebreitet, das als ein neuer Typus den klassischen und romantischen Heroinen der großen Literatur sich würdig anreiht.

GRIMMELSHAUSEN, H. J. CHR. VON: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HARDY, THOMAS: DER ANGEKÜNDIGTE GAST. Erzählung. Mit 13 Zeichnungen von *Alfred Kubin.* Vorzugsausgabe in 120 numerierten und vom Künstler signierten Exemplaren auf handgeschöpftem Büttenpapier. In Interimsband M 22.—; in Halbpergament M 26.—; in Maroquinleder M 60.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der neu gegründeten Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens.* Nr. 1–75 auf Japanpapier, vom Dichter signiert, mit der Hand in Maroquinleder gebunden (vergriffen). Nr. 76–200 auf holländischem Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

HORN, ALFRED ALOYSIUS: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Herausgegeben von *Ethelreda Lewis*. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy*. Übertragen von *Helen Fanta-Stutz*. In Leinen M 7.—.

„Dies ist ein ganz erstaunliches Buch und hat mehr Würze als irgendeines, das man finden könnte, wenn man einen ganzen Tag lang durch die Buchläden wandert." Mit diesen Worten hat Galsworthy das Erscheinen eines Buches begrüßt, das in kurzer Zeit eines der meist gelesenen Bücher und dessen Verfasser in England und Amerika eine der populärsten Persönlichkeiten geworden ist.

KASSNER, RUDOLF: NARCISS ODER MYTHOS UND EINBILDUNGSKRAFT. In Leinen M 6.—.

Mit Narziß setzt Kaßner den Schlußstein an seine physiognomische Weltschau. Narziß beantwortet die Frage, wie Einbildungskraft und Maß zusammengehen. Denn für Kaßner ist die Einbildungskraft eine zentrale Kraft der Seele, der Magie verwandt. Daran schließen sich Essays über Pascal, Sterne, Gogol, Rilke, Thomas Mann, in denen immer wieder das eine große Thema oder Motiv: Die Verbindung von Einbildungskraft und Maß, abgewandelt wird.

KERNER, JUSTINUS UND SEIN MÜNCHENER FREUNDESKREIS. Eine Sammlung von Briefen. Herausgegeben von *Franz Pocci*. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

Graf Franz Pocci übergibt mit diesem Buch der Öffentlichkeit eine stattliche Reihe von bisher unbekannten Briefen des schwäbischen Dichters, Arztes und Mystikers Justinus Kerner. Sie sind gerichtet an die Könige Ludwig I. und Max II., den Prinzen Adalbert von Bayern, den Grafen Wilhelm von Württemberg, an Franz Pocci, den Dichter der Kasperle-Stücke, an Breslau, Ringseis, Martius und Geibel. Den Anhängern des Okkultismus mag es ein besonderer Reiz sein, zu erfahren, wie Kerner eine wissenschaftliche Grundlegung des Okkultismus versucht.

KATALOG DER SAMMLUNG KIPPENBERG. (Goethe–Faust–Alt-Weimar.) Zweite Ausgabe. Mit 70 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. 600 numerierte Exemplare. Zwei Bände und ein Registerband. In Halbleder M 160.—.

In dieser neuen Ausgabe des Kataloges ist eine Art Kompendium der Goethezeit geschaffen worden, das nicht nur Sammlern unentbehrlich sein sollte, sondern auch vielen Liebhabern des schönen Buches Freude machen wird. Die vielen Tafeln geben u. a. wieder: Handschriften von Goethe, Schiller, Mendelssohn, Beethoven, Herder, Marianne v. Willemer, Minchen Herzlieb, Corona Schröter, Wieland; Handzeichnungen Goethes und Chodowieckis; Büsten, Medaillen, Plaketten; seltene Einblattdrucke, Silhouetten u. a. m.

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Siebenter Band. Mit 8 Bildtafeln. In Halbleinen je M 6.—.

Der Band enthält u. a. einen umfangreichen Aufsatz von Romain Rolland über Goethe und Beethoven.

KÖNNECKE, GUSTAV: QUELLEN UND FORSCHUNGEN ZUR LEBENSGESCHICHTE GRIMMELSHAUSENS. Herausgegeben von *J. H. Scholte.* Zwei Bände. Geheftet M 24.—; in Leinen M 30.—.

Wie nur je bei einem Klassiker unserer Sprache sind hier Leben und Werke dieses Dichters von ihren Wurzeln an in allen ihren Verzweigungen bloßgelegt worden; eine ungeheure Aufgabe, deren Sichtbarwerdung der greise Verfasser leider nicht mehr erleben sollte. Der beste lebende Kenner Grimmelshausens, Dr. J. H. Scholte, hat mit höchster Pietät die Herausgabe des Werkes geleitet.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: DIE FRAU, DIE DAVON RITT. Novellen. Übertragen von *Else Jaffe-Richthofen.* In Leinen M 7.—.

Lawrence, der als einer der stärksten Dichter Englands gilt, hat mit den sechs Novellen dieses Bandes dort vor kurzem einen großen Erfolg erzielt. Wie immer für Lawrence ist die Beziehung zwischen Mann und Frau der Mittelpunkt, diesmal behandelt er das Thema gedämpft, in den breiten Lebensstrom hineingestellt. In „der Frau, die davon ritt", ist das Problem ganz vom Persönlichen gelöst, der Opfertod der weißen Frau bei dem versprengten Aztekenstamm ins mystisch Allgemeingültige erhoben. Diese letzte Novelle allein schon macht Lawrence zu einer bleibenden Gestalt in der europäischen Literatur.

MADOL, HANS ROGER: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

Die Geschichte des Potsdamer Uhrmachers Naundorff, dessen Nachkommen heute in Frankreich den Namen Bourbon tragen, ohne die Anerkennung ihrer Legitimität erreicht zu haben, ist ein Roman, wie ihn erregender und spannender kein Dichter erfinden könnte.

MAURIAC, FRANÇOIS: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer.* In Leinen M 5.50.

Diese Therese Desqueyroux, eine „Wölfin hinter dem Gitter der Familie", ist die tödliche Feindin des Mannes aus der Gebundenheit an ihn, sie ist der Explosivstoff unter den spießbürgerlichen Großagrariern, die, um die Untadeligkeit des Namens zu wahren, vergeblich sie zu bändigen versuchen.



MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Aus dem Französischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 5.50.
„Wenn man, ohne irgend etwas von Shelleys Dichtungen zu kennen, dieses wundervolle Buch liest, in dem nichts über Shelleys Dichtungen gesagt wird: so weiß man mit intuitiver Klarheit, wie Shelley gedichtet hat – und vielleicht auch, daß seine Persönlichkeit und sein Leben uns mehr als seine Dichtung bedeuten. Diese dichterische Darstellung einer innerlich immer reinen und von außen immer mit Schmutz beworfenen Persönlichkeit ist ein Erlebnis, das nur vollendete schriftstellerische Meisterschaft dem Leser bereiten kann.“

MITIS, OSKAR FREIHERR VON: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

Die wahre Gestalt des Legendenprinzen. Der letzte Freidenker am Habsburger Hof. Briefe und Schriften aus seinem Nachlaß. Eine Fülle des Neuen über das Deutschtum und den Orient, Franz Joseph, Elisabeth, Ludwig von Bayern, Johann Orth, Bismarck, Clemenceau, den damaligen Prinzen von Wales. Die erste authentische Quelle über das Drama von Mayerling.

MORAND, PAUL: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

In diesem Roman voller Spannung, getränkt mit Geist und feinster Ironie, wird in Schicksal und Erlebnissen eines in Europa und Amerika wandernden indischen Prinzen die Krisis des Abendlandes von einem Dichter dargestellt.

PENZOLDT, ERNST: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

Hier schreibt ein junger Dichter das ergreifende Lebensschicksal des armen Dichters Chatterton nieder. Er beschwört mit magischer Kraft in einer edlen, durchaus dichterischen Sprache vergangene Zeiten, verloschene Gestalten. Was aber diese Dichtung im Besonderen auszeichnet, ist die im deutschen Schrifttum so seltene Vereinigung des Tragischen und des Humorvollen zu einer organischen Schöpfung.

POCCI, CATHARINA: AGNES. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Gebunden M 3.—.

Die Konfession eines jungen Mädchens – niedergeschrieben kurz vor dem selbstgewählten Tode – für den imaginären Geliebten. Ein Buch, das in Frankreich bei seinem Erscheinen Aufsehen erregt hat.

RILKE, RAINER MARIA: ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke“.

Die hier vereinigten Novellensammlungen „Am Leben hin“, „Zwei Prager Geschichten“, „Die Letzten“, sowie die kleinen Prosawerke aus meist verschollenen Zeitschriften zeigen den Dichter im Ringen um die Vertiefung seines seelischen Gehalts und seiner Ausdrucksmittel. Wir verehren in diesen Prosawerken Rilkes die Vorboten seiner späteren Größe.

SCHAEFFER, ALBRECHT: MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.
Inhalt: Zwillingsbrüder – Der Schmied – Vom Fäßchen, Vom gelöschten Namen, Vom goldenen Griffel und den wissenden Füßen – Christacker – Herschel und das Gespenst – Der höllische Sebastian – Die Geige – Drei Menschen – Orest und die Eumenide – Gotteswand – Vollkommenheit – Der Apfel vom Baum der Erkenntnis.

SPUNDA, FRANZ: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

Franz Spunda hat in mehrwöchiger Wanderung sämtliche Klöster auf der Athos-Halbinsel besucht. Seine Kenntnis des Neugriechischen ermöglicht es ihm, im Gespräch mit Mönchen die bisher unveröffentlichten Legenden zu sammeln, die aus der gläubigen Inbrunst der Herzen und der paradiesischen Schönheit der Landschaft erblüht sind.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

„Unter allen Büchern Stendhals halte ich dies Buch für das feinste und anmutigste.“ *André Gide.*

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

„Hier ist kein Satz ohne Glanzlicht. Alles Unbeträchtliche ist von Schurig gestrichen: jede Perle ist gerettet. In bequemstem Taschenformat erhält man über 700 Seiten geistige ‚Sachlichkeit‘. Dies Buch im Reisekoffer erspart uns für Wochen alle weitere Lektüre.“ Frankfurter Zeitung.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.
Nach jahrelanger Arbeit liegt das gewaltige Übersetzungswerk nun abgeschlossen vor. Diese vollständigste aller deutschen Übertragungen umfaßt über 5000 Seiten; ein Nachwort des Übersetzers über die Geschichte der berühmten Sammlung bildet den Schluß des sechsten Bandes.

TIMMERMANS, FELIX: PIETER BRUEGEL. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens.* In Leinen M 7.—.
Der neue Roman vom Dichter des „Pallieter".

VALÉRY, PAUL: REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer.* Gebunden M 3.—.

„Ein kleines Meisterwerk architektonischen Aufbaues und klarer Gedankenstruktur, und eine prachtvoll gelungene Lösung des Problems der gesprochenen Rede: die Mittellage der Plauderei zu halten, ohne die Höhenlage eines dichterisch-metaphysischen Weltbildes preiszugeben."
Willy Haas.

VETTER, AUGUST: FRÖMMIGKEIT ALS LEIDENSCHAFT. Eine Deutung Kierkegaards. In Leinen M 9 —.

Vetter versucht Kierkegaards „Frömmigkeit aus Widersinn, aus Leidenschaft" zu erklären und mit Nietzsches Antichristentum zu vergleichen. Nietzsches Übermensch und Kierkegaards Ausnahmechrist, der Schaffende und der Leidende, sind ihm zusammengehörige Ausstrahlungen des Menschen der Gegenwart, der sich aus zerfallender Gemeinschaft als der „Einzelne" erhebt.

WOOLF, VIRGINIA: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher.* In Leinen M 6.50.

Der Tag einer Dame der Londoner Gesellschaft wird hier gegenwärtig, und dahinter die Stadt selbst mit einer zuvor nie erreichten Eindringlichkeit. Der Selbstmord eines kleinen Angestellten und die Abendgesellschaft einer Lady – was haben sie miteinander zu tun? Aber die zwingende Verknüpfung scheinbar völlig fremder Schicksalsfäden gibt dem Roman seinen besonderen Reiz.

ZWEIG, STEFAN: DREI DICHTER IHRES LEBENS. (Casanova – Stendhal – Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.

„Das neueste Buch von Stefan Zweig. Gegenstand dieser mit psychologischer und sprachlicher Meisterschaft geformten Bildnisreihe ist jener Typus des sich selbst zugewandten Künstlers, der mit seinem Schaffen vor allem sich selbst autobiographisch zur Anschauung bringt. Casanova stellt die unterste, die bloß sachlich naive Stufe solcher „Dichter ihres Lebens" dar, Stendhal die psychologische, Tolstoi die höchste, die ethisch-religiöse, und dieser plastisch gegebene Vergleich so markanter Individualitäten eröffnet das ganze, noch unerschlossene Problem der Möglichkeiten und Grenzen jeder irdischen Selbstdarstellung.

VOR 1928 SIND ERSCHIENEN:

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER. MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen alter und neuer Künstler. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.80.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—; in Halbleder M 20.—.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). Geheftet M 8.—; in Leinen M 12.—.

ANDERSON, SHERWOOD: DER ARME WEISSE. Amerikanischer Roman. Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.50.

— **DAS EI TRIUMPHIERT.** Amerikanische Novellen. Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.50.

— **DER ERZÄHLER ERZÄHLT SEIN LEBEN.** Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 8.50.
„Sherwood Anderson ist ein Dichter vom Schlage Hamsuns, ein neuer Stern am Himmel der Weltliteratur, der sich nicht nur den Amerikanern, sondern auch bald den Deutschen gezeigt hat.“ *Hamb. Fremdenbl.*

BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Jeder Band in Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.
Jeder Band ist einzeln lieferbar; Sonderverzeichnisse stehen zur Verfügung.

— **DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN,** genannt **CONTES DROLATIQUES.** Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.



BALZAC, HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt **CONTES DROLATIQUES.** Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

— **PHYSIOLOGIE DER EHE.** Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragung von *Heinrich Conrad.* 14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—.

BÉDIER, JOSEPH: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding.* 18. Tausend. In Leinen M 5.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* Mit 84 Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* 22. Taus. In Lein. M 6.50; in Schweinsled. M 16.—.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler* Eingeleitet von *André Jolles.* Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10; in Leder M 17.—.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion.* 9. Tausend. Sechs Bände. In Pappbänden M 32.—; in Halbpergament M 48.—.

Ein Seitenstück zu Tausendundeine Nacht, minder üppig vielleicht im Fabulieren und in sinnlicher Fülle, aber besinnlicher, bedeutsamer mit kluger Lehre durchwürzt ... Volksgeschichten, Brot und Wasser des Tages nennt sie der „Sammler", und darum den Tag überlebend.

BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern (995 Seiten). In Leinen M 12.—.

„Der Untergang des alten Österreich in den Jahren 1913—1919, geschildert und empfunden mit den Sinnen und Nerven eines wahren Dichters ... Wundersame Verstrickungen der Menschenleben eines kleinen Kreises des Wiener Bürgertums sind mit inniger Sorgfalt gedacht; mit zartestem Kolorit zeichnet Braun die Gestalten, und eine Sprache, die reichsten Wortschatz und blühende Schönheit ihr eigen nennt, umfängt den Geist des Lesers."

— **DAS INNERE LEBEN.** Gedichte. In Leinen M 7.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig.* Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—; in Halbleder M 8.—.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.
— **RUMÄNISCHES TAGEBUCH.** 6. Tausend. In Leinen M 6.—.
— **DOKTOR BÜRGERS ENDE.** Letzte Blätter eines Tagebuchs. 4. Tausend. In Leinen M 3.50.
— **GEDICHTE.** 4. Tausend. In Pappband M 4.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier, unter Benutzung der anonymen Ausgabe von 1837 besorgt von *Konrad Thorer*. Mit einem Essay von *Turgenjeff*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V*. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

DE COSTER, CHARLES: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 44. Tausend. In Leinen M 4.50.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

DICKENS, CHARLES: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von *Cruikschank*, *Cattermole*, *Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—; in Leder M 108.—.

Hiervon erschienen als Einzelausgaben:

DAVID COPPERFIELD. — DER RARITÄTENLADEN. — DIE PICKWICKIER. — MARTIN CHUZZLEWIT. — NIKOLAUS NICKLEBY. — OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN.
Jeder Band in Leinen M 9.—; in Leder M 18.—.

DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel*. 31.–35. Tausend. Drei Bände. In Leinen M 13.50.

— **AUS EINEM TOTENHAUSE.** 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

— **SCHULD UND SÜHNE** (Raskolnikow). 36.–40. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 4.50.

— **DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN.** 26. Tausend. In Leinen M 4.50.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

FRANK, LEONHARD: DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. In Leinen M 6.—.

„Dieser Roman ist süß wie eine köstliche Frucht, er hat ihre Herbe und Süße und die ganze Schönheit ihrer naturhaften Bildung."
Fritz Gaupp in der Vossischen Zeitung.

— **DIE RÄUBERBANDE.** Roman. 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **DIE URSACHE.** Roman. 20. Tausend. In Halbleinen M 3.50.

FREYTAG, GUSTAV: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe. Herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 20.—; in Leder M 32.—.

FRIEDENTHAL, RICHARD: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

„Jede dieser Novellen erhebt ein Leben zum Schicksal, und jede zwingt uns, dies fremde und erfabelte wie ein eigenes mit erschüttertem Anteil mitzuerleben." *Stefan Zweig.*

GIRAUDOUX, JEAN: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. In Leinen M 5.50.

Bella ist eine wundervoll einfache Liebesgeschichte zeitloser Art, dabei vollgesogen mit der politischen Wirklichkeit des letzten Jahrzehnts. Es war in Frankreich vom Tage des Erscheinens des Romans an kein Geheimnis, wer hinter den beiden feindlichen Familien Rebendart und Dubardeau zu suchen sei; sogleich nannte man die Namen Poincaré und Berthelot.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles.* Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 22.—; in Schweinsleder M 30.—.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf.* Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 275.—.

Diese Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Der Text umfaßt 15000 Seiten. Die Bände sind auch einzeln ohne Bandbezeichnung lieferbar.

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

Diese beiden Ausgaben bilden zugleich die Ergänzungsbände zu der siebzehnbändigen Gesamtausgabe.

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt.* 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

— **ITALIENISCHE REISE.** Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum.* (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

— **FARBENLEHRE.** Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen.* In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

— **DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER.** Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki.* Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

BETTINAS LEBEN UND BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund des von *Reinhold Steig* bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 9.50.

Dadurch, daß der Herausgeber auf fast 200 Seiten eine seelische Biographie Bettinas voranstellt, ist es ihm gelungen, den Briefwechsel rein und schlackenfrei wie einen künstlerischen Dialog auf den Leser wirken zu lassen. Das Rätsel, das uns die dämonische Gestalt Bettinens so lange aufgegeben hat, findet hier seine endgültige Lösung.



DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M 9.—; in Halbpergament M 12.—.

HEINE, HEINRICH: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 16.—.
Auf 1000 Seiten vereinigt dieser Band das gesamte lyrische Werk Heines.

— **BUCH DER LIEDER.** Taschenausgabe. 54. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.—.

HENSEL, SEBASTIAN: DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729 bis 1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M 16.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALI-KARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.
„*Die Welt wird des Herodot so wenig satt werden wie der Geschichten des Alten Testaments.*" *Ulrich v. Wilamowitz.*

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 50. Tausend. In Leinen M 4.—; in Halbleder M 7.—.

— **DREI ERZÄHLUNGEN.** Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

HÖLDERLIN; SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

HUCH, RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

— **DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.** Drei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 24.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

HUCH, RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. Neue wohlfeile Ausgabe (14. Tausend). In Leinen M 3.50.

— DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. 7. Tausend. In Leinen M 7.—.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 10. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve". 28. Tausend. In Leinen M 8.50.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 12. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 10. Tausend. In Leinen M 8.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. 33. Tausend. In Leinen M 8.50; in Leder M 16.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 15. Tausend. In Leinen M 9.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.—.

KELLER, GOTTFRIED: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 21. Tausend, In Leinen M 5.—; in Leder M 12.—.

KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael.* In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.



LACLOS, CHODERLOS DE: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 48. Tausend. In Leinen M 4.50.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt; in Leinen M 7.50.

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

„Viele gute Stunden habe ich in diesem Buche gelesen, dessen Berichte wie holde Märchen klingen, da sie das Höchste und Liebenswerteste zum Gegenstand haben, was Deutschland hervorgebracht hat: Mozart.“
Hermann Hesse.

MUNK, GEORG (PAULA BUBER): IRREGANG. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

„Irregang“ ist einer der dichterischsten Frauenromane, die seit Ricarda Huch geschrieben wurden. Sprachgewalt, Landschaftsverdichtung und eine innere Melodik vereinen sich hier in ganz seltenem Maße zu einer in sich geschlossenen Dichtung, die noch dazu von einer unmittelbar fühlbar werdenden Lebensechtheit erfüllt ist. Orplid.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 25. Tausend. In Leinen M 5.50.

— BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Neue Ausgabe. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. In Leinen M 12.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. Fünfte Auflage. In Leinen M 12.—.

PRÉVOST D'EXILES, ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding. Fünfte Auflage.* In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797, in Halbleder M 14.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. 11.–15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der *Preußischen Meßbildanstalt.* In Halbleinen M 8.—.

RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.
Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stundenbuch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

— **ERSTE GEDICHTE.** 19. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **DIE FRÜHEN GEDICHTE.** 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DAS BUCH DER BILDER.** 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DIE NEUEN GEDICHTE.** Beide Teile in einem Bande. 23. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **DAS STUNDEN-BUCH.** 65.–75. Tausend. In Halbleinen M 5.—.

— **DIE SONETTE AN ORPHEUS.** In Pappband M 3.50.

— **DUINESER ELEGIEN.** In Leinen M 4.—.

— **GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT.** 37.–39. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE.** 23.–25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— **AUGUSTE RODIN.** Mit 96 Bildtafeln. 46.–48. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt.* In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand.* Übertragen von *Arthur Schurig.* Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Leinen M 20.—; in Halbleder M 24.—; in Leder M 32.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M 6.50; in Halbleder M 10.—.

— **DER GOLDENE WAGEN.** Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.

— **ELLI ODER SIEBEN TREPPEN.** Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— **DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE.** Roman. In Leinen M 6.—.

— **GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS.** Eine Erzählung. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 5.50.

— **HELIANTH.** Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— **JOSEF MONTFORT.** Roman. 14. Tausend. In Leinen M. 7.50.

— **PARZIVAL.** Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— **DAS PRISMA.** Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

SCHEFFLER, KARL: ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 15. Tausend. In Leinen M 16.—.

— **DER GEIST DER GOTIK.** Mit 103 Vollbildern. 40. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— **PARIS.** Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

— **DER JUNGE TOBIAS.** Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 8.50.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHNEIDER, EDUARD: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher.* Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

SCHOPENHAUER: WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach, Max Brahn* und *Hans Henning.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

SCHULZE-MAIZIER, FRIEDRICH: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

SCHWAB, GUSTAV: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 8. Tausend. In Leinen M 12.—.

SHAKESPEARE: MEISTERDRAMEN in sechs Bänden. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von *Max J. Wolff*. In Leinen M 28.—; in Halbleder M 38.—.

STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten – Plastik – Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— **VON DER LIEBE.** Übertragen von *Arthur Schurig*. 13. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— **ROT UND SCHWARZ.** Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— **DIE KARTAUSE VON PARMA.** Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— **ZWÖLF NOVELLEN.** Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

STEVENSON, R. L.: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurerroman. Übertragen von *Franz Franzius*. In Leinen M 4.50.

STIFTER, ADALBERT: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen:

STUDIEN. (Erzählungen.) Zwei Bände. — **DER NACHSOMMER.** Roman. — **WITIKO.** Roman. — **BUNTE STEINE. NACHLESE.** Jeder Band in Leinen M 7.50; in Leder M 14.—.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

— **AUS DEM ALTEN WIEN.** Mit 28 Bildtafeln. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.



STRAUSS, DAVID FRIEDRICH: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 22.—; in weißem Schweinsleder M 40.—.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— **DIE LÖWENPRANKES.** Roman. In Halbleinen M 5.—.

— **DER VERBORGENE HERBST.** Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.
Diese schöne Auswahl ist besonders auch geeignet als Geschenk für jugendliche „Insel"-Freunde.

TAUSENDUNDEIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann*. 7. Tausend. Zwei Bände in der Ausstattung der sechsbändigen Ausgabe von 1001 Nacht. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 17. Tausend. In Leinen M 6.50.

— **PALLIETER.** Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 30. Tausend. In Leinen M 6.50.

— **DAS LICHT IN DER LATERNE.** Erzählungen. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. Mit Zeichnungen des Verfassers. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

— **DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG.** Roman. Übertragen von *Peter Mertens*. 16. Tausend. In Leinen M 6.50.

TOLSTOI, LEON.: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Leinen M 48.—; in Halbleder M 78.—.
Diese nunmehr vollständig abgeschlossene Tolstoi-Ausgabe umfaßt die sämtlichen dichterischen Werke Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina – Auferstehung – Krieg und Frieden – Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

VILLERS, ALEXANDER VON: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. In Halbleder M 14.—.
Einzeln erschienen:

— **ALBRECHT DÜRER.** Mit 80 Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. 24. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— **ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE.** Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— **ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN.** Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 5.50; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

WINCKELMANN, JOACHIM: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

ZOLA, EMILE: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

ZWEIG, STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 40. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— **AMOK.** Novellen einer Leidenschaft. 60. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— **VERWIRRUNG DER GEFÜHLE.** Drei Novellen. 75. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— **DREI MEISTER** (Balzac – Dickens – Dostojewski). 25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— **DER KAMPF MIT DEM DÄMON** (Hölderlin – Kleist – Nietzsche). 27. Tausend. In Leinen M 8.—.

— **MARCELINE DESBORDES-VALMORE.** Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— **JEREMIAS.** Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. Endgültige Ausgabe. In Leinen M 5.—.

— **GESAMMELTE GEDICHTE.** In Halbleinen M 6.50.



DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*.
Jeder Band mit 16 Bildtafeln, in Halbleinen M 9.—; in Halbleder M 12.—

Erste Reihe

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG.
DAS FRANKENREICH.
DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER.
DIE HOHENSTAUFEN.

Zweite Reihe

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER.
DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER.
ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN.
FÜRSTEN UND RITTER (Erschien 1928).

VIER-MARK-BÜCHER

Jeder Band in Leinen mit reicher Rückenvergoldung M 4.—; in Halbleinen M 2.60.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken. 29. Tausend.*

GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit 6 Silhouetten. *30. Tausend.*

DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster.* Mit einer Silhouette der Frau Rath. *63. Tausend.* (Nur in Leinen.)

WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann. 31. Tausend.*

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter. 14. Tausend.*

BRIEFE HEINRICH VON KLEISTS. Herausgegeben von *Friedrich Michael.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke. 20. Tausend.*

ADALBERT STIFTER: ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun.*

INHALT

DIE BILDER

Gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig
Kalendarium und Umschlag zeichnete Jan Tschichold

INSEL ALMANACH



AUF DAS JAHR

1930

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR 1930

IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört mans noch in späten Tagen:
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Goethe





JANUAR

1 NEUJAHR
2 DONNERSTAG
3 FREITAG
4 SONNABEND

★

5 SONNT. N. NEUJ.
6 EPIPHANIAS
7 DIENSTAG
8 MITTWOCH ☽
9 DONNERSTAG
10 FREITAG
11 SONNABEND

★

12 1. SONNT. N. EP.
13 MONTAG
14 DIENSTAG ○
15 MITTWOCH
16 DONNERSTAG
17 FREITAG
18 SONNABEND

★

19 2. SONNT. N. EP.
20 MONTAG
21 DIENSTAG ☾
22 MITTWOCH
23 DONNERSTAG
24 FREITAG
25 SONNABEND

★

26 3. SONNT. N. EP.
27 MONTAG
28 DIENSTAG
29 MITTWOCH ●
30 DONNERSTAG
31 FREITAG



FEBRUAR

1 SONNABEND



2 4. SONNT. N. EP.
3 MONTAG
4 DIENSTAG
5 MITTWOCH
6 DONNERSTAG ☽
7 FREITAG
8 SONNABEND



9 5. SONNT. N. EP.
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG ○
14 FREITAG
15 SONNABEND

★

16 SEPTUAGESIMA
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 MITTWOCH
20 DONNERSTAG ☾
21 FREITAG
22 SONNABEND

★

23 SEXAGESIMA
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG ●





MÄRZ

1 SONNABEND

★

2 ESTOMIHI
3 MONTAG
4 FASTNACHT
5 ASCHERMITTW.
6 DONNERSTAG
7 FREITAG
8 SONNABEND ☽

★

9 INVOCAVIT
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG
14 FREITAG ○
15 SONNABEND

★

16 REMINISCERE
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 MITTWOCH
20 DONNERSTAG
21 FREITAG
22 SONNABEND ☾

★

23 OCULI
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG
29 SONNABEND

★

30 LAETARE ●
31 MONTAG





APRIL

1 DIENSTAG
2 MITTWOCH
3 DONNERSTAG
4 FREITAG
5 SONNABEND

★

6 JUDICA ☽
7 MONTAG
8 DIENSTAG
9 MITTWOCH
10 DONNERSTAG
11 FREITAG
12 SONNABEND

★

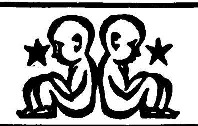
13 PALMARUM ○
14 MONTAG
15 DIENSTAG
16 MITTWOCH
17 GRÜNDONNERST.
18 KARFREITAG
19 SONNABEND

★

20 OSTERSONNT. ☾
21 OSTERMONTAG
22 DIENSTAG
23 MITTWOCH
24 DONNERSTAG
25 FREITAG
26 SONNABEND

★

27 QUASIMODOG.
28 MONTAG ●
29 DIENSTAG
30 MITTWOCH



MAI

1 DONNERSTAG
2 FREITAG
3 SONNABEND

★

4 MIS. DOMINI
5 MONTAG ☽
6 DIENSTAG
7 MITTWOCH
8 DONNERSTAG
9 FREITAG
10 SONNABEND

★

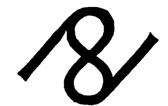
11 JUBILATE
12 MONTAG ○
13 DIENSTAG
14 MITTWOCH
15 DONNERSTAG
16 FREITAG
17 SONNABEND

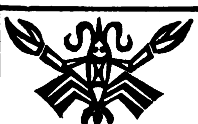
★

18 KANTATE
19 MONTAG
20 DIENSTAG ☾
21 MITTWOCH
22 DONNERSTAG
23 FREITAG
24 SONNABEND

★

25 ROGATE
26 MONTAG
27 DIENSTAG
28 MITTWOCH ●
29 HIMMELFAHRT
30 FREITAG
31 SONNABEND





JUNI

1 EXAUDI
2 MONTAG
3 DIENSTAG ☽
4 MITTWOCH
5 DONNERSTAG
6 FREITAG
7 SONNABEND

★

8 PFINGSTSONNT.
9 PFINGSTMONT.
10 DIENSTAG
11 MITTWOCH ○
12 DONNERSTAG
13 FREITAG
14 SONNABEND

★

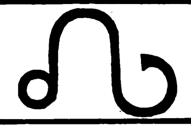
15 TRINITATIS
16 MONTAG
17 DIENSTAG
18 MITTWOCH
19 DONNERSTAG ☾
20 FREITAG
21 SONNABEND

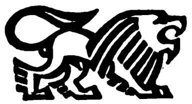
★

22 1. SONNT. N. TR.
23 MONTAG
24 DIENSTAG
25 MITTWOCH
26 DONNERSTAG ●
27 FREITAG
28 SONNABEND

★

29 2. SONNT. N. TR.
30 MONTAG





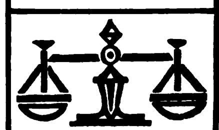
JULI

1 DIENSTAG
2 MITTWOCH
3 DONNERSTAG ☽
4 FREITAG
5 SONNABEND
★
6 3. SONNT. N. TR.
7 MONTAG
8 DIENSTAG
9 MITTWOCH
10 DONNERSTAG ○
11 FREITAG
12 SONNABEND
★
13 4. SONNT. N. TR.
14 MONTAG
15 DIENSTAG
16 MITTWOCH
17 DONNERSTAG
18 FREITAG
19 SONNABEND ☾
★
20 5. SONNT. N. TR.
21 MONTAG
22 DIENSTAG
23 MITTWOCH
24 DONNERSTAG
25 FREITAG ●
26 SONNABEND
★
27 6. SONNT. N. TR.
28 MONTAG
29 DIENSTAG
30 MITTWOCH
31 DONNERSTAG



AUGUST

1 FREITAG ☽
2 SONNABEND
★
3 7. SONNT. N. TR.
4 MONTAG
5 DIENSTAG
6 MITTWOCH
7 DONNERSTAG
8 FREITAG
9 SONNABEND ○
★
10 8. SONNT. N. TR.
11 MONTAG
12 DIENSTAG
13 MITTWOCH
14 DONNERSTAG
15 FREITAG
16 SONNABEND
★
17 9. SONNT. N. TR. ☾
18 MONTAG
19 DIENSTAG
20 MITTWOCH
21 DONNERSTAG
22 FREITAG
23 SONNABEND
★
24 10. SONNT. N. TR. ●
25 MONTAG
26 DIENSTAG
27 MITTWOCH
28 DONNERSTAG
29 FREITAG
30 SONNABEND
★
31 11. SONNT. N. TR. ☽



SEPTEMBER

1 MONTAG
2 DIENSTAG
3 MITTWOCH
4 DONNERSTAG
5 FREITAG
6 SONNABEND
★
7 12. SONNT. N. TR.
8 MONTAG ○
9 DIENSTAG
10 MITTWOCH
11 DONNERSTAG
12 FREITAG
13 SONNABEND
★
14 13. SONNT. N. TR.
15 MONTAG ☾
16 DIENSTAG
17 MITTWOCH
18 DONNERSTAG
19 FREITAG
20 SONNABEND
★
21 14. SONNT. N. TR.
22 MONTAG ●
23 DIENSTAG
24 MITTWOCH
25 DONNERSTAG
26 FREITAG
27 SONNABEND
★
28 15. SONNT. N. TR.
29 MONTAG ☽
30 DIENSTAG





OKTOBER

1 MITTWOCH
2 DONNERSTAG
3 FREITAG
4 SONNABEND
★
5 16. SONNT. N. TR.
6 MONTAG
7 DIENSTAG ○
8 MITTWOCH
9 DONNERSTAG
10 FREITAG
11 SONNABEND
★
12 17. SONNT. N. TR.
13 MONTAG
14 DIENSTAG
15 MITTWOCH ☾
16 DONNERSTAG
17 FREITAG
18 SONNABEND
★
19 18. SONNT. N. TR.
20 MONTAG
21 DIENSTAG ●
22 MITTWOCH
23 DONNERSTAG
24 FREITAG
25 SONNABEND
★
26 19. SONNT. N. TR.
27 MONTAG
28 DIENSTAG
29 MITTWOCH ☽
30 DONNERSTAG
31 FREITAG





NOVEMBER

1 SONNABEND
★
2 20. SONNT. N. TR.
3 MONTAG
4 DIENSTAG
5 MITTWOCH
6 DONNERSTAG ○
7 FREITAG
8 SONNABEND
★
9 21. SONNT. N. TR.
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG ☾
14 FREITAG
15 SONNABEND
★
16 22. SONNT. N. TR.
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 BUSSTAG
20 DONNERSTAG ●
21 FREITAG
22 SONNABEND
★
23 TOTENFEST
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG ☽
29 SONNABEND
★
30 1. ADVENT



DEZEMBER

1 MONTAG
2 DIENSTAG
3 MITTWOCH
4 DONNERSTAG
5 FREITAG
6 SONNABEND ○
★
7 2. ADVENT
8 MONTAG
9 DIENSTAG
10 MITTWOCH
11 DONNERSTAG
12 FREITAG ☾
13 SONNABEND
★
14 3. ADVENT
15 MONTAG
16 DIENSTAG
17 MITTWOCH
18 DONNERSTAG
19 FREITAG
20 SONNABEND ●
★
21 4. ADVENT
22 MONTAG
23 DIENSTAG
24 MITTWOCH
25 1. CHRISTTAG
26 2. CHRISTTAG
27 SONNABEND
★
28 S. N. WEIHN. ☽
29 MONTAG
30 DIENSTAG
31 SILVESTER

BRIEFE VON RAINER MARIA RILKE

An Auguste Rodin

Worpswede près Brême, le 1er août 1902

Mon maître,

Je vous ai écrit de Haseldorf, que le mois septembre je serai à Paris, pour me préparer à ce livre consacré à votre œuvre. Mais ce que je ne vous ai encore dit, c'est qu'il sera pour moi-même, pour mon travail (le travail d'écrivain ou bien de poète) un grand évènement de m'approcher de vous. Votre art est tel (je l'ai senti depuis longtemps) qu'il sait donner du pain et de l'or aux peintres, aux poètes, aux sculpteurs: à tous les artistes, qui vont leur chemin de douleur ne désirant autre chose que ce rayon d'éternité qui est le but suprême de la vie créante.
J'ai (tout jeune encore) commencé d'écrire et il y a déjà huit ou neuf livres de moi: des vers, de la prose, et quelques drames, qui, représentés à Berlin, n'ont trouvé que l'ironie de ce public qui aime l'occasion de montrer son dédain pour un homme solitaire.
C'est ma douleur, qu'il n'existe nulle traduction de mes livres, pour que je pourrais vous prier d'y jeter un seul regard; néanmoins je vous apporterai, quand je viendrai, l'un ou l'autre dans la langue originale, car j'ai le besoin de savoir quelques de mes confessions entre vos choses, dans votre possession, près de vous, — comme on met un cœur d'argent sur l'autel d'une martyre miraculeuse.

Toute ma vie s'est changée, dès que je sais, que vous êtes, mon Maître, et que le jour, où je vous verrai, est un (et peut-être le plus heureux) de mes jours.
C'est le sort le plus tragique des jeunes gens, qui devinent qu'il sera impossible pour eux de vivre sans être poète ou peintre ou sculpteur, qu'il ne trouve le vrai conseil, tout enfoncé dans un abîme de délaissement; car en cherchant un maître puissant, ils ne cherchent ni paroles, ni renseignements: ils demandent un exemple, un cœur ardent, des mains qui font de la grandeur. C'est vous qu'ils demandent.

An Clara Rilke

Paris, 11 Rue Toullier, am 5. September 1902

... Ich glaube, mir ist jetzt manches offenbar geworden neulich bei Rodin. Nach einem déjeuner, das nicht weniger unruhig und seltsam verlief wie das jüngst erwähnte, ging ich mit Rodin in den Garten, und wir setzten uns auf eine Bank, die wunderbar weit über Paris hinaussah. Es war still und schön. Die Kleine (es ist wohl doch Rodins Tochter), die Kleine war mitgegangen, ohne daß Rodin ihrer achtete. Das Kind schien es auch nicht zu erwarten. Es saß nicht weit von uns am Wege nieder und suchte langsam und traurig nach merkwürdigen Steinen im Kies. Manchmal kam sie heran, sah den Mund Rodins an, wenn er sprach, oder meinen, wenn ich gerade etwas sagte. Einmal brachte sie auch ein Veilchen. Sie legte es mit ihrer kleinen Hand schüchtern auf die Rodins und wollte es ihm irgendwie in die Hand legen, es irgendwie an dieser Hand befestigen. Aber die Hand war wie von Stein, Rodin sah nur flüchtig hin, sah darüber weg über die kleine scheue Hand, über das Veilchen, über das Kind, über diesen ganzen kleinen Augenblick der Liebe, mit Blicken, die an den Dingen hingen, welche in ihm immerfort sich zu formen schienen.

Er sprach von der Kunst, von den Händlern mit Kunst, von seiner einsamen Stellung und sagte sehr viel Schönes, das ich mehr empfand als verstand, weil er oft sehr undeutlich sprach und sehr rasch. Immer wieder kam er auf die Schönheit zurück, die überall ist für den, der sie recht versteht und will, auf die Dinge, auf das Leben dieser Dinge – de regarder une pierre, le torse d'une femme ... und immer, immer wieder auf die Arbeit. Seit die körperlichen, die wirklich schweren handwerklichen Arbeiten für etwas Niederiges gelten, – sagte er, hat die Arbeit überhaupt aufgehört. Ich weiß fünf, sechs Menschen in Paris, die wirklich arbeiten, vielleicht etwas mehr. Da auf den Schulen, was machen sie jahrelang – sie „komponieren". Dabei erfahren sie überhaupt nichts vom Wesen der Sachen. Le modelé (...) ich weiß, was es bedeutet: es ist die Art der Flächen, etwa im Gegensatz zur Kontur, das, was die Konturen alle ausfüllt. Es ist das Gesetz und die Beziehung dieser Flächen. Verstehst Du, es gibt für ihn nur le modelé... an allen Dingen, an allen Körpern, er löst es von ihnen los, macht es, nachdem er es von ihnen gelernt hat, zur selbstständigen Sache, d. h. zur Plastik, zum plastischen Kunstwerk. Darum ist ein Stück Arm und Bein und Leib für ihn ein Ganzes, eine Einheit, weil er nicht an Arm, Bein, Leib mehr denkt (das schiene ihm zu stofflich, verstehst Du, zu: novellistisch sozusagen), sondern nur an ein modelé, das sich schließt, das in gewissem Sinne fertig, abgerundet ist. Ungemein aufklärend in diesem Sinne war das Folgende. Die Kleine brachte das Gehäuse einer kleinen Schnecke, das sie im Kies gefunden hatte. Die Blume hatte er nicht bemerkt. – Dieses bemerkte er sofort. Er nahm es in die Hand, lächelte, bewunderte es, prüfte es und sagte plötzlich: Voilà le modelé grec. Ich verstand es gleich. Er sagte noch: Vous savez ce n'est pas la forme de l'objet, mais: le modelé... Dann fand sich noch ein anderes Schnecken-

gehäuse, zerbrochen und zerdrückt,...: – c'est le modelé gothique-renaissance, sagte Rodin mit seinem lieben reinen Lächeln!... Und was er meinte, war etwa: Es handelt sich für mich, d.h. für den Plastiker par excellence, nicht darum, die Farben oder die Konturen zu sehen oder zu studieren, sondern das, was die Plastik ausmacht, die Oberflächen. Die Art derselben, ob sie rauh oder glatt sind, glänzend oder stumpf (nicht in der Farbe, sondern im Wesen!). Die Dinge sind da untrüglich. Diese kleine Schnecke erinnert an die größten Werke griechischer Kunst: sie hat dieselbe Einfachheit, dieselbe Glätte, denselben inneren Glanz, dieselbe heitere und festliche Art der Oberfläche... Und darin sind die Dinge untrüglich! Sie enthalten am reinsten die Gesetze! Sogar die Bruchstellen einer solchen Muschel werden wieder von derselben Art sein, werden wieder modelé grec sein. Diese Schnecke bleibt immer ein Ganzes, was ihr Modelé anbetrifft, und das kleinste Stück Schnecke ist immer noch le modelé grec... Nun merkt man erst, welcher Fortschritt seine Plastik ist. Was muß das für ihn gewesen [sein], als er das zuerst fühlte, daß überhaupt noch niemand dieses plastische Grundelement gesucht hat! Er hatte es zu finden: tausend Dinge boten es ihm dar: vor allem der nackte Körper. Er hatte es umzusetzen, d.h. zu seinem Ausdruck zu machen, sich zu gewöhnen, alles durchs Modelé zu sagen und nicht anders. Siehst Du, hier ist der zweite Punkt dieses großen Künstlerlebens. Das erste war, daß er seiner Kunst ein neues Grundelement entdeckt hatte, das zweite, daß er vom Leben nichts mehr wollte, als sich ganz und alles Seine durch dieses Element auszudrücken. Er hat geheiratet, parceque il faut avoir une femme, wie er mir sagte (in einem andern Zusammenhange, nämlich als ich von Gruppen sprach, die sich zusammentun, von Freunden), und meinte, es käme doch nur bei einsamem Streben was heraus, da sagte er es, sagte: Non, c'est vrai, il n'est pas bien

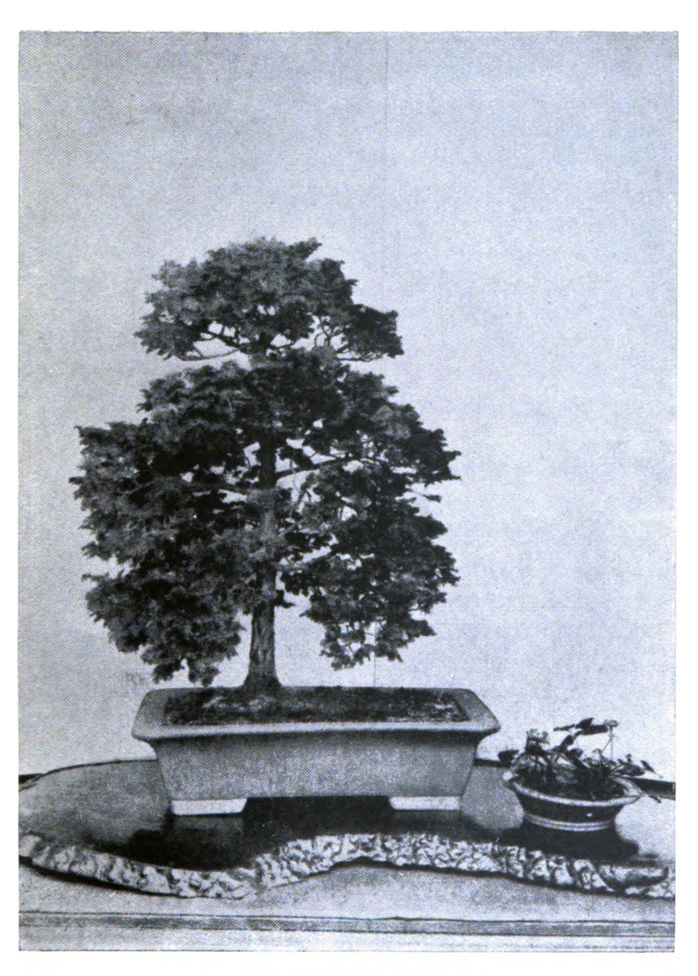
de faire des groupes, les amis s'empèchent. Il est mieux d'être seul. Peut-être avoir une femme – parcequ'il faut avoir une femme ... so etwa. – ... Er schwieg eine Weile und sagte dann, wunderbar ernst sagte er das: ..., il faut travailler, rien que travailler. Et il faut avoir patience. Man soll nicht daran denken, etwas machen zu wollen, man soll nur suchen, das eigene Ausdrucksmittel auszubauen und alles zu sagen. Man soll arbeiten und Geduld haben. Nicht rechts, nicht links schauen. Das ganze Leben in diesen Kreis hineinziehen, nichts haben außerhalb dieses Lebens. Rodin hat das so gemacht. J'y ai donné ma jeunesse, sagte er. Es ist sicher so. Man muß das andere opfern. Der unerquickliche Hausstand Tolstois, die Unbehaglichkeit in den Zimmern Rodins: das deutet alles auf dasselbe hin: daß man sich entscheiden muß, entweder das oder jenes. Entweder Glück oder Kunst. On doit trouver le bonheur dans son art ... so ungefähr sagte Rodin auch. Und das ist ja alles so klar, so klar. Die großen Menschen alle haben ihr Leben zuwachsen lassen wie einen alten Weg und haben alles in ihre Kunst getragen. Ihr Leben ist verkümmert wie ein Organ, das sie nicht mehr brauchen ...
... Rodin hat nichts gelebt, was nicht in seinem Werke ist. So wuchs es um ihn. So verlor er sich nicht, selbst in den Jahren, da Geldnot ihn zu unwürdiger Arbeit zwang, verlor er sich nicht, weil nicht Plan blieb, was er erlebte, weil er abends es gleich verwirklichte, was er bei Tage gewollt hat. So wurde immer alles wirklich. Das ist die Hauptsache, daß man nicht beim Träumen, beim Vornehmen, beim In-Stimmung-Sein bleibt, sondern immer mit Gewalt alles in Dinge umsetzt. Wie Rodin es getan hat. Warum ist er durchgedrungen? Nicht weil er Beifall gefunden hat. Seiner Freunde sind wenige, und er steht, wie er sagt, auf dem Index. Aber sein Werk war da, eine enorme, grandiose Wirklichkeit, über die man nicht weg kann. Damit hat er sich

Raum und Recht erzwungen. Man kann sich einen Mann denken, der das alles in sich gefühlt, gewollt hatte und auf bessere Zeiten gewartet hätte, um es zu machen. Wer würde seiner achten; er wäre ein alternder Narr, der nichts mehr zu hoffen hätte. Aber machen, machen heißt es. Und ist erst einmal etwas da, sind zehn, zwölf Sachen da, sind 60, 70 kleine Akte um einen, die man alle bald aus dem oder jenem Drang heraus gemacht hat, dann hat man schon ein Stück Land gewonnen, auf dem man aufrecht stehen kann. Dann verliert man sich nicht mehr. Wenn Rodin da unter seinen Dingen umher geht, da fühlt man, wie ihm von ihnen immerfort Jugend, Sicherheit und neue Arbeit zuströmt. Er kann nicht irre werden. Sein Werk steht wie ein großer Engel neben ihm und schützt ihn ... sein großes Werk! ...

An Ellen Key

Paris, 3 rue de L'Abbé de l'Epée, am 13. Februar 1903

... Sollte man vielleicht sich zu einem ruhigen Handwerk retten und nicht bange sein um das, was an Frucht tief in einem reift, hinter allem Rühren und Regen. Manchmal denke ich, es wäre ein Ausweg, weil ich immer mehr einsehe, daß für meine Art nichts schwerer ist und gefährlicher, als mit dem Schreiben Geld verdienen wollen. Ich kann mich so gar nicht zum Schreiben zwingen; und allein schon das Bewußtsein, daß zwischen meinem Schreiben und des Tages Nahrung und Notdurft eine Beziehung besteht, genügt, mir die Arbeit unmöglich zu machen. Ich muß aut das Klingen warten in der Stille, und ich weiß, wenn ich das Klingen dränge, dann kommt es erst recht nicht. (Es ist so selten gekommen in den letzten zwei Jahren.) Manchmal ist es da, dann bin ich der Herr meiner Tiefen, die sich auftun strahlend und schön und schimmernd im Dunkel; aber ich habe nicht den Zauberspruch getan, Gott tut



Japanische Topfpflanze

ihn, wenn es Zeit ist, und mir gebührt nur, geduldig zu sein und zu warten und meine Tiefen gläubig zu ertragen, die, wenn sie verschlossen sind, wie ein schwerer Stein sind viele Tage des Jahres. Aber das Leben kommt dann und will mich irgendwie benützen, mich und meinen Stein. Da werde ich immer ganz hilflos und bange und möchte ihn oft schon gerne verwenden, wie er ist, ohne an seine Tiefen zu denken. Aber auch das kann ich nicht; denn ich habe in schlechten Tagen nur tote Worte, und die sind so leichenschwer, daß ich mit ihnen nicht schreiben kann, nicht mal einen Brief. Ist das schlecht, schwach? Und doch will es Gott so bei mir...

An Lou Andreas-Salomé

Rom, Villa Strohl-Fern, am 15. Januar 1904

... Draußen, wo soviel Regen war, ist ein Frühlingsnachmittag, sind die Stunden irgendeines Frühlings, der vielleicht morgen nicht mehr sein wird, der aber jetzt ist wie von Ewigkeit her: so sehr im Gleichgewichte ist der leichte schlanke Wind, dem sich die Blätter nachbewegen, des Lorbeers glänzende Blätter und die unscheinbaren Blätterbündel in den Steineichen-Büschen, so getrost sind die kleinen rötlichen Knospen an den kaum leer gewordenen Bäumen, und so groß ist der Duft, der aufsteht aus dem lichtgraugrünen Narzissenfeld in meinem stillen Gartental, das ein alter Brückenbogen nachdenklich überspannt. Ich habe von meinem flachen Dach die schweren Reste des Regens gefegt und welke Eichenblätter zur Seite geräumt, und das hat mich warm gemacht, und nun, nach der kleinen wirklichen Arbeit, klingt mir das Blut wie in einem Baum. Und mir ist, zum allerersten Mal nach langer Zeit, ein ganz klein wenig frei und festlich zumut und so, als ob Du bei mir eintreten könntest...

...In Paris, bei Durand-Ruel, waren einmal, im Frühling des vorigen Jahres, antike Malereien ausgestellt, Wand-Bilder aus einer Villa in der Nähe von Boscoreale, die noch einmal gezeigt wurden, in ihrem trümmerhaften, unterbrochenen Zusammenhang, ehe der Zufall der Versteigerung sie ganz auseinanderriß. Es waren die ersten antiken Bilder, die ich sah, und ich habe hier keine schöneren wieder gesehen, und man sagt, daß selbst das Museum von Neapel keine besseren Malereien hat, aus jener fast ganz vergangenen Zeit, die so große Maler gehabt haben muß. Von diesen Bild-Bruchstücken war eines ganz und unverstört erhalten, obwohl es das größte und vielleicht empfindlichste war; auf diesem war eine Frau dargestellt, die ruhig sitzend mit ernstem, still getragenem Gesicht einen Mann anhörte, welcher leise und versunken sprach, zu sich und zu ihr sprach, mit jener dunklen Stimme, in welcher Schicksale, die gewesen sind, sich wie dämmernde Ufer spiegeln; dieser Mann hatte, wenn ich mich gut erinnere, die Hände auf einen Stab gelegt, zusammengelegt mit dem Stabe, an dem er lange gegangen war durch entlegene Länder; sie ruhten aus, während er sprach (wie Hunde sich schlafen legen, wenn ihr Herr zu erzählen beginnt und sie merken, daß es lange dauern wird –); aber obwohl dieser Mann schon tief in seiner Erzählung war, wohl auch noch ein großes Stück Erinnerung vor sich hatte (ebene Erinnerung, in welcher sich aber der Weg oft unversehens wandte), so wußte man doch, beim ersten Aufschaun schon, daß er der Gekommene war, der zu dieser ruhigen feierlichen Frau Gereiste, der Fremdling dieser hohen heimatvollen Frau: so sehr war noch des Kommens Art in ihm, wie es in der Strandwelle ist, immer noch, auch wenn sie sich schon flach, hellgläsern glänzend zurückzieht; die Hast war noch nicht ganz von ihm abgefallen, von der auch ein reiferer Wanderer nicht ganz frei ist, sein Gefühl war noch auf Unerwartetes und Wechseln-

des eingestellt, und das Blut ging noch in seinen Füßen, die, erregter denn die Hände, nicht schlafen konnten. So war Ruhe und Bewegung in diesem Bild nebeneinandergestellt, nicht als Kontrast, als ein Gleichnis vielmehr, als jene endliche Einheit, die sich langsam schloß wie eine Wunde, die heilte; denn auch die Bewegung war schon Ruhe, legte sich, wie der Schnee sich legt, welcher ruhig fällt, wurde Landschaft, wie er, wenn er sich über die Formen der Ferne breitet, und das Vergangene nahm nun, da es wiederkam, das Aussehen von Ewigem an und sah jenen Ereignissen gleich, welche das Leben der Frau ausmachten und verklärten.
Ich werde immer wissen, in welcher Art dieses große einfache Bild mich ergriff, welches so sehr Malerei war, weil es nur zwei Gestalten enthielt, und so bedeutend war, weil diese beiden Gestalten erfüllt waren mit sich selbst, schwer von sich selbst und zusammengefügt von einer Notwendigkeit ohnegleichen. Wie der Inhalt eingeborener Legenden in guten Bildern selbstverständlich ist, so begriff ich dieses Bildes Bedeutung im ersten Augenblick ...

Aus Rainer Maria Rilkes „Briefen aus den Jahren 1902—1906."

*

TSUNEYOSHI TSUDZUMI / GARTENKUNST IN JAPAN

Unter dem Ausdruck „Naturgestaltung" darf man nur die Gestaltung der landschaftlichen Natur verstehen, denn das Volk kannte bisher eigentlich den europäischen Begriff „Natur" nicht, der in dem Gegensatz „Natur und Mensch" oder „Natur im Menschen" charakterisiert ist. Die Leute auf den fernen Inseln sahen nur die schöne Landschaft und ließen sich nichts davon träumen, daß sie auch mit uns Men-

schen schädlichen, furchtbaren Mächten geschwängert sein könne. Sie schrieben die Naturkatastrophen, von der schönen Landschaft ganz getrennt, irgendwelchen dämonischen Wesen zu, so daß das harmlos optimistische Volk zum Beispiel selbst die Entstehung von Erdbeben sich so vorstellte, als ob ein Riesenwels tief in der Erde schliefe, zuweilen aufwachte und zuckte.

Man kann sich wohl denken, daß die Natur, wenn sie so von den schädlichen, unerfreulichen Seiten gereinigt wäre, für den Menschen unendlich schön sein müßte. Dies ist gerade bei dem japanischen Volk der Fall; es kannte nicht die geringste Furcht vor der Natur und gab sich ihr ganz vertraut hin. Es wollte die schöne Landschaft nicht bloß lieben, sondern auch verehren, was wir in bezug auf den schönen Berg Fuji und den gewaltigen Ontake gesehen haben. Nach unserem Glauben bildet die Landschaft den Geist des Menschen nach ihrem eigenen Charakter, sei er großartig oder lieblich, erhaben oder bescheiden.

Jedermann sehnt sich heutzutage nach der schönen Landschaft, wohl am meisten die Stadtbewohner, die ohnehin von der Natur zu entfernt leben, während die Landbewohner sie oft zu schätzen wissen. Bei dem Volk hat die Liebe zur Landschaft eine uralte Geschichte: vor tausend Jahren, wo selbst die Städte ganz ländlich waren, zeigte sich schon die unverkennbare Neigung für die landschaftliche Natur. Es gab vor einigen Jahrzehnten in Japan überall noch viele Wagenzieher, die ihre Gäste zur Besichtigung der Landschaft und anderer Sehenswürdigkeiten fuhren und, was dabei sehr charakteristisch war, obwohl schweißtriefend von der schweren Arbeit, begeistert die Schönheit der Landschaft lobten und kein Ende zu finden wußten. Es entspringt auch derselben Neigung, daß alle Japaner neben ihren Wohnungen Gärten in irgendeiner Form haben wollen, obwohl ihre Wohnräume dadurch vermindert und

beengt werden. Schiffe und besonders Kriegsschiffe werden mit den Namen von schönen Landschaften belegt. Solcher Beispiele kann man unzählige anführen.
Die Sehnsucht nach der schönen Landschaft hat in dem Geist des Volkes eine ideale Landschaft sich entwickeln lassen, die, aus wirklichen Landschaften zusammengesetzt, zustande gekommen sein muß und also sehr naturgetreu ist. Nur von dieser Tatsache her kann man die Eigentümlichkeit der japanischen Gartenkunst verstehen. Wie die Liebe für die Landschaft sehr alt ist, so ist es auch diese Kunst. Es gab schon am Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. eine Gartenkunst, die selbstverständlich sehr primitiv war, aber den eigentümlichen Charakter, den sie nie verloren hat, selbst in der frühesten Zeit besaß. Wie aber konnten Künstler jener Zeit mit ihrer einfachen Technik auskommen, wenn sie eine ideale Landschaft nachbilden wollten? Der einzige Weg war der Symbolismus. Ein kleiner Erdhügel zum Beispiel bedeutet ein hohes Gebirge, ein kleiner Teich vertritt Meer oder See, ein rieselndes Wasser erinnert an einen reißenden Bach, kurz, alles dient nur dazu, in dem Betrachter ein Phantasiebild der idealen Landschaft auszulösen.
Weil die japanische Gartenkunst die Natur zum Vorbild hat und sie nachahmt, nennt man sie in Japan eine naturalistische Kunst. Als naturalistische Kunst müssen wir jedoch viel mehr die sogenannte englische Gartenkunst ansehen, die danach strebt, einen Wald oder Bach so natürlich nachzugestalten, daß man ihn leicht mit einem wirklichen verwechseln kann, obgleich sie der Ordnung und Sauberkeit halber künstliche Zugaben doch nicht scheut. Die japanische Gartenkunst verfolgt zwar auch das Ziel, eine täuschende Natürlichkeit zu erreichen, aber sie legt einen so großen Wert auf die ideale Landschaft, daß sie deshalb manchmal jede Natürlichkeit entbehren läßt und

statt dessen zum Symbolismus übergeht. Der ungeheure Fortschritt ihrer Technik in späterer Zeit konnte daran nichts ändern; je weiter die Technik kommt, um so größer wird auch der Anspruch auf die Darstellung der idealen Landschaft. Noch einen anderen Umstand, der besonders dazu beigetragen hat, darf man nicht übersehen, nämlich den, daß das Vorbild zwar die Natur, aber eine idealisierte, wie schon gesagt, eine ideale Landschaft ist, die meistens einen wilden, gebirgigen Charakter hat. Selbst die Landbewohner können also einen Garten neben ihrem Haus nicht entbehren, denn ihre Sehnsucht nach der idealen Landschaft wird durch die sie umgebende gewöhnliche Natur nicht befriedigt.

Wenn die älteste Gartenkunst auch von China eingeführt wurde, so entwickelte das Volk doch bereits in der Heian- (794–1158) oder sogar schon in der Nara-Zeit (710–794) seine eigne, deren Eigentümlichkeit darin bestand, daß der Garten mit dem Wohnhaus verschmolz und ein Ganzes ausmachte. Man wollte in dem von Mauern begrenzten Raum eine sich in diesen nicht fügende große Landschaft darstellen, also sich um den Rahmen gar nicht kümmern, so daß man alles notgedrungen wesentlich verkleinern mußte. Diese unnatürliche Kleinheit im Maßstabe und überdies die so musterhaft einfache Darstellungsweise mußte folgerichtig durch etwas stark Natürliches ergänzt werden, denn der eigentliche Zweck dieser Kunst besteht darin, daß sie eine wirkliche Landschaft vor die Gedankenaugen führt, da die ideale Landschaft, besser gesagt, eine ideal schöne Landschaft und nichts weniger als ein Stück Natur ist. Dies geschah in der Technik der Teildarstellung, die geradezu die Methode der Naturnachahmung aufgenommen hatte. Man studierte zuerst genau die Natur, z. B. wie Steinblöcke am Meeresstrand wild verstreut lagen und in welcher Weise sie mit Sandbänken abwechselten. Man suchte diejenige

Stelle an Strömen oder Bächen zu finden, an welcher diese ihre charakteristische Eigenart am besten zeigten, und sie im Garten getreu nachzuahmen. Wenn man durch den Teich einen Sumpf darstellen wollte, so formte man eine seichte Bucht mit Rohr und Kalmus und verbarg die Punkte, wo das Wasser ein- und ausfloß, so daß das Ganze wie ein stehendes Wasser aussah. Man untersuchte, was für Arten von Bäumen und Sträuchern in einem Gehölz am Berge öfters beisammen zu finden sind, und wie die Erdfläche, worauf das Gehölz steht, aussieht, bemoost oder sandig, oder wie eine dunkle Erdoberfläche, teilweise aufgerissen, das sandige Innere zeigt. So müssen denn die Künstler Streifzüge in die Landschaft machen und alles Beobachtete bei ihren künstlerischen Schöpfungen verwenden. In dem ältesten Buch der Gartenkunst findet man, daß der Künstler schon in der damaligen Zeit in der Naturnachahmung ziemlich genau war. Bei der Bildung einer Insel etwa unterschied er: Berginsel, Feldinsel, Waldinsel, Strandinsel, Insel in Wolkenform, in Nebelform, Insel mit Sandküste, Deltainsel usf. Der Wasserfall hat verschiedene Fallweisen, wofür ich mir hier erlaube, die technischen Ausdrücke des Künstlers getreu zu verdeutschen: Gegenfall, seitlicher Fall, Sprungfall, Fall in Rautenform, Tuchfall, Fadenfall, Doppelfall, Fall nach links und rechts, schiefer Fall usw.; alles dies hat der Künstler bei der genauen Naturbetrachtung als ihre Eigentümlichkeiten gesammelt. Andererseits lehren die Vorschriften rein Ästhetisches, z. B. ein Wasserfall solle gegen den Mond gerichtet werden (Beleuchtung).
Die Gartenkunst in der frühesten Zeit (bis zum dreizehnten Jahrhundert) kann man demnach so beurteilen, daß sie in der Komposition – oder als Ganzes – symbolistisch und in ihren Teilen naturalistisch war, da der Künstler bei der Ausführung der symbolistischen Komposition seine haarfeine Naturnachahmung bruchstückweise verwendete.

Wie man leicht einsehen kann, ist aber nur ein ausgezeichnetes Talent imstande, die Natur sozusagen an ihren wirkungsvollen Punkten zu ertappen und zur Kunstschöpfung zu benutzen. Die Durchschnittskünstler schufen ihre Werke gewöhnlich nur nach den Rezepten der Meister. Diese Rezepte wurden, wie man das überall in der Kunstgeschichte finden kann, sehr leicht von ihnen mißverstanden oder nur oberflächlich verstanden, wodurch sie zu langweiligen Regeln entarteten. Die naturalistische Teildarstellung, die allein die Kunst lebendig machte, war auf diese Weise symbolistisch im schlechten Sinne des Wortes geworden. Dies wurde noch mehr übertrieben durch den Umstand, daß die Regeln der Gartenkunst durch die abergläubische Glückverheißerei, die zu jener Zeit Boden gewann, immer mehr belastet und andererseits folgerichtig von deren Standpunkt aus erläutert wurden.
Wenn ein fließendes Wasser, das einen Fluß darstellte, sich schlängelte, entsprach die Innenseite der Biegungsstelle nach dem Aberglauben dem Bauch der Schlange, und einem dort errichteten Wohngebäude war Glück beschert; umgekehrt sollte man an die Außenseite kein Haus stellen, um den Bewohner vor Übel zu bewahren. In der Nähe des Hauses durfte kein Stein liegen; besonders mußte man vorsichtig sein, einen großen mit der Spitze nach Norden oder Westen zu legen, da dies den Tod des Hausherrn in einem Jahre bedeutete. Indessen finden wir in den abergläubischen Vorschriften auch zugleich ästhetische: Steinchen neben dem Feldwege z. B. sollen wie eine flüchtige Herde aussehen, nämlich als ob einige entfliehen und andere sie verfolgen.

Aus dem illustrierten Werke
„Die Kunst Japans“ (1929).





Nivo-Statue. — Japanische Holzskulptur

FELIX TIMMERMANS / DIE GESCHICHTE DER STADT LIER

Bereits damals, als das Meer seine Wogen bis hierher trieb, wurde diese Gegend sehr geliebt, wenn nicht von den Menschen, dann eben von den Mammuts. Was sich hier alles im Laufe der Jahrhunderte ereignet hat, hat niemand gesehen – aber an einem schönen Sommertage floß die vielarmige Nethe durch ausgedehnte Schilffelder. Und wieder einige Jahrhunderte später erhob sich auf einem kleinen Hügel, eine Stunde von hier entfernt, das Schloß von Sankt Gommarus. – Nach ruhmreichen Feldzügen gegen die Mauren bekam Gommarus die Nichte Pipins des Kleinen zur Gattin und brachte sie nach Emblehem. Sie war ein böses Frauenzimmer, für ihn und für seine Hörigen, aber durch ihre Bosheit wurde er heilig. Wie er auch betete und sich alle Mühe gab, um seine Frau sanft und zärtlich zu machen – es nützte nichts. Zu diesem Zweck wollte er eine Wallfahrt unternehmen nach Rom, zu den Grabstätten der heiligen Apostel Peter und Paul. Auf einer kleinen Insel der Nethe erwartete er die anderen Herren, die sich an der Wallfahrt beteiligen wollten. Aber nun hatte einer seiner Soldaten dort einen Apfelbaum umgehackt, und der Bauer, dem der Baum gehörte, beschwerte sich bei seinem Herrn. Von einer himmlischen Eingebung getrieben, setzte Gommarus den abgehackten Stamm auf den Strunk, schlang seinen Gürtelriemen darum, und der Baum wuchs weiter ohne eine Narbe, als ob ihm nie etwas geschehen wäre. Eine himmlische Taube meldete ihm darauf, daß er nicht nach Rom gehen solle, glücklicherweise auch nicht mehr zu seiner Frau zurückzukehren brauche, sondern auf dieser kleinen Insel eine Kapelle bauen und dort ein frommes Leben führen möge. Er tat es mit feurigem Herzen, lebte dort vierzehn Jahre betend und fastend, tat noch viele

schöne Wunder und wurde in dieser Kapelle begraben. Seine Frau, die Grimmelda hieß, brach eines Tages beim Schlittschuhlaufen in die Nethe ein; ihr Kopf wurde von einer Eisscholle abgeschnitten, und im Winter sehen ihn die Bauern in Emblehem heute noch auf dem Eis tanzen. Sankt Gommarus wurde alsbald sehr verehrt, man flehte um seinen Beistand bei Brüchen und schlechten Ehen. Das Volk strömte aus allen Himmelsrichtungen herbei; das war eine günstige Gelegenheit für Händler, Bettler und Gaukler. Das erste Haus, das an der Nethe gebaut wurde, war eine Wirtschaft. Der Wirt, ein Schiffer, nannte seine Kneipe ‚De Lier‘ (Die Leier), nach dem Instrument, das er selbst gerne spielte und womit er seine Kundschaft beim Krug unterhielt. Erst eine Kapelle und dann eine Kneipe. Das ist der dichterische Ursprung von Lier und zugleich die Seele dieser Stadt: eine Kneipe neben der Kapelle. – Frömmigkeit und Sinnlichkeit nebeneinander. Beide ewig durchbraust von der festlichen, lyrischen Leier, dem Sinnbild der Dichter! ...

Lier hat seinen Roman, seine Geschichte. Eine Stadtgeschichte ist immer etwas prahlerisch, so auch die Geschichte der Stadt Lier. Und wen es interessiert, dem wird Frau Geschichte ferner mit Stolz erzählen, daß die Normannen hier das wenige, das kaum geboren war, zertrümmerten, daß Lierer sich an den Kreuzzügen beteiligten, daß viele Grafen, Herzöge und Barone hier Villen und Schlösser errichteten, Feste feierten und wahrhaftig Lier für ein Monako hielten. Die Herzöge von Brabant, die Johanns, hatten hier Jagdhäuser und einen Palast. Sie kamen nach Lier, um sich den Umzug der Riesen anzusehen, um die ‚gesunde Luft‘ zu genießen, Gedichte zu machen und zu sterben.

Die Lierer (oh, wie konnte Dante so etwas übersehen!) nahmen es auf für die Welfen gegen die Gibellinen, gegen



die Lütticher: ‚Viel Helden waren allzumal, zweitausend etwa an der Zahl, aus Löwen und aus Lier, sie tranken alle von einem Bier!'...
Da kommt schon das Bier! Und aus diesem Grunde vielleicht haben sich Tempelherren in Lier niedergelassen. Aber zwischen den Festlichkeiten, den Jahrmärkten, den feierlichen Umzügen und dem wachsenden Bierfrieden wogte der Glaube, glänzten Heilige, erhoben sich Türme, Klöster und Kapellen, und ein weißer Beginenhof an der Nethe.
Die Geißelbrüder von Lier ziehen nach Löwen, um sich das eigene Fleisch blutig zu hauen, aber sie bekommen dafür guten Wein zu trinken. Die Lierer waren tüchtige Armbrustschützen; wer am besten schoß, bekam das meiste Bier, und die schlauen burgundischen Fürsten gaben Bier, luden sie an ihren Tisch ein und nützten die Geschicklichkeit der Schützen aus, indem sie diese für sich Krieg führen ließen. Auf diesen Kriegszügen waren die Schützen üppig versehen, wie man in alten Papieren lesen kann; sie führten mit sich einen Vorrat Stockfisch, zwei Schweine, zwei Hammel, vier Ochsen, Rinder und Hühner, zweitausend Brote und fünfzehn Stein Butter, Fässer mit Pfeffer, Salz, Ingwer und Safran, sieben Töpfe mit Senf, vier Fässer Salzheringe, Blasebälge, einen ersten und einen zweiten Koch, zwei Aufwaschfrauen, zwei Näherinnen, Tischtücher, sieben Fässer Bier für den Durst und eine Anzahl Laternen. – Wer möchte da nicht Schütze sein? Bei ihrer Heimkehr wurde ein Fest gefeiert mit brennenden Pechfässern und langen Tischen, die sich bogen unter dem Reichtum der Speisen. Weder Krieg noch Seuchen konnten dieser Stadt ihren Frohsinn nehmen. Sämtliche burgundischen Fürsten wurden hier bei ihren feierlichen Einzügen so großartig empfangen mit Wein, Silber, Tuch und Hechten aus der Nethe, daß sie noch öfters mit einem großen

Anhang von Edelleuten zurückkehrten, um die ‚gesunde Luft‘ zu genießen, daß Philipp der Schöne hier seine Hochzeit feierte und man die Rechenkammer nach Lier verlegen ließ, um sie in der Nähe zu haben. Denn wer am dichtesten beim Ofen sitzt, wärmt sich am besten. Hier fanden dann auch die Sitzungen des Rates von Brabant statt. Auf diesen Ratsitzungen wurde wenig beraten, aber tüchtig gegessen, so daß Johann dem Vierten von Burgund, nachdem er sich zwei volle Tage lang diesen brabantischen Eßratsitzungen gewidmet hatte, vor überfülltem Magen der Atem in der Kehle stecken blieb. Sollte man das diesen Leutchen zutrauen, wenn man sie von den Primitiven so mystisch gemalt sieht? Die häufigen Besuche und der Aufenthalt dieser hohen Herrschaften brachte den Leuten eine gewisse Vornehmheit bei. Die reichen Stadtbewohner versuchten die Könige nachzuahmen, die kleinen Bürger machten es den Reichen nach, und man feierte Feste!
Dann kommt Kaiser Karl und später Philipp der Zweite nach Lier; sie stiften bunte Kirchenfenster, werfen kleine Münzen unters Volk, und die Feste werden noch üppiger und gewaltiger; aber sie bringen auch die Scheiterhaufen. Da sinkt die Freude in sich zusammen wie ein verunglückter Kuchenteig, und das gute Bier ist zum Teufel. Frau Geschichte kann nicht mehr prahlen und fängt nun an, erbärmlich zu klagen über die spanische Tyrannei, die Bildstürmer, die Scheiterhaufen, Hungersnot, Pest und andere Plagen, aber sie lächelt trotzdem, wenn sie zwischen ihren Klagen die Namen von hohen Persönlichkeiten nennen kann. Oranien kommt nach Lier, um die Befestigungen zu besichtigen. König Christian von Dänemark, ein Freund des Erasmus, aus seinem Land vertrieben, trauert in Lier um Täubchen, seine Geliebte und seine verlorene Krone, und wird dann König der Lierer Schützengilde. Marten van Rossum brennt einen Teil des Beginenhofes nieder und

macht sich dann wieder aus dem Staube. Ferner kommen noch Breeroo, Marlborough und auch Albrecht und Isabella, die wir von den Fähnchen von Scherpenheuvel her kennen. Das Bier bekommt allmählich wieder seinen alten guten Geschmack, und die Leier summt. Cornelis de Bie dichtet achtundvierzig Theaterstücke in Reimen. Ludwig XV., der Spitzenkönig von Frankreich, zeigt dem Volk, wie er speist, was für Lierer sehr ärgerlich ist, wenn sie nur zugucken sollen. Maria Theresia kommt nicht nach Lier, aber die Bierbrauereien fangen an zu dampfen, die Spiele und Feierlichkeiten verdoppeln sich, und die Dichtkunst blüht und gedeiht. Fast jeder zweite Tag ist ein Feiertag, jeder Heilige hat seine Kapelle und jede Kapelle ihre Kirmes. Die Kneipe neben der Kapelle! Joseph II. dagegen kam wohl nach Lier, jedoch ohne feierlichen Einzug, einfach wie ein gewöhnlicher Aufsichtsbeamter, inkognito, mit einem einfachen Spazierstock in der Hand und dem Schwanz seiner Wochentagsperücke unter dem Rand seines Dreispitzes. Er wohnt in einem einfachen Giebelhaus, läßt am nächsten Tag die Notabeln zu sich kommen, und ratsch! er zieht einen fetten Strich durch die fetten Tage des Almanachs und verschwindet. Das lustige Lier war dahin, und das Bier wurde schimmlig wie Quark. Man kann sich denken, wie dieser Kerl gehaßt wurde! Aber Hein van der Noot, der Patriot, schlug die griesgrämigen Österreicher. Die Lierer trugen ihn auf den Schultern rund um den großen Marktplatz und von Fackeln begleitet in die Kirche. Die Gastwirte malten schnell ihre Aushängeschilder neu an, und schon ißt man an großen Tischen mitten auf der Straße. Aber dann fällt Ruß ins Essen, es gibt so viel Zank und Streit, daß man froh ist, wenn die Österreicher zurückkehren, die dann wieder von den Sansculotten hinausgejagt werden, die der Meinung sind, daß das ganze Leben ein Fest ist. Man tanzt auf dem Marktplatz

um den Freiheitsbaum. Wir werden dann noch einmal für einige Monate Österreicher, dann wieder Franzosen. Für die Flamen betrachtet man den Nationalitätenwechsel wie das Anziehen eines anderen Rockes. Aber die Ohnehosen möchten die Lierer am liebsten mit eisernem Rücken und hölzernem Mund. Es sind trostlose Tage, mit geschlossenen Kirchen. Die Bauern aus dem Kempenland versuchen den Zustand zu ändern, sie spießen einige Franzosen auf ihre Mistgabeln auf, hauen ein paar Spiegel in Scherben, aber es nützt nicht im geringsten. Da erhebt sich Napoleon wie eine Pyramide am Horizont. Er kommt nicht nach Lier, sondern läßt die Lierer Burschen zu sich kommen und nimmt sie mit nach Rußland. Aber die Kosaken sind ihm auf den Fersen, sie kommen tatsächlich bis Lier. General von Bülow, Sachsen-Weimar und Friedrich von Oranien essen sich hier erst einmal richtig satt, bevor sie nach Waterloo gehen. Einige Lierer ziehen mit und helfen Napoleon stürzen. Der König von Holland hält hier ein paarmal ein großes Gastmahl ab, denn er hatte früher schon gesagt, daß er die Lierer in sein Herz schließen würde, weil sie seinen Sohn so gut empfangen hatten. Deshalb kommt dieser Sohn Friedrich noch einmal her, als Brüssel bereits eingenommen wurde, aber zum letztenmal. Denn Jenneval, dessen Brabançonne man scheinbar so schwer auswendig lernt, verfolgte ihn und jagte ihn hinaus, aber es kostete Jenneval das Leben, der mit holländischem Blei im Leibe an der Wirtschaft ‚Zum Papageien' liegen blieb. Dann kommt Leopold I. mit seinem Stabe hierher, während Chassé das Schloß von Antwerpen beschießt, und nachdem er im gotischen Kaiserhof die Landkarte mit Fähnchen besteckt hat, macht er täglich zu Pferd einen Spazierritt durch das Netheland. Später sieht er sich hier noch einmal den Umzug an, was sein Sohn Leopold II. ihm nachmacht. Dieser Sohn ißt hier Lierer Fladen und fragt den Bäcker:

„Wie wird das gemacht?“ „Das kann ich nicht verraten,“ sagt dieser, „das ist mein Geschäftsgeheimnis“, worauf Leopold antwortet: „Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen keine Konkurrenz machen.“
Und Frau Geschichte prahlt weiter: „Und dann kommen noch ...“ Aber das werde ich ein anderes Mal erzählen.

Aus dem Bändchen der Insel-Bücherei (Nr. 401) „Das schöne Lier“. Übertragen von Peter Mertens.

*

ALBRECHT SCHAEFFER / DIE KUPPEL

Baptisterium San Giovanni in Florenz

Tritt in den steinernen Raum, in die weite dämmrige Höhle.
Pfeiler begegnen dir rings, achtmal zusammengepaart,
Männliche, bergentbrochen und groß entschlossen: ihr Felsen-
Ursprung murrt in den Klang noch ihrer edlen Gestalt,
Da sie wie Rosse im Schlaf unregsam stehn in Bezaubrung:
Ohne Seelen zu sein seeledurchklungene Kraft.
Denn was stehen sie so emporgeschultert im Düster?
Hebe dein Innres empor mit dem geflügelten Blick:
Ach — da oben! Die Brust, emporgehoben — dort oben
Wölbt deine eigene Brust schon sich über dir selbst.
In die Wölbung schwebtest du auf mit dem Aug und dem Atem,
Atmest schwebend den Raum, der dich völlig umfing.
Wurdest du je so empfangen? Dein Blick in den Blick der Geliebten
Sinkend zur Seele hinein in den entweichenden Leib,
Den empfing es da so, wie jetzt die Kuppel dich aufnahm,
Daß du außen im Raum bist wie innen in dir.

Nicht aus dir selber entfernt, doch bist du in höheres Wesen
Eingefangen und lebst über dir wie im Gestirn.
Lebe schwebend, du kannsts! Im unbeweglichen Weiher
Wie der atmende Fisch sich zur Fläche erhebt
Und nun wieder versinkt, in der tragenden Flut, an der Ufer-
Wandung und wieder empor steigt aus der Tiefe und steigt . .
Stieg so ein Innres aus dir in den Kuppel-Zenith? und hernieder
An der Wandung entglitts, wieder zu schweben empor?
Es ist selig geworden und schwingt hinüber – herüber;
Hauch über Hauchen empor, sinkt es verhauchend zurück.

Kuppel, du Glück! – Du Geglückte! Du Traum, verewigter, immer
Seiend in Farben-Gestalt, Leichteste, leichter als Tau,
Du, geformt aus dem Stein, von steinernen Riesen getragen,
Sag, wer träumte dich um, Stein, in lebendigen Geist?
Der als Liebender nachts geheimsten Reiz des Geschlechtes
Spürte, gehügelte Brust haltend in wölbender Hand:
Hier ists wieder, o Kuppel in dir, eine göttliche Lösung:
Über ihm wölbt sich die Brust, reizlos – Ariels Geist
Hob sie verwandelnd empor, ganz hoch in die Nähe des Gottes,
Den sie dir leise verschließt – aber die Ahnung nicht mit.
Schaudervoller ist Nichts als Verschließung; aber auch schaurig
Ist das Offne, in das rings du entfährst wie das Licht.
Unerträglich das Eine und Andere – aber die Erde
Wills; da flüchtest du nur Einem ins Andere weg.
Aber die Schließung, aber die Weitung, aber die Schwellung,
Kuppel, Wölbung, du bists, bindende Löserin, du!

Beides schmelzend in eins, du weit geöffnete, ganz mich
Doch umschließende, ja du Gewaltlose bists.
Traum des Geistes aus Stein, du Himmels-Verwandte, ich weiß es:
Der die Kuppel erhob, zog den Himmel herab.

*

RALPH H. MOTTRAM / WARUM NUR?

Der Architekt Geoffrey Skene traf Dormer aus der Bank in dem Gäßchen, das nach dem Seiteneingang zu dem am Marktplatz von Easthampton gelegenen König-Georgs-Hotel führte. Sie hatten sich nicht verabredet. Im Gegenteil. Sie hatten sich beide mit einer Ausrede aus ihren verschiedentlichen Büros gestohlen, um allem zu entgehen und allein zu sein. Warum waren sie nicht aufs Land gefahren, weit fort, warum hatten sie nicht einen Tag Urlaub genommen? Weil sie es damit nur schlimmer gemacht haben würden; sie hätten alles erklären müssen. Aber Gründe anzuführen, wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Eingeständnis ihrer Empfindungen. Und da sie beide im höchsten Grade englisch waren, erfüllte sie eben diese Möglichkeit mit Entsetzen. Diese ihre Empfindungen standen im Zusammenhang mit dem Tage, dem 11. November, und mit der Tatsache, daß sie um 11 Uhr die „Zwei Minuten Schweigen“ zu ertragen haben würden.
Sie gaben sich keine Rechenschaft darüber, ob dieser ehrfurchtsvolle Brauch angebracht oder nützlich sei. Sie waren auch nicht gefühllos, nicht wunderlich oder bewußte Gegner davon: im Gegenteil, sie fühlten, daß er eher zu wenig als zu viel ausdrückte. Sie konnten seine Bedeutung sehr wohl verstehen. Sie wußten aus guten Gründen nur zu gut, was er bedeutete. Und sie beide hofften auf ihre Art, daß jeder-

mann eine Lehre daraus ziehen möchte. Was sie beunruhigte, war, daß sie ihn einfach nicht ertragen konnten. Darum entflohen sie dem Zusammensein mit den Kollegen und der täglichen Umgebung und gingen beide mitten in den Vormittagsstunden eines gewöhnlichen Arbeitstages auf die Straße hinaus. Und dann fanden sie doch, daß sie um alles in der Welt dem Marktplatz nicht fernbleiben konnten. Da hatten sie beide ohne die leiseste Verabredung gleichzeitig denselben erleuchteten Gedanken. Das Schreibzimmer im „Georg“ würde um diese Zeit leer sein. Von ihm aus konnte man unbeobachtet den Marktplatz überblicken. So trafen sie sich an der Haustür.
Ihre Augen wichen sich aus, sie nickten dem jungen Mädchen zu, das sein Büfett für die vorschriftsmäßige Zeit des Ausschanks vorbereitete, und stiegen die mit Linoleum belegte Treppe hinauf, auf der es nach Bohnerwachs, dem Tabakrauch vom Vorabend und den Alkoholdünsten von drei Jahrhunderten roch. Das Schreibzimmer lag im ersten Stock dieses Hauses aus der Zeit der George, gerade gegenüber der ehrwürdigen St.-Winnold-Kirche und dem alten Gerichtsgebäude, der Moot Hall, getrennt von beiden nur durch den Marktplatz mit seinem Kopfsteinpflaster. Die drei breiten Fenster boten einen vollen Ausblick über den weiten Platz, und obgleich sie auf das Bild vorbereitet waren, stießen die beiden Freunde einen Ausruf des Erstaunens aus. Sie konnten sich nun und nimmer an die Veränderung gewöhnen, die mit ihren Landsleuten vorgegangen war, eine Veränderung, die sie selbst hatten herbeiführen helfen. Eine dichtgedrängte Menschenmenge erfüllte den Marktplatz mit Ausnahme eines kleinen abgegrenzten Raumes rund um das Denkmal der Gefallenen, das in der Mitte zwischen Kirche und Rathaus stand, wo sich auch auf einer Plattform der Bürgermeister, der Bischof, einige Offiziere und Würdenträger und zwei Bläser versammelt hatten.

Skenes geübtes Auge lief abschätzend über das Schauspiel.
„Das müssen nahezu zehntausend Menschen sein.“
Dormer nickte. Das war einfach unenglisch, nachkriegszeitlich, sonderbar. In Vorkriegszeiten hatte hier niemals solch eine Menschenansammlung gestanden. Es war wie eine der alten Illustrationen in Dorés Bilderbibel, wie eine der wahnwitzigen Gefühlsaufwallungen der großen Masse, von denen man in Büchern liest. Abgesehen von der winzigen Plattform, einer Abteilung englischer Soldaten, einem halben Dutzend Polizisten war die ganze Ansammlung nicht aufgezogen, unvorbereitet, aber von seiten jedes einzelnen wohlerwogen und ehrerbietig, fast wie eine religiöse Handlung. Dormer fühlte sich aufs neue reichlich bestärkt in dem unbeugsamen, von ihm genährten Pessimismus, der sein eigentlicher Glaube war. Die Stadt würde nie mehr sein, was sie früher gewesen war. Wie zur Bestätigung tat die große Glocke von St. Winnolds Turm den ersten Schlag. Wenn der mächtige vierkantige Turm auf die Menge herabgestürzt wäre, so hätte sie wie ein einheitliches Wesen nicht stiller sein können. Nur ein leises Schwirren – ss –, als die Männer, wie mit einer einzigen Bewegung den Hut abnahmen und die Frauen den Kopf neigten.
An dem Vorgang war nichts Neues. Die herzdurchdringenden Töne des „Letzten Appells“ stiegen auf zum tiefhängenden grauen Himmel, drangen in die Novemberwolken und sanken klagend wieder herab, als ob in ihnen etwas Wesenhafteres als Klang und Melodie eingeschlossen wäre, das nun herniederfallen und den großen Granitblock mit all seinen eingegrabenen Namen zudecken müsse, über den der Geistliche jetzt das Gebet und der Bischof den Segen sprach. Das wehe Schweigen war zu Ende, und die große Welle der Töne flutete dahin über die Erinnerungen eines Jahres. Die beiden Freunde wurden unruhig. Das alles war

ja ganz gut für die meisten da unten, für die Frauen oder für jene, die vor zehn Jahren Kinder gewesen waren, die irgendeinen Verwandten verloren hatten, der nie mehr zurückkehrte. Für alle diese war es eine sinnvolle und rührende Feier. Für Skene und Dormer lag es anders. Wie eine klaffende Wunde über ein Gesicht, so zog sich quer durch ihr Leben der Krieg – etwas, das man weder wegleugnen, erklären noch irgendwie als berechtigt hinstellen konnte. Jedes Jahr wiederholte sich diese Trauerfeier eines Teiles ihres früheren Selbst, unvermeidlich und betrüblich durch ihre Gedankenverbindungen. Sie wandten sich vom Fenster ab. Ihre englische Eigenart und Erziehung verbot ihnen die Bezeugung irgendeiner Empfindung, aber Skene, der durch seinen Beruf Ausdrucksfähigere von beiden, bot Dormer stillschweigend seinen Tabaksbeutel an. Während sie ihre Pfeifen stopften und Gesicht und Empfindungen wieder ins Gleichgewicht brachten, bemerkten sie ein Geräusch, kaum lauter als das Summen einer Fliege, das auch während der zwei Minuten leise hörbar gewesen war. Jetzt sahen sie, woher es kam – von einem kleinen alten Herrn, der hereingekommen war und der schreibend in der Nähe der Tür saß. Ja, war es ein Herr, ein Gentleman? – Er sah nicht englisch aus, und seinem verschossenen Rock, dem hellen Selbstbinder, den Gummizugstiefeln haftete das Bemühen, sorgfältig angezogen auszusehen, an, das sicherlich nicht englisch war. Aber zweifellos war er alt, man konnte es daran merken, wie er auf seine Schreiberei blickte, oder an der Steifheit seiner Bewegungen und noch mehr an seinem Atmen, das man so deutlich während der zwei Minuten des Stillschweigens gehört hatte. Als sie zur Tür gingen, blieb Dormer plötzlich stehen und sagte mit mehr Empfindung, als er gewöhlich verriet:
„Wirklich, wenn das nicht der alte Holtzapfel ist! Wie geht es Ihnen?“

Das Gesicht, das sich Skene auf diesen Gruß hin zuwandte, war durch etwas anderes als Jahre gealtert, ein Gesicht, das einst rot und rund und vielleicht ein wenig selbstgefällig, vielleicht vom guten Leben voll gewesen, aber nach und nach abgefallen war, obgleich der Besitzer sich bemühte, ihm den besten, leichtherzigsten und jugendlichsten Ausdruck zu verleihen. Die Augen brauchten einen Augenblick, um sich durch die dicken Brillengläser auf Dormer einzustellen.
„Ach! wie geht es Ihnen, Herr Dormer –. Es ist so lange her –“
Er schwieg. Dormer kam ihm zu Hilfe.
„Zwanzig Jahre!“
„Ja – seit Ihre reizende Schwester – ist sie hier?“
„Nein. Sie ist in London.“
„Schade. Ich hätte sie so gern einmal wiedergesehen.“
„Ich werde ihr erzählen, daß ich Sie getroffen habe.“
„Das ist sehr freundlich von Ihnen.“ Aber der kleine alte Mann sah nicht so aus, als ob er nur freundliche Grüße auftragen wollte.
„Sie wird vielleicht etwas von Emilie und Friedrich wissen wollen“, fuhr Dormer fort.
„Sie können ihr sagen, daß wir Emilie verloren haben, aber ich habe die kleine Emilie jetzt bei mir zu Hause.“
„Ach, das tut mir leid. Wir alle hatten Emilie gern, aber seit ihrer Verheiratung haben wir nicht viel von ihr gehört.“
„Nein. Sehen Sie, ihr Mann ist gefallen.“
„Schrecklich.“ Dormer meinte natürlich, davon sprechen zu müssen, sei schrecklich. „Und Friedrich?“
„In Rußland vermißt.“
„Es tut mir schrecklich leid.“
„Ja.“ Der kleine alte Herr sah aus, als hätte er noch viel mehr erzählen können, aber er tat es nicht, und aus bloßer Verlegenheit sagte Dormer:

„Sind Sie hier zur Erholung?"
„Nein. Ich möchte sagen, ich bin wieder auf einer Geschäftsreise."
„Was?" Dormer wollte schon sagen: „In Ihrem Alter?", aber er hielt an sich.
„Ich muß versuchen, etwas von den Verlusten zu decken. Ich bin jetzt in der Kurzwarenbranche." Der kleine alte Mann versuchte ein Lachen, das nicht überzeugte. „Das ist für mich in dieser Stadt ein recht unglücklicher Tag, niemand will ein Geschäft machen."
„Jetzt, wo das Stillschweigen vorüber ist, werden Sie es schon tun."
„Ja, aber ich muß weiter nach Peterborough und Lincoln. Ich kann nicht länger bleiben."
„Das ist schade. Ich hätte gern länger mit Ihnen geplaudert."
„Sehr freundlich von Ihnen." Aber ganz deutlich stand auf dem runzeligen Gesicht zu lesen: „Wovon sollten wir reden?" Was er sagte, war: „Ich will jetzt diese Bestellung an meine Firma absenden und kann gerade meinen Zug erreichen. Leben Sie wohl, lieber Dormer!"
Die beiden Freunde gingen in die Bar hinunter. Dormer ließ sich ein kleines Glas geben, Skene einen gemischten Wermut. Endlich fragte er:
„Wer war Ihr Freund?"
„Ein Deutscher. Das sahen Sie ihm an."
„Ja."
„Es ist trostlos, wie mans auch nimmt!" rief Dormer aus. „Man kommt nicht los davon. Als wir Kinder waren, kam seine Tochter in unser Haus, und meine Schwester ging im Austausch zu ihnen. Sie hatten ein flottes, angesehenes Geschäft – Eisenwaren. Der alte Mann und sein Sohn Friedrich besuchten uns auch einmal. Sie sprachen ebenso gutes Englisch wie Sie oder ich. Vielleicht besser. Ich habe sie niemals besucht, aber was wußte meine Schwester bei

ihrer Heimkehr nicht alles von ihnen zu erzählen! Und wenn das nicht gewesen wäre, da war das junge Mädchen, das bei uns war. Sie hieß Emilie. Sie hätte gut eine Engländerin sein können. Sie war vielleicht strebsamer als wir, und sie glaubte an das Vaterland wie wir an den Himmel –"
„Es wundert mich, daß Sie sich nicht in sie verliebt haben", bemerkte Skene.
Der Gedanke schien Dormer nie gekommen zu sein.
„Ich glaube, sie erschien so sehr als zu unserer Familie gehörend," war die gelassene Erwiderung, „ebenso der alte Herr und der junge Friedrich, wenn sie bei uns zu Besuch waren. Sie hatten kein Verständnis für Spiele, aber sie wußten, was arbeiten hieß, und sie hatten sehr gute Umgangsformen."
Er schwieg. Skene sagte:
„Warum haben wir nur Krieg gegen sie geführt?"
„Die Politiker", murmelte Dormer.
„Die Politiker sagen, sie hätten ernstlich versucht, ihn zu verhindern."
„Nun, dann war es das Militär. Riesig viel davon in Deutschland, natürlich."
„Und nicht auch viel in England?"
„Sie mögen sagen, was Sie wollen, Skene" – wenn Dormer sich in ein Argument verwickelte, sprach er immer so, als ob der andere ihn darein verwickelt hätte, – „aber wenn man es uns überlassen hätte – ich meine, wenn ich den alten Holtzapfel und Friedrich 1914 hätte sprechen können, dann würden wir niemals zu den Waffen gegriffen haben!"
„Ja, aber warum haben Sie es nicht versucht?"
„Ich weiß es nicht. Ich glaube wir dachten, sie würden es in Wirklichkeit nicht zum Krieg kommen lassen."
„Dasselbe dachten sie von uns!"
„So ists wohl, glaube ich. Wir sind uns so ähnlich. Viel ähnlicher als wir und die Franzosen. Es war eine Art Familienstreit."

Dormer nahm einen Schluck und fuhr fort:
„Sie wissen ja, wie es in einer Familie zugeht. Man muß jeden an dem ihm zukommenden Platz halten, viel mehr, als wenn es Fremde wären."
„Warum bringen Sie mit dem alten Herrn jetzt nicht wieder alles ins gleiche?"
„Ich weiß es nicht. Es stehen so viele Erinnerungen zwischen uns. Wir sollten alles vergessen und von neuem anfangen. Warum in aller Welt wir das nicht tun, kann ich nicht begreifen!"
„Ja," sagte Skene, „warum nur nicht?"
Draußen verlief sich die Menge des Waffenstillstandstages, ging heim und an die Arbeit mit dem Ausdruck, den nur Engländer aufweisen, als ob sie sich ganz gesetzwidrig ihren Empfindungen hingegeben hätten. Ruhig, fast ohne miteinander zu reden, strömte die sich auflösende Menschenmenge unter dem tiefhängenden Novemberhimmel durch die engen altmodischen Straßen, die nur hie und da Neubauten aufwiesen, wo sich eine Londoner Firma niedergelassen hatte. Zwischen ihnen ging eilig auf seinem Wege zum Bahnhof die Gestalt von Holtzapfel. Man mußte genau hinsehen, um herauszufinden, daß er nicht zu ihnen gehörte. Geschäftsmäßig, praktisch, zielbewußt – mit allen bürgerlichen Tugenden ausgestattet – und befreit von seiner einzigen Untugend – einem übermäßigen nationalen Stolz, der mehr unzeitgemäß als wirklich boshaft war, denn er schien aus den imperialistischen Ideen der neunziger Jahre zu stammen, – konnte man ihn nur schwer von den Bürgern Easthamptons unterscheiden. Nur ein paar kleine Äußerlichkeiten in Anzug oder Haltung ließen darauf schließen, daß er vom Kontinent kam. Im übrigen, wie Dormer sagte, fast wie zur Familie gehörig. Gegen ihn Krieg führen? Warum nur?

Übertragen von T. Franke.

KARL SCHEFFLER / DIE BODENGESTALTUNG HOLLANDS

Reisende nehmen gemeinhin die Bodengestaltung eines Landes als etwas Gegebenes. Mit Bewußtsein achten sie wenig darauf, sie denken nicht über die Landschaft, während sie sie genießen, wenn nicht besondere Phänomene – wie zum Beispiel in der Schweiz – die Aufmerksamkeit gewaltsam auf die Struktur des Bodens hinlenken. Mehr als andere Wissenschaften ist die Geologie eine Angelegenheit für Fachleute. Sie wird nicht volkstümlich, weil der Laie sich die Formen und periodischen Entwicklungen der Erdrinde anschaulich kaum klarmachen kann, selbst dann nicht, wenn er vom Fachmann angeleitet wird. Die Zeiträume, die die Phantasie anschauen soll, sind zu gewaltig, als daß sie faßbar wären; sie können nicht einmal mit faßbaren Zahlen bezeichnet werden. Die Umwälzungen in den Entstehungsperioden, seien es nun vulkanische Ausbrüche, seien es Faltungen, Schollenbildungen, Ablagerungen, Senkungen oder Klimaveränderungen mit allen ihren Folgen – immer begleitet vom Werden und Vergehen einer ganzen Flora und Fauna – sind mit den Sinnen nicht zu begreifen. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen der Daseinsdauer des einzelnen Menschen, ja der Menschheit, zu der Länge der Zeitabschnitte, in denen die Oberflächengestaltung der Erde vor sich gegangen ist. Und ebenso groß ist das Mißverhältnis zwischen den Kräften und Maßstäben der vom Menschen sozialisierten Natur und den Gewalten und Größen, womit die Geologie zu rechnen gezwungen ist. Wer vermag es beispielsweise, sich die Alpen als das Ergebnis einer Faltung der Erdrinde wirklich begreiflich zu machen! Unwillkürlich stellt sich hier der Reisende auf den Standpunkt Faustens: „Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm; ich frage nicht, woher? und

nicht, warum?“ Das in Jahrmillionen Gewordene nimmt man als etwas Endgültiges hin und findet sich damit ab, obwohl alles noch in beständiger, wenn auch langsamer Bewegung ist.
Holland ist eines der wenigen Länder, wo einem die Geologie lebendiger wird. Dort wird der Reisende von seinen Sinnen auf die Bodengestaltung hingewiesen; er wird beharrlich gezwungen, darüber nachzudenken, wie dieses Land wurde; er sieht manches von dem mit Augen, was sonst nur durch Abstraktion vorstellbar ist. Es ist so, weil Holland – geologisch gesprochen – ein sehr junges Land ist. Es gehört im wesentlichen den jüngsten Perioden des Diluviums und Alluviums an; die Landschaft hat in der Hauptsache ihren Charakter erst erhalten, als auch der Mensch in der Schöpfungsgeschichte auftauchte. Wenn man im Lande umherreist oder eine die Bodengestaltung gut veranschaulichende Karte vor Augen hat, sieht man der Natur ein wenig bei ihrer grandiosen Arbeit zu. Kaum in einem andern Lande erkennt man auch so deutlich, in welcher Weise der Mensch die Bedingungen, die er vorfand, benutzt und ausgebildet hat. Das Geologische wird in Holland erlebt, ja es ist eigentlich das Grunderlebnis. Ohne Kenntnis der Bodengestaltung ist das Land kaum zu verstehen. Hat man diese Kenntnis aber, soweit es dem Laien möglich ist, gewonnen, so wird einem das Land in einer merkwürdigen Weise vertraut. Und zugleich werden einem, durch das Beispiel, einige Vorgänge in der letzten Periode der Erdrevolution vorstellbarer.

*

Holland ist im wesentlichen ein Deltaland: es nimmt das Mündungsgebiet des Rheines, der Maas und der Schelde ein. Das Gesetz, das der Bodengestaltung zugrunde liegt, wird im Vergleich deutlich. Blickt man, um in Deutschland

zu bleiben, auf die Mündungen der Memel, der Weichsel und der Oder, so sieht man, daß sich überall Nehrungen und Haffe gebildet haben. Auch die in Holland mündenden Flüsse haben, indem ihr durch die Flut gestautes Wasser viele Auswege suchte, indem sie in vielen Armen dem Meer zuflossen – zuerst vornehmlich nach Norden, nach der Eiszeit endgültig nach Westen –, ein flaches, versumpfendes Haff gebildet, vor dem das Meer einen Dünenstreifen, eine Nehrung aufgeworfen hat. Der Unterschied zu den grundsätzlich verwandten Küstenbildungen der Ostsee besteht darin, daß die Ausmaße in Holland größer sind, entsprechend den größeren und eng nebeneinander fließenden Strömen, und daß das Haff in der Folge vom Menschen zu großen Teilen trocken gelegt worden ist. Die Rolle, die die Flüsse für die Bodengestaltung gespielt haben, läßt sich heute noch erkennen, wenn der Reisende wahrnimmt, wie sich der Rhein in Jissel, Niederrhein (der weiterhin Lek heißt) und Waal teilt, wie sich die Maas diesem Flußgebiet nähert und sich nach einigem Zögern mit ihm vereinigt, wie die vielen Flüsse und Flußarme – die in vorgeschichtlicher Zeit noch zahlreicher waren – in sehr breiten Betten zwischen niedrigen Ufern dahinströmen, fast mit dem Charakter von Seen, und wie sich dasselbe, im kleineren Maßstabe, an der Mündung der Ems, hart an der Ostgrenze Hollands, wiederholt. Man muß sich freilich vor Augen halten, was diese Flüsse in der Tertiärzeit und in den folgenden jüngeren Perioden gewesen sind: Riesenströme, die jahrtausendelang im höchsten Maße das gehabt haben, was der Geologe die „transportierende Kraft" nennt. Von den zertrümmernden Alpen, von den ebenfalls später vergletschernden Gebirgen des Schwarzwalds und Nordfrankreichs, haben die Wassermassen von Rhein, Maas und Schelde ungeheuere Mengen von Gesteinstrümmern und von zerwaschenem Sand mit sich geführt. Eine Vorstellung

von der Menge der Ablagerungen gewinnt man, wenn man hört, daß die Alpen etwa die Hälfte ihrer Masse an das Wasser und das Eis abgegeben haben, daß Ablagerungen des Rheins sich bis an die englische Ostküste nachweisen lassen. Ein großer Teil des südlichen Hollands besteht aus diesen Ablagerungen, aus dem Sand, Schlick und Schlamm der großen Ströme, es ist angeschwemmtes, langsam aber stetig aufgehöhtes Land mit deutlichen Bodenerhebungen, Ablagerungswällen zwischen den Flußarmen. Neue Ablagerungen kamen hinzu, als die Eiszeiten von Norden mit ihren Gletschern vorstießen, als Ströme von Schmelzwasser am Südrande dieser Gletscher einen Weg westlich ins Meer über das heutige Holland hinweg suchten, Urstromtäler bildend, alles überschwemmend und einen dichten Bodensatz zurücklassend.
Es wird angenommen, daß das breite Plateau, auf dem Holland ruht und über das hinweg heute zum Teil auch die Fluten der Nordsee rollen, früher höher gelegen hat und daß es sich allmählich aber beständig gesenkt hat. Man nimmt sogar an, daß es sich noch heute, wenn auch unbeträchtlich, senkt. Mit diesem uralten Felsenplateau senkten sich auch die Ablagerungen darüber, bis sie an einer gewissen Grenze unter dem Wasserspiegel verschwanden. Sie senkten sich nicht tief, die Abflachung verlief allmählich und betrug an den heutigen Küsten nur wenige Meter unter dem Niveau des Meeres.
So war, summarisch dargestellt, die Lage der Dinge, als sich in groß geschwungener Linie jener Dünengürtel bildete, der von Nordfrankreich bis zur Westküste Holsteins, ja bis zur Nordspitze Jütlands reicht. Die unter mächtigen Revolutionen entstandene Nordsee warf eine hier schmälere, dort breitere Nehrung auf, die den Anprall der Brandung auffing und hinter der sich weit ein flaches Haff dehnte. Die Flüsse durchbrachen die Dünen an den Mündungsstellen,

sie ergossen ihre Wasser in das Haff, machten dessen Wasser süß und bildeten breite Uferdämme; das Meer dagegen drang mit jeder Flut stromaufwärts und auch in das Haff, wodurch eine Mischung von Salzwasser und Süßwasser, wodurch das sogenannte Brackwasser entstand. Die Folge war, daß sich in dem Wassergebiet des Haffs eine eigentümliche Flora ansiedelte, daß es vertorfte, zuwuchs und ein Niedermoor, ein Grünlandmoor, mit Seen und mit Dämmen höheren Landes zwischendurch, mit Kleinholz und Gestrüpp bewachsen, bildete, so daß der Boden, stellenweise wenigstens, begangen werden konnte.
Die Dünenkette hielt aber nicht dauernd stand. Sturmfluten, die nicht weit vor der geschichtlichen Zeit liegen können und die später bis ins Mittelalter reichten, durchbrachen stellenweise die Dünen und schufen das charakteristische Bild der langen Inselreihe, das die Karte zeigt und das wie eine grob punktierte Linie der alten Küste ist. Zerrissen wurde der Dünenschutz, wo Schelde, Maas und Rhein münden. Dort wurde das Deltaland in eine Reihe größerer Inseln zerlegt, wovon Walcheren, Beveland, Schouwen und Over Flakkee die größten sind. Zwischen diesen Inseln bildeten sich Sunde, durch die die Flüsse ins Meer strömten und durch die die Flut in den Flüssen emporstieg. Bis nach Helder hinauf hielt der Dünengürtel sodann. Dort aber, wo die Küste von Westen nach Norden umbiegt, war die Zerstörung vollkommen. In langer Reihe ziehen die Inseln dahin; die holländischen Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog und Rottumeroog – um nur die größten zu nennen –, dann die deutschen Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog usw., bis jenseits der Weser- und Elbemündung die holsteinisch-dänischen Inseln Amrum, Sylt, Röm, Fanö u. a. die Linie abschließen. Das Meer brach in oft wiederholten Sturmfluten durch und vergrö-

ßerte das hinter den Dünen liegende Haff, indem es vom schon festgewordenen Land große Stücke abriß und ersäufte. Es bildeten sich tief einschneidende Buchten: der Jadebusen, der Dollart (der einst bis Groningen reichte) an der deutschen Küste, die Lauwerszee und die Zuiderzee in Holland. Diese flachen Seen hatten die Tendenz, sich immer weiter nach Süden auszubreiten; sie boten den Seefischen, vor allem den Heringen, ausgezeichnete Laichplätze und begünstigten damit in der Folge die Ansiedlung einer Fischerbevölkerung. Vor den Inseln, den Sandbänken und den Dünenresten brandet die Nordsee, dahinter dehnt sich ein Wattenmeer, das zur Zeit der Ebbe große Teile seines Grundes sehen läßt.
Dieses sind zwei Grundelemente der holländischen Landschaft: die landbildenden Flußablagerungen, ein vom Meere vielfach zerrissener Dünengürtel und zwischen beiden ein flaches Haff, das mit der Zeit zuwuchs, versumpfte und in die Wattenmeere überging.
Zu diesen Elementen kommt ein drittes, das den Charakter der holländischen Landschaft entscheidend mitbestimmt hat. Während die Flüsse Schutt ablagerten und Land schufen, lange bevor sich die Gestade und Binnenseen der historischen Zeit gebildet hatten, kam die Eiszeit über die nördliche Hemisphäre. Von Skandinavien und Finnland drangen die Gletscher gewaltsam nach Süden und Westen vor. Ihre heute noch nachweisbaren südlichen Ausläufer reichten in Holland bis an den Rhein und östlich darüber hinaus. Die Eisgrenze verlief etwa von Amsterdam über Hilversum und Nimwegen bis Krefeld. Und dann in Deutschland weiter bis zum Harz, bis Dresden und tief ins Odertal hinein. Das nördliche Deutschland und Holland muß damals ungefähr ausgesehen haben wie das heutige Grönland. Da sich die Gletscher der Alpen gleichzeitig nach Norden vorschoben, suchten ungeheure Mengen von Schmelzwasser einen Weg

am Fuß der Gletscher und der alten Gebirgsstöcke nach Westen. Große Teile dieser Fluten gingen, wie schon erwähnt, über Holland hinweg und setzten dort zertrümmertes Gestein ab. An den Gletschergrenzen aber bildeten sich, als sich das Eis zurückzog, die charakteristischen Formen der Endmoränen: Wälle aus Schutt und Sand, die vom Eis über weite Strecken zu Tal geschafft worden waren. Landschaften, die von den Moränen der Eiszeit ihren Charakter empfangen haben, ähneln einander überall, weil dieselben Entstehungsbedingungen dieselben Formen schaffen. Man findet diese Landschaften zum Beispiel in Oberbayern, in der Mark Brandenburg und in der Lüneburger Heide. Und eben diese Landschaft findet sich auch im Norden Hollands, in den Provinzen Utrecht, Gelderland, Overijssel und Drenthe; sie umfaßt die sogenannte Veluwe und verliert sich in den Mooren der Emsniederung. Ihre Eigentümlichkeit ist ein welliger Boden, der vom Schmelzwasser zernagt und zerschnitten ist; sie besteht aus sandigen Hügeln, auf denen Heidekraut, Kiefern, Birken und Akazien gedeihen; es sind dort, wo das zufließende Wasser nicht Abfluß fand, Hochmoore entstanden, und es gibt sodann noch sandige Ablagerungen, die durch den Druck des Eises bergartig aufgestaut worden sind.
Diese Bodengestaltung traf der Mensch an, ihr mußte er seine Existenzmöglichkeit abringen. Die frühesten Ansiedler, von denen sich geschichtliche Kunde erhalten hat, die alten Bataver, saßen auf dem höher gelegenen Sandgebiet, oder sie legten ihre Wohnsitze auf künstlich erhöhten Hügeln (Terpen) an. Sehr bald aber stiegen sie auch ins Tiefland hinab. Die ersten, die sich auf dem moorigen Boden ansiedelten, mußten, als sie vom Fischfang zum Bodenbau übergingen, um dem nassen Grund einen Ertrag abzugewinnen, ihr Stück Land erst einmal roden von dem Baumwuchs und Gesträuch, die sich oft undurchdringlich dicht angesiedelt



Hokusagi: Watende Blinde

hatten, und sie mußten das so anbaufähig gemachte Land dann vor den dauernden Überschwemmungen der Flüsse und des Meeres schützen. Sie taten es, indem sie Dämme aufwarfen, ihr Land in einer primitiven Weise eindeichten und das Wasser, das von selbst nicht abfließen wollte, mühsam ausschöpften. So gewannen sie ein Stück Land, auf dem sie wohnen konnten und das sich als sehr fruchtbar erwies. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Ansiedler und damit auch die Zahl der einzeln eingedeichten Landstücke. Als sich Gemeinden bildeten, lag es nahe, das Geschäft des Eindeichens gemeinsam zu betreiben. Der Zwang zum Zusammenschluß war um so stärker, als verheerende Sturmfluten das schon Erreichte oft vernichteten oder in Frage stellten, als die kolonisierende Arbeit ein ununterbrochener Kampf mit den Naturgewalten war, und als sich herausstellte, daß gemeinsame Arbeit die besten Abwehrmöglichkeiten schuf. Mit immer mehr Erfolg konnten die Angriffe der Fluten zurückgeschlagen werden. Im Mittelalter haben viele Tausende noch ihr Leben bei Sturmfluten eingebüßt; heute ist man allen voraussehbaren Möglichkeiten gewachsen. Der Selbstschutz ist um so besser gelungen, je mehr die mechanischen Hilfsmittel vervollkommnet wurden, je widerstandsfähiger die Deiche gebaut, je schneller und gründlicher die nassen Gebiete entwässert werden konnten — seit dem Mittelalter mit Hilfe der aus dem Orient eingeführten Windmühlen, in neuerer Zeit mit Hilfe des Dampfes und der Elektrizität. Die gewonnenen Gebiete wurden um so fruchtbarer, je systematischer sie enttorft werden konnten. Als sich Gemeinde neben Gemeinde gebildet hatte und eine organisierte Nation entstanden war, mußte die Arbeit des Deichens notwendig vom Staat übernommen oder doch beaufsichtigt werden. Männer mit besonderer Sachkenntnis nahmen diese Arbeit beruflich in die Hand und entwarfen einen Gesamtplan für das ganze Land.

Es hat zwei Jahrtausende gedauert, bis dem Meere eine große blühende Landschaft abgewonnen war. In dieser Zeit ist aber auch ein Gebiet gewonnen worden, das fast die Hälfte des heutigen Hollands ausmacht und das zu den fruchtbarsten Landstrichen Europas gehört. Vom Kleinen schritt man zum Großen. Weite Binnenseen wurden ausgetrocknet. Ein Beispiel für viele ist die Trockenlegung des 183 qkm großen Haarlemer Meeres, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurde. Auch heute noch geht die Arbeit ununterbrochen weiter. Eben jetzt ist das riesenhafte Werk in Angriff genommen worden, die Zuiderzee trockenzulegen. Wenn die Arbeit vollendet sein wird, ist wieder fruchtbares Land für dreißigtausend Bauernstellen gewonnen. Die ganzen Provinzen Nord- und Südholland sind in dieser Weise von den Menschen geschaffen worden, ebenso große Teile der Provinzen Groningen und Friesland. Das halbe Land besteht aus künstlich gewonnenen und befestigten Marschen, aus Meermarschen hinter den Dünen, und aus Flußmarschen, die sich an den breiten Strömen weit ins höhere Land hinaufziehen.

Dieses vom Menschen geschaffene Gebiet ist das Polderland. Überall zeigt es denselben Charakter. Jedes Wiesenstück ist in regelmäßigen Abständen von Gräben durchzogen, die das abfließende Wasser aufnehmen. Diese Gräben stehen in Verbindung mit einem breiten Kanal, aus dem das Wasser dann, über den Deich weg, durch Schleusen, mit Hilfe von Windmühlen – die daneben noch eine nützliche Arbeit leisten müssen – oder durch Dampf und Elektrizität in einen andern Kanal geschafft wird, der höher liegt. Von dort gelangt das Wasser dann in die Flüsse oder in die großen, mit dem Meer verbundenen Kanäle. Die Wasserspiegel haben also sehr verschiedene Höhen. Das Land liegt bis zu fünf Metern unter dem Meeresspiegel. Das gibt der

Landschaft einen eigenen Charakter. Um so mehr, als die gerade gezogenen Deiche zu natürlichen Wegen und Fahrstraßen für Wagen und Eisenbahnen werden, als der Reisende das Land also immer ein wenig von oben sieht und einen weiten Überblick hat.
Die Unterhaltung und Sicherung dieses weitverbreiteten, komplizierten Deich- und Kanalnetzes bedarf der angestrengten Arbeit des einzelnen, der Gemeinden und des Staates. Darum sind die Holländer auch zur Weltautorität geworden in allem, was mit Deich- und Kanalbau zu tun hat. Die Gräben und Kanäle müssen dauernd entkrautet und vor dem Zuwachsen bewahrt werden, immerfort wird gebaggert, Schleusen und Brücken sind zu bauen und zu reparieren, und die größeren Kanäle müssen brauchbar bleiben für den regen Schiffsverkehr kreuz und quer durchs Land. Daneben werden immer neue Gebiete eingedeicht und den alten angegliedert. Dann wird der fette Boden so bearbeitet, daß Gemüse und Ölfrüchte dort gedeihen, daß Gras wächst und schönes Vieh dort weidet, wo vor kurzem noch ein flaches Wassergebiet sich dehnte.
Was sich dem Auge im Polderland darbietet, ist ein Paradies. Es ist eine Landschaft, die bis ins letzte die Hand des Menschen verrät, die vollständig sozialisiert erscheint, und in der die Natur – das ist das Wunder – doch freier als anderswo zu schalten scheint. Ein straffer Rhythmus herrscht, betont von den regelmäßig gezogenen Gräben, Kanälen und Deichen, von den geraden Baumalleen, die immer irgendwo in der Ferne dahinziehen, von den in ziemlich gleichen Abständen errichteten Windmühlen und von den charakteristischen Anlagen der Zugbrücken und Schleusen. Alle Dominanten sind in dieser Landschaft horizontal, alles streicht waagerecht dahin und wirkt damit so stark auf das Auge, daß die kleinste Erhöhung wahrgenommen wird. Jede Windmühle, jeder ferne Kirchturm, jedes Segel und

jeder Schiffsrumpf wirkt monumental. Die weite Landschaft erscheint in viele Pläne geteilt. Bäume und Büsche ziehen in Reihen, sich hinten verjüngend, dahin, Feld baut sich an Feld, der Horizont liegt tief, und der Punkt, wo Erde und Himmel sich berühren, scheint unendlich weit entfernt zu sein. Saftig grüne Wiesen in gelber Blüte, in der Ferne abgeschlossen durch Baumkulissen. Bunt gesprenkelt von den schwarzen, weißen und braunen Tupfen des weidenden Viehs, das während des ganzen Sommers draußen grast. Weide wechselt mit Heuland, auf dem altertümliche Heufeime stehen, wie schon vor Jahrhunderten. In schattigen Baumgruppen liegen die Gehöfte, und durch den Horizont schneiden steil und nachdrücklich die fernen Kirchtürme. Die Landschaft ist unendlich einfach, doch ist sie unergründlich in ihrer verblauenden Raumtiefe. Vor Hunderten von Jahren sah sie schon ähnlich aus wie heute; und doch hat sie gar nichts Historisierendes.
Drei verschiedene Landschaften finden sich also in Holland hart nebeneinander: Die eben geschilderte Landschaft des Poldergebiets, die Landschaft des Dünenstrichs und die Moränenlandschaft, das sogenannte Sandland.
Die Dünenlandschaft ist eine Welt für sich. Sie ist urwüchsig, noch heute, und scheint von des Menschen Hand kaum berührt. Das Meer wirft seine ewige Brandung gegen die Küste. Dann kommt ein Streifen sandigen Strandes, und dahinter erheben sich die aus Flugsand gebildeten Dünen, bewachsen zunächst nur mit einem bleichen Strandgras. Reihenweis steigen die Dünenberge dann hintereinander an, zuweilen zu beträchtlicher Höhe. Der Dünenstreifen zwischen Meer und Polderland ist stellenweise recht breit. Zwischen Bergen op Zoom und Noordwijk ist der Dünengürtel bis zu vier Kilometer breit. Diese Tiefe wird damit erklärt, daß die Dünen nicht eine einmalige Bildung sind, sondern daß sich zweimal ein Dünenwall gebildet hat, daß

die älteren Dünen zum Teil im Meer verschwunden sind, daß sie zwischen Bergen und Noordwijk aber, hinter den neuen Dünen, erhalten sind. Dünen sind bewegliche Gebilde, da der Wind sie beständig umformt und zur Wanderung zwingt. Zur Ruhe sind auch die holländischen Dünen noch heute nicht gekommen. Man verwendet darum viel Arbeit darauf, man befestigt den Sand, indem man ihn mit Gras, Ginster und Buschwerk systematisch bepflanzt. Das Betreten des Dünengebiets ist abseits der wenigen zum Meer führenden Straßen verboten, damit das Wachstum nicht gestört wird. Auch dieses ist eine Art von Deicharbeit, denn die Dünen sind die natürlichen Meerdeiche. Darauf weisen auch die überall durchgeführten Sicherungen durch Buhnen und Wellenbrecher, die die Gewalt der Brandung auffangen.

In der Gegend von Noordwijk und Zandvoort kann man von wahren Dünengebirgen reden. Wenn auch Höhen von sechzig Metern kaum überschritten werden, so wirken die Dünen doch bedeutend höher. Alles ist relativ. Inmitten des Dünengebiets befindet man sich in einer völlig in sich abgeschlossenen Welt, in einer Welt mit Hügeln und Tälern, in einer seltsamen Landschaft mit niedrigen Wäldern, Heidestrecken und schroff oder sanft abfallenden Höhen, auf denen oben der zutage tretende Sand hell aufglänzt. Die Dünenlandschaft ist hinreißend durch die reiche Abwandlung weniger Formen, durch die Einheitlichkeit des verstaubten Gesamttons und durch das Leben des Lichts auf allem. Ihre eigene Wirklichkeit hat diese Welt und ihre eigene Romantik. Nichts kann eindrucksvoller sein, als wenn man den Standpunkt auf einer Höhe des Dünengebirges wählt – hier und dort ist es möglich – und nun unten das wundervolle parkartige Land hinter den Dünen, das flache, fruchtbare Poldergebiet und in der Ferne Haarlem, Leiden oder Amsterdam liegen sieht, ringsumher aber

das sandige, heideartige, weltabgeschiedene Dünenland, in dem kaum ein Zeichen menschlicher Tätigkeit sichtbar wird, und dahinter endlich das Meer mit seiner rauhen Gewalt. Mit einem Blick umfaßt man Gegensätze, die sich wie in einem Kunstwerk einen. Wo die alten Dünen mit dem Polderland zusammenstoßen, wo sie schon stark abgetragen sind, wo sich Marsch- und Geestland vermischt haben, begünstigt der Boden nicht nur das Wachstum der Laubbäume, was die herrlichen Parkanlagen am Ostabhang der Dünen erklärt, sondern auch die Zucht von Blumenzwiebeln. Darum hat vor allem auf der Strecke zwischen Bergen und Leiden die berühmte holländische Blumenzwiebelkultur ihren Sitz. Dort kann man im Frühjahr große Felder von Hyazinthen und Tulpen, von Krokus, Narzissen und Anemonen in Blüte sehen, dort werden auch in den Sommermonaten noch andere Blumenarten in üppiger Fülle gezogen. Der Eindruck des Blumenteppichs kommt zu allem andern hinzu. Es sind Blumen, die importiert worden sind, die eigentlich Mittelmeercharakter haben, die darum in die fruchtbare, aber auf Graugrün gestimmte Landschaft die Romantik jäher, exotischer Farben bringen, die dann aber wieder in strengen Vierecken so geordnet sind, daß sie sich der stilisierten Landschaft mit einer fremdartigen Natürlichkeit einfügen.
Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Dünenlandschaft hat das Gebiet der alten Moränen. Man spürt dieses Gebiet bald, nachdem man Amsterdam verlassen hat und nach Osten fährt. Sandige Bodenerhöhungen tauchen auf, Heideland und Kieferngehölz. Sie verschwinden, kommen wieder, dehnen sich aus und bilden endlich ein zusammenhängendes Ganze, während der Boden bis zu fünfzig, stellenweise sogar bis zu hundert Meter ansteigt. Die Straßen schwingen sich höher hinauf, und man überblickt eine weite bewaldete Landschaft, die sich nordwärts dahinzieht, ein malerisch

regelloses Gemisch von Höhen, flachen Tälern und kesselartigen Vertiefungen, bewegte Hügelrücken in vielen Reihen hintereinander. Man denkt an die Lüneburger Heide und an die Mark. Es ist dieselbe Struktur, dieselbe feine Melancholie, dieselbe akzentreiche Stille und derselbe Reiz des stumpf blaugrünen Gesamttons. Im Norden geht diese Landschaft in torfreiche Hochmoore über, in Ödland und Heide; doch dringt überall die Landwirtschaft siegreich vor mit ihren Kornfeldern, und auch die Forstwirtschaft macht sich bemerkbar. Dort, wo das hügelige Sandgebiet zur Ebene hinabsteigt, bietet der Boden der Waldbildung die günstigsten Bedingungen. Schöner dichter Laubwald, an vielen Stellen parkartig gelichtet, zieht sich, wie bei Arnheim, bis zum Rhein hinab. Auch diese Landschaft hat noch etwas Ursprüngliches bewahrt, auch sie bietet einen fast kunstmäßig wirkenden Gegensatz zu der fruchtbaren Kulturlandschaft des Poldergebiets.

Zusammengesehen geben die drei Landschaften: Moränengebiet, Polderland und Dünenstrich, einen eigenartigen und wundervollen Dreiklang. Die Bodengestaltung Hollands erscheint durch diese Gegensätze geistreich. Was man landschaftlich erlebt, ist Erdbildung an einer Peripherie. Geologisches wird auch dem Laienauge einmal verständlich, Jahrtausende bieten sich in Formen dar, die anschaulich faßbar sind.

Darüber wölben sich die hohen Himmel von Horizont zu Horizont. Es sind keineswegs Schönwetterhimmel. Das graue Wetter herrscht vor, das nahe Meer bringt Dünste, Nebel und Feuchtigkeit, und wenn es auch selten sehr kalt ist, so ist es doch selten auch warm. Die Feuchtigkeit aber macht, daß das Licht nie trocken und tot erscheint, daß es immer ein warmes, farbiges, wohltuendes Licht ist, das auf die weite Flachlandschaft herabrieselt. Die holländischen Landschaftsmaler haben diese grauen, oft schweren Wol-

kenhimmel gemalt, wie sie die Dünen, das Meer und die weite Wiesenlandschaft gemalt haben, diese Wolkenhimmel, die sich ins Unendliche verkürzen und so mächtig doch den Raum herstellen, an denen drohend-schöne Wolkengebilde unaufhörlich vom Meer hinaufwandern und nach Westen weiterziehen. Es ist ein Wetter, das frisch und feucht aus dem Meere heraufsteigt, ein Werktagswetter; es sind die Himmel der Küsten. Kein Klima, kein Wetter zum Träumen und Schwärmen. Unter diesen Himmeln hat der Mensch gelernt sich zu behaupten, sich zu wehren und von sich selber ein Höchstes zu fordern.

Aus dem kommenden Buche „Holland".

*

AUS DEN SINNSPRÜCHEN OMARS DES ZELTMACHERS

Des Lebens Karawane zieht mit Macht
Dahin, und jeder Tag, den du verbracht
Ohne Genuß, ist ewiger Verlust. –
Schenk ein, Saki! Es schwindet schon die Nacht.

*

Vom Himmel reißt der Morgen das schwarze Tuch
Der Nacht, drum füll mit Magierwein den Krug,
Saki, und reib dir deine Augen wach!
Glaub mir, du schläfst dereinst noch lang genug. –

*

Unter des Mondes wechselvollem Licht
Das Schicksal uns kein Morgenrot verspricht.
Drum trink im Schein des Monds, denn mancher Mond
Blickt auf die Erde einst und sieht uns nicht!

*

Die goldnen Lichter, die am blauen Weltrad gehn,
Haben sich viel gedreht und werden viel sich drehn. –
Und wir, im ewgen Kreislauf der Erscheinungen,
Kommen auf kurze Zeit, um wieder zu vergehn.

*

Wenn längst wir nicht mehr sind, wird sich dies Weltrad drehn,
Wenn unsre Spuren längst im Sand der Zeit verwehn.
Einst waren wir noch nicht – und 's hat nichts ausgemacht;
Wenn einst wir nicht mehr sind – wirds auch noch weitergehn.

*

Dem Töpfer sah einst im Basar ich zu,
Wie er den Lehm zerstampfte ohne Ruh.
Da hört ich, wie der Lehm ihn leise bat:
„Nur sachte, Bruder, einst war ich wie du."

*

Dort auf dem Wiesengrün, vom Bach umflossen,
Sind tausend prächtge Blumen aufgeschossen.
Tritt leise auf das Grün! Wer weiß, obs nicht
Aus einer Blumenwangigen Staub entsprossen! –

*

Als ich noch in der goldnen Jugend stand,
Schien mir des Daseins Rätsel fast bekannt.
Doch jetzt, am Schluß des Lebens, seh ich wohl,
Daß ich von allem nicht ein Wort verstand.

*

Hoch überm Firmament sucht ich die Quelle
Von Vorbestimmung, Paradies und Hölle.
Da sprach mein weiser Lehrer: „Freund, in dir
Allein sind Kismet, Paradies und Hölle."

*

In einem Arm den Krug, im andern den Koran,
Bald auf dem graden Weg, bald auf verbotner Bahn,
So bin ich unter dem türkisgewölbten Dom
Kein ganzer Heide und kein rechter Muselman.

*

Nach Regeln der Vernunft zu leben,
Ist zwar ein gar vergeblich Streben,
Doch Meister Schicksals flinke Hand
Schlägt tüchtig zu und lehrt uns leben.

*

O Herr! von Selbstgefälligkeit erlöse mich!
Lenk mich zu dir, und von mir selbst erlöse mich!
Solang ich nüchtern bin, kenn Gut und Böses ich,
Vergessen laß im Rausch du Gut und Böse mich.

*

Daß ich geboren ward, verdank ich deiner Huld,
Mein hohes Alter deiner Langmut und Geduld.
Nach hundertjährgem Sündenleben will ich sehn,
Ob deine Gnade größer oder meine Schuld.

*

Den Weg zur Rose hat noch nie gefunden,
Wer nicht auch ihres Stachels Schmerz empfunden.
Nie wär der Kamm zu Liebchens Haar gelangt,
Trüge sein Leib nicht hundert tiefe Wunden.

*

Heut ist der holde Tag nicht warm und kalt auch nicht,
Die Wolke wäscht der Welt ihr Blumenangesicht,
Ich hör die Nachtigall, wie sie zur Rose spricht:
„Blüh auf und lieb und trink, eh dich der Herbstwind bricht."

*

Ein Liederbuch, ein Brot, ein irdner Krug voll Wein,
Vom Lamm ein Schenkelstück – und dann so ganz allein
In weiter Flur mit dir, du tulpenwang'ge Maid,
Ein Sultan möchte wohl an meiner Stelle sein!

*

O weh um jenes Herz, in dem kein Feuer brennt,
Das nicht die hehre Glut der Liebessonne kennt;
Wer einen ganzen Tag ohn Liebe hingebracht,
Tut recht, wenn jenen Tag er 'nen verlornen nennt.

Aus dem Persischen übertragen von
Friedrich Rosen (Insel-Bücherei, Nr. 407)

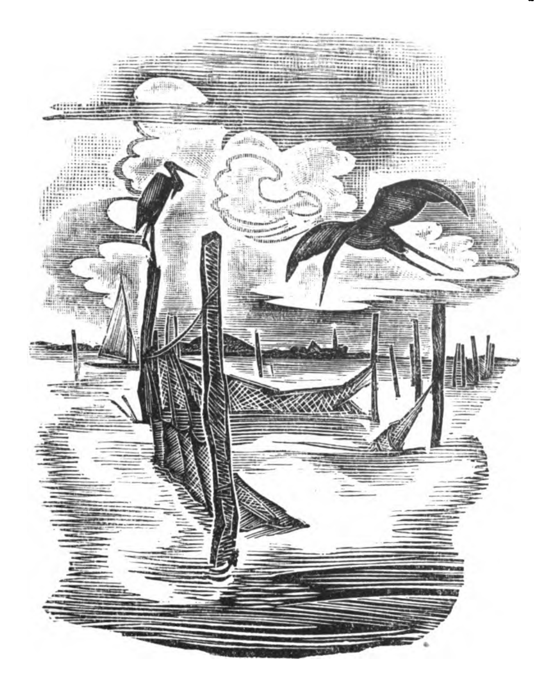
*

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / JUGEND-ERINNERUNGEN

Es wird unter unsern Himmelsstrichen nur verhältnismäßig wenigen glücken, etwa in einem Planwagen zur Welt zu kommen und somit gewissermaßen „sub divo", d. h. unter freiem Himmel, das Licht der Welt und der Kindheit vagabondierenderweise zu erblicken. Der seßhaft gewordene Höhlenbewohner, als welcher der heutige Europäer sich darstellt, pflegt insgemein auch seine Sprößlinge innerhalb steinerner sechs Wände ins Leben zu befördern. Ein Zimmer ist ihr erster Aufenthalt, ein Haus die erste Provinz, mit der ihre Welteroberung beginnt. Und so nehme ich denn auch an, daß es den meisten unter uns gehen wird wie mir, und daß das Vaterhaus – oder dem auch in diesem natürlichen Bedürfnis mit einem Ersatz vorliebnehmenden Großstädter doch die Elternwohnung – den meisten mehr sein wird als eine sentimentale Metapher, nämlich der Punkt, zu dem die Erinnerung zurückkehrt, wenn sie sich daran begibt, ihren eigenen Anfang aufzusuchen.

Wohl dem, dem dieses Vaterhaus zugleich ein Urväterhaus sein durfte, der mit dem ersten Blick des Erwachens in eine Vergangenheit hineinsehen durfte, in der gleichsam noch leiblich nah gute Geister der Vorzeit den Neuankömmling glückwünschend und beschirmend willkommen hießen. Doppelt wohl, wenn er in solchem Vaterhaus verbleiben darf, wenn die Stätte seiner Kindheit zugleich die seiner Mannesjahre bleiben darf, wenn er seine eigenen Kinder um den gleichen Herd erwachsen sieht, dessen Flamme ihn selber zuerst beschienen und erwärmt hat. Wenigen wird dies innerhalb des labileren Wohlstandes, der rascher zu Ende gelebten Überlieferung unserer bürgerlichen Welt zuteil, um so wenigeren, je mehr auch innerhalb der besitzenden Klasse die Ungewißheit und Unstäte des eigenen Inneren und der äußeren Lebensbedingungen und Einflüsse den Begriff des Besitzes selbst gegenüber anderen sozialen Bindungen als den eines eher fragwürdigen Prekariums erscheinen lassen.
So konnte denn zwar mein Vater seinen Kindern in einer engen, hochgiebligen Straße der Altstadt ein Altväterhaus zeigen, in dem noch seine eigne Kindheit groß geworden war, konnte von den vergoldeten Ledertapeten im Saale erzählen und den hohen, geräumigen Kornspeichern, Tummelplätzen der Ratten, die sich hinter dem engen, schmalen Hofe anschlossen, von seinem Taubenhaus im Hof und seinem Schlafkämmerchen, in dem es winters so kalt war, daß nicht nur das Wasser im Waschbecken, sondern auch die Wolldecke vorm Munde des Schlafenden gefror. Aber längst war das alte Haus in andern Händen, längst war die Straße wie das ganze Viertel von den Familien des Kaufmannsstandes verlassen und sah die ehemaligen Bewohner und ihre Nachkömmlinge nur noch zu den Geschäftsstunden als Inhaber der gleichen, jetzt zu Kontor- und Probenzimmern herauf- oder herabgewürdigten Räume, in denen

ihre Mütter und Großmütter geboren, ihre Vorfahren sich um den täglichen oder feiertäglichen Tisch versammelt hatten. Ich kann mich noch eines derartigen Hauses entfernter Verwandter erinnern, in dem noch lange zwei alte Schwestern hausten und aus dem dann eine berühmte, prächtig geschnitzte Treppe in einen von der Stadt unter Zuhilfenahme alter Zieraten halb als Sehenswürdigkeit, halb als Speise- und Trinklokal errichteten Neubau wanderte. Noch eines anderen alten Hauses jener Gegend erinnere ich mich, in dessen breite und finstere Hausdiele noch das mächtige Tauende jener bei uns „Kran“ genannten Winde herabhing, mittels derer die Ballen, Fässer und Kisten in die



oberen Speicherräume befördert wurden, und dessen Wohnzimmer mit einer Auslucht steil über dem Strom hing, dessen Rinne, schmal und unergiebig, wie sie leider Gottes war und ist, doch seit Menschengedenken einen beträchtlichen Teil von den Schätzen dieser Erde hier heran und gegen gemünzten Entgelt weiter ins Land hinein oder hinaus über die unvorstellbare Weite des Weltmeeres getragen hat. Aber jetzt „wohnt" in diesem Viertel, wie man so zu sagen pflegt „niemand" mehr, seitdem sogar eine Anzahl geistlicher Würdenträger aus der immer lärmender und untraulicher gewordenen Nähe der Altstadtkirchen in eine der Zurückgezogenheit ihres Amtes und ihres Studiums angemessenere vorstädtische Behausung geflüchtet ist. Wobei freilich zu erinnern wäre, daß jener „Niemand" sich immerhin noch in einer recht beträchtlichen Anzahl von kleineren Geschäftsleuten, Handwerkern, Wirten, Hausverwaltern und anderen in der Stätte ihres Berufs Wohnhaften verkörpert.

Auch unser Haus – denn dies Haus, in dem ich zur Welt kam und bis zu meinem zehnten Jahre wohnen durfte – empfinde ich als „unser", die späteren nur mit Einschränkung –, lag in einem Quartier, das damals noch in vollem Umfange als vorstädtisch anzusehen war, während es heute schon in bedrohliche Nähe des Stadtinnern und der Überflutung durch den Geschäftsverkehr gerückt ist. Unser Haus stand Mauer an Mauer mit andern, gleichartigen; Nachbarn und Gegenüber, alle in jenem freundlich und zierlich geschmückten Stil des späten Berliner Klassizismus erbaut, der noch über die siebziger Jahre hinaus im ganzen Norden der herrschende war. Es war mit seinem immergrünen Vorgarten und seiner Vierfensterfront ein durchaus banales Haus von mäßiger Stattlichkeit, dem auch die Tatsache, daß sein Vorbesitzer ein ehrwürdiger und überaus langlebiger Bürgermeister und Regent unsres Stadt-

staates gewesen, eine eigentliche Weihe nicht mitzuteilen vermochte. Und doch, als ich, nach der mit dem Ableben meines Vaters gegen Kriegsende erfolgten Auflösung unsres späteren, weit vor der Stadt in einem großen Garten gelegenen, viel schöneren und geräumigeren Familienhauses in die Vaterstadt zurückkehrend, mich nach einer neuen Behausung umzusehen hatte, hegte ich keinen dringenderen Wunsch als den, der alte Herr, der nun schon seit Jahrzehnten vergnügt und zufrieden in „unserm" alten Hause wohnte, möchte von einem plötzlichen Ekel an seinem Besitz oder, wenn das nicht fruchte, von einem für mich aussichtsreichen Kräfteverfall heimgesucht werden. Er möge mir den letzteren, doch nicht ganz ernst gemeinten Wunsch verzeihen; die Nichterfüllung jenes ersten Wunsches verzeihe ich ihm nie.

Denn es ist so: Dieses an sich völlig belanglose Dutzendhaus, bei dessen Verlassen der Zehnjährige, freilich nicht ohne Anlehnung an ein empfindsames Vorbild aus dem damals viel verbreiteten Hamburger Kinderbuch „Roland und Elisabeth", bittere Tränen vergoß und zum erstenmal an der Unfehlbarkeit seiner Mutter zweifelte, auf deren Drängen hin die schon etwas lärmend gewordene Gegend mit einer stilleren und modischeren vertauscht wurde, hat mir, so absurd das klingen mag, zeitlebens wie ein verlorenes Paradies vor der Seele gestanden. Ich habe es nie wieder betreten, würde mich aber heut noch im Dunkeln zurechtfinden, weiß noch jedes Boden- und Kellergelaß, zu geschweigen der Speisekammer und der Küche mit den hellen Fliesen und dem großen Küchentisch, an dem wir vor Weihnachten die braunen Kuchen mit blechernen Stanzen zu Rosetten, Sternen, Halbmonden und anderem mehr formen und mit einem Mandelherzen versehen durften, eine Freude, die wenigstens für mich größer war als das Verspeisen des eher groben und allzu stark gepfefferten Gebäcks. Gedenke ich aber jenes

riesigen und kunstvollen Weihnachtsbackwerkes, das zu eben der Zeit auf einer anderen Anrichte von erfahrenen Händen gerührt, gewalzt, geknetet, bestreut und mit allen Zutaten kanonischer Vorschrift versehen wurde, spreche ich das Wort „Klaben" aus, so bin ich sicher, auf dem Antlitz jedes meiner engeren Mitbürger beiderlei Geschlechts einem verständnisinnigen Schmunzeln zu begegnen; denn dies durch ein Übermaß von Butter, Zucker, Rosinen, Korinthen, Zitronat und Rosenwasser fast zur Unverdaulichkeit des Marzipans entstellte Brot der hohen Kirchenfeste ist für jeden Bremer Ambrosia. An besagtem Küchentische fand man mich einmal – etwa in meinem fünften oder sechsten Jahr – jämmerlich schluchzend; und ich erinnere mich sehr wohl, daß ich auf die Frage nach der Ursache meines Kummers erwiderte, ich weine über mein junges Leben, das ich in dem nächsten Krieg werde dahingeben müssen. Das Gelächter, dem diese, ich gestehe es, nicht ganz vorsichtige Entblößung meines Innern begegnete, schallt mir noch heute in den Ohren. Aber, um mich nicht materieller zu machen, als ich leider Gottes bin, nicht Küche und Speisekammer stellten das Paradies meiner Kindertage dar, sondern der eigentliche „Paradeisos" des Hauses, der nach hinten gelegene schmale, aber sonnige und ungewöhnlich tiefe Stadtgarten, zwischen dessen nach altem Schifferbrauch schwarzgeteerten Holzplanken im Frühling unter der Obhut des Gärtners und meiner Mutter Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, tränende Herzen, Rhododendron und Azaleen blühten und gegen Herbst an manchem Fruchtbaume Reinetten und Gravensteiner, Aprikosen, Pfirsiche und Walnüsse alljährlich in – für die Erinnerung wenigstens – gleicher Fülle zu unverwehrtem Genusse winkten. Auch hier fehlte ein Taubenhaus nicht, ja selbst ein kleiner Hühnerhof war zeitweilig vorhanden; denn sparsam betriebene Geflügelzucht war eine der wenigen Liebhabe-

reien – vielleicht die einzige –, die der gegen sich selbst ungewöhnlich karge und strenge Hausherr sich gestattete. So wurden denn auch zweimal im Jahre die besten und tauglichsten der Hühner in einen Korb gepackt, um den Umzug der Familie aufs Land oder in die Stadt mitzumachen. – Auch der Gartenpavillon, hinter dem ich meine ersten schmachvoll mißglückten und noch schmählicher entdeckten Rauchversuche angestellt, machte einmal einen solchen Umzug mit, indem er, anhänglicher als das alte Haus selbst, bei dessen Verkauf seinen bisherigen Charakter als Immobile verleugnend, mit uns auf einen inzwischen erworbenen Sommersitz hinauszog, um dort, unsern Kinderspielen dienend, als ein leibhaftiger Zeuge unwiederbringlich verlorener Vergangenheit sich niederzulassen.

Es ist sonderbar: Ich habe das Schicksal gehabt, während meiner Kinderjahre und auch später, solange es noch ein Vaterhaus gab, in vielen ländlichen Aufenthalten, in schönen und geräumigen Gärten für eine Weile heimisch zu sein; gerne denke ich ihrer aller; aber bei keinem meldet sich mein Herz mit rascherem Pochen so wie bei jenem ersten, engsten und unergiebigsten dieser Gärten; an keine seiner Einzelheiten darf ich mich ohne Sehnsucht erinnern, nicht an die Pyramideneiche, die, von der Mitte her königlich ausgreifend, wohl fast seine halbe Breite füllte, nicht an die große, schattige Eschenlaube, deren nachmalige Wiederholung in unserm Landgarten mir doch nur immer als eine mißglückte Replik erschienen ist, nicht an jenes zarte Rankgewächs – es muß eine zwergige Spielart des Caprifolium gewesen sein –, das, an einem Rosenhochstamm rankend, sich der besonderen Liebe meiner Mutter erfreute, oder an die Rhabarberstaude, deren strotzende rote Blattknospen der Vater uns im ersten Frühjahr als ein Sinnbild der ins Licht verlangenden Kräfte des Erdinnern zu zeigen pflegte. Veilchen und Immergrün, die liebliche blaue Vinca

minor, meiner Mutter Lieblingsblume, gab es an schattigerer Stelle; und gegen Frühling sproßten im Vorgarten zwischen den Ilex und Tuja im Schutz der bis an die Straße vordringenden, efeubewachsenen Wand des Nachbarhauses die Maiglöckchen.

Aber auch andere, dramatischere Bilder steigen, während ich unseres Gartens gedenke, vor mir auf. Wir spielen Indianer. Der weiße Mann ist an einen Baum gebunden, nach allen Regeln der Kunst skalpiert und von zahllosen Geschossen durchbohrt. Verendet, eine jammervolle Leiche, hängt er am Marterpfahl. Ich, dem siegreichen Stamme der Sioux angehörig, schleiche mit dem katzengleichen Schritt der Rothäute herzu und – verderbe in dem Bestreben, die Illusion auf die Spitze zu treiben, den ganzen Effekt, indem ich an den „Toten" herantrete, ihn beschnüffle und mich umwendend in wohldosierter Mischung von Siegerstolz und Abscheu ausrufe: „Er stinkt schon." Hohngelächter der Älteren und unauslöschliche Schande belohnen diesen ersten Versuch, Dichtung als Wahrheit zu behandeln. Ein anderes Bild: Ich wälze mich auf dem sonnigen Rasen und tolle mit unserm Hund. „Schnauz" war sein Name; und ein Schnauzer war er auch der populären Terminologie nach. Aber mitten im Tollen und Spielen halte ich inne und ziehe den vierbeinigen Gefährten wehmutsvoll an meine Brust; denn plötzlich wird mir klar, daß all meine Liebe und Zärtlichkeit ihm nicht zu helfen vermöge gegenüber der Tatsache, daß er keine unsterbliche Seele besitze. Denn hierüber lauteten die Instruktionen meiner Kinderjahre knapp und eindeutig. Tiere waren nützlich oder schädlich. Dieser hatte man sich zu erwehren oder sie nach Gelegenheit auszurotten; jener bediente man sich zu seinen Zwecken, dankte dem Schöpfer für ihr Dasein und behandelte sie, solange sie „mit dabei sein" durften, mit gelinder Strenge. Im übrigen gehörten sie wie Gestein und Gepflänz

der Materie an, aus der von allem sichtbaren Geschöpf allein der Mensch sich zu seiner fragwürdigen Wanderung gegen die ewige Seligkeit oder die ewige Verdammnis erhob. Die naive Grausamkeit solchen Weltbildes sollte mir allerdings in diesem meinem Kindheitsgarten noch drastischer vor Augen geführt werden. Eines Tages entsprang ein schon enthaupteter Hahn, der erste, dessen Schlachtung ich grausend und protestierend beigewohnt, dem Messer der Köchin und lief aus der Waschküche, in der die Opferung stattgefunden, zu meinem zitternden Entsetzen, kopflos wie er war, durch die offene Tür in den Garten hinaus. Und später einmal in einer verschwiegenen Ecke desselben Gartens zeigte mir mein älterer Bruder, wie man der arglosen Taube in der Hand den zum Verderben vorbestimmten Hals umdrehe.

Ich gestehe, daß mir zeitlebens die gesunde Mordlust ermangelt hat, die den meisten Knaben, vor allem auf dem Lande, derartige Hinrichtungen und Schlachtfeste als ein begehrenswertes Schauspiel erscheinen läßt. Zwar hat mich mein Abscheu gegen jede Art von Blutvergießen nicht zum Vegetarier zu machen vermocht, und ich muß den Vorwurf der Inkonsequenz, den solche Haltung nach sich ziehen mag, auf mich nehmen. Aber es sei drum, ich halte es in dieser Beziehung mit Walther Rathenau, der mir einmal erzählte, er habe auf die Frage, ob er denn nicht Jäger sei, geantwortet, er schlachte auch nicht selbst.

Aber es ist so, der Mensch verwöhnt sich gern und bildet sich gern mehr ein, als er wert ist. Gäbe es ein Gesetz, nach dem man nur Fleisch essen dürfte, das man selber habe schlachten helfen, so würden wahrscheinlich die Pflanzenesser sich bedeutend vermehren.

*

BAUERN, BÜRGER UND HANSA

JOHANNES BOEMUS ÜBER DIE LAGE DER BAUERN
(um 1500)

Landleute heißen, die das Land von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof bewohnen und es bebauen, sie führen ein elendes und hartes Leben. Jeder von ihnen lebt demütig für sich, von anderen getrennt, mit seiner Familie und seinem Vieh. Ihre Wohnungen sind aus Lehm und Holz errichtete und mit Stroh bedeckte Hütten, die nur wenig über den Erdboden hervorragen. Hausbrot, Haferbrei, gekochtes Gemüse sind ihre Speisen, Wasser und geronnene Milch ihre Getränke. Die Leute stecken alle Zeit in Arbeit, Unruhe und Dreck. In die benachbarten Städte schleppen sie, was sie von ihren Feldern und dem Vieh gewinnen; sie selbst kaufen sich dort, was sie eben brauchen, da bei ihnen keine oder nur wenige Handwerker wohnen.

In die Kirche, die in jedem Dorf steht, gehen sie am Vormittag jeden Feiertages und hören dort von ihrem Priester das Wort Gottes und wohnen dem Meßopfer bei; am Nachmittag kommen sie unter der Dorflinde oder auf sonst einem öffentlichen Platz zusammen und erledigen ihre Angelegenheiten. Die jungen Leute führen dann beim Klange von Pfeifen und Schalmeien ihre Reigentänze auf, die Alten gehen in das Wirtshaus und trinken Wein.

Auf freies Feld geht kein Mann unbewaffnet, für jeden Zwischenfall trägt der Mann das Schwert an der Seite. Jedes Dorf wählt unter seinen Bewohnern zwei oder vier Männer aus, die man Bauernmeister nennt und die bei Streitsachen, bei Verträgen und öffentlichen Angelegenheiten Friedensrichter sind. Diese Bauernmeister haben aber nichts zu befehlen, das ist Sache der Herren oder der von diesen ernannten Schultheißen.

Den Herren müssen die Bauern oftmals im Jahre dienen:

das Feld beackern, säen, ernten und die Frucht in die Scheuern bringen, Holz fällen, Häuser bauen und Gräben ausheben. Es gibt nichts, wovon die Herren nicht behaupten, daß das geknechtete und arme Volk es ihnen nicht schulde; die Leute können auch nicht wagen, die Ausführung eines Befehles zu verweigern, da sie dann schwer bestraft werden.
Nichts aber bedrückt diese Leute so, als daß der größere Teil der von ihnen bewirtschafteten Felder nicht ihnen, sondern den Herren gehört, von denen sie sich für einen bestimmten Teil der Ernte ihr Land jährlich zurückkaufen müssen.

*

DIE GROSSE RAVENSBURGER HANDELSGESELLSCHAFT

Große Rekordanz für Genf, Avignon, Barcelona, Saragossa, Valencia und Lyon, verfaßt von Andreas Sattler für Hans Hinderofen und die Gesellen, 13. Oktober 1477. Liebe Freunde..., euch verlangt mit Recht zu wissen, wie unsere Abschlußrechnung ausgefallen ist. Was uns Gott zu Gewinn gegeben hat, waren 21 % (in drei Jahren), wofür wir dem Allmächtigen Lob und Dank sagen. Ihr werdet das wohl verstehen, denn der Lauf der Welt ist wirklich allenthalben wild und schwer und ungetreu.
Der Kaufleute sind mehr als rote Hunde, alle Winkel sind voll, und der Gewinn ist schmal. Wenn man das bedenkt, liebe Freunde, so müssen wir zufrieden sein und hoffen, daß unsere Sachen fortan besser werden; ihr selber werdet dazu helfen, wie wir zu euch allen das Zutrauen haben. So hoffen wir mit Gottes Hilfe unsere Sachen ebensowohl zu Nutzen zu schieben als andere Leute, denn wir haben einen guten Kredit und sind bis jetzt immer redlich mit unseren Waren umgegangen. Das laßt uns weiterhin so halten, so kann es uns

nicht anders denn gut gehen. Ebenso haben wir für den Kauf wie den Verkauf Kunden, um die mancher viel gäbe. Solche Stege und Wege in Deutsch- und Welschland zu haben, ist kein geringes Kleinod, dazu ein löblich ehrbar Wesen; von keiner Gesellschaft in der Welt hat man je gehört, daß sie so lange und so redlich bestanden habe, schier bei hundert Jahren. Große Almosen und Zierden zur Ehre Gottes hat die Gesellschaft gestiftet und stiftet sie noch alle Tage, und so möge es auch bleiben. Auch sind in unser Land durch die Gesellschaft großes Gut und Reichtum gekommen. Sollte dies aufhören, das wäre, meine ich, wider Gott, Schande und Schaden, es ist so mancher dadurch allenthalben erfreut worden . . .
Wenn es dir nötig scheint, lieber Jakob (Rudolf), nach Aragon zu reiten, so sei dazu willig, und helfet einander getreulich, so geht es uns desto besser . . . Du bist nun bei Allah einer der Alten, nimm die Sachen tapfer in die Hand, das mag dir und einem jeden im großen zugute kommen, es sei zu Valencia oder zu Aragon, und sei den jungen Leuten ein gutes Vorbild, das ehret dich gar wohl in allen Dingen. Hans Konrad (Muntprat), dir ist auch gar vieles und Großes trotz deiner Jugend befohlen, denke daran und überhebe dich dessen nicht, meine nicht, du wüßtest nun alles. Es steht jungen Leuten wohl an, daß sie nach dem fragen, was sie nicht wissen, besonders in solchen großen Sachen. Sei emsig Tag und Nacht bei den Büchern und beim Ankündigen, so spürt man, daß du guten Willen zur Kaufmannschaft hast, und gönnt dir die Ehren wohl. Überhebe dich ihrer nicht und ordne dich den Älteren unter, sei auch sonst züchtig und bescheiden in Kleidung, das ehret dich mehr, als wenn du hoch hinaus wolltest; ist einer auf seine eigenen Kosten draußen, so mag er den Junker spielen, wie er will. Auch ihr anderen alle, kleidet euch schlicht! Man hält dann sehr viel mehr von euch; auch

wollen wir von keinem, er sei wer er wolle, Verschwendung dulden, denn die lassen die Gewinne nicht zu. Darum, Jakob, Polai (Zwick) und Hinderofen, wenn ihr solches bemerkt, so laßt es uns bei eurem Eide wissen, ebenso anderes, es sei mit Frauen oder sonst etwas, woraus der Gesellschaft Schaden kommen könnte. Auch führt eure Bücher gut, zuverlässig und sauber, so daß man sich bei der Abrechnung daraus klar werden kann, das gehört zum Kaufmann; auch befleißigt euch guter Schrift, daß man es lesen kann...
Felix (Humpis) und ihr jungen Leute, seid bedacht und emsig beim Verkaufen, seid höflich und freundlich gegen die Leute. Ihr müßt früh und spät hinterher sein, damit ihr die Waren sauber beieinander habt, wendet auch die Nacht darauf. Wenn ihr emsig seid, so braucht man euch hinfort zu Größerem, seid ihr aber im Kleinen faul und fahrlässig, was sollte dann einer im Großen tun!...

Brief des Klaus Frauenfeld an Klaus Bützel in Bourg, Lyon 18. Juni 1479.... Deine Entschuldigung für alles haben wir wohl verstanden, sie ist gleich einem, der sich mit einer Hose zudeckt. Du meinst, durch hübsche Worte uns mit sehenden Augen blenden zu können, es wäre ebensogut gewesen, du hättest geschwiegen. Besonders mit dem Geldhafen uns etwas vormachen zu lassen, ist nicht unsere Gewohnheit. Hast du auch viel eigenes Geld, so läuft es dir doch nicht in Bächen zu. (Verschwendung) steht dir nicht wohl an auf die Unterredung hin, die man kürzlich mit dir dort draußen gehabt, und auf deine Zusagen hin. Und kurz, nichts ist uns mehr zuwider als dein stolzes Gemüt und deine Verachtung, das wollen wir, bei Gott, nicht leiden, darum bedenke dich und laß ab davon. Du bist den Winter über zu Bourg gelegen, und wir können nicht sehen, daß deine Tätigkeit sehr fruchtbar gewesen ist. Wir entnehmen deiner Antwort, daß du nicht gewillt bist,

zu Fuß (nach Spanien) zu gehen. Ebenso Gute wie du sind zu Fuß gegangen; und, Klaus, unsere Meinung ist, du besteigst das Schiff, und was man dir aufträgt zu Fuß, zu Roß oder auf dem Meer, dazu sollst du willig sein. Bist du das, so handle auch so, bist du es nicht, so treibe nicht dich und uns herum, sondern komm hierher, aber zu Fuß! dann wollen wir weiter miteinander reden. Und, Klaus, Klaus, bedenke dich recht, brich deinen stolzen Sinn, es tut nicht gut du kannst glauben, was man an dir tut, das tut man deinem seligen Vater in der Erden zulieb...

Rekordanz vom 9. Oktober 1479. – ... Jakob, du bringst junge Lehrlinge mit dir, die versorge zum besten mit Herren, denn wir wollen, daß viele dort sind, damit wir nicht an einen gebunden sind, wir werden bald noch ein ganzes Dutzend hinaussenden. Ihr wißt wohl, wem jeder zugehört, und wie man es vorzeiten gehalten hat; die Jungen, die bei den Herren sind, sind alle Feiertage in unser Haus gekommen, saßen in einer Kammer und rechneten. So soll es nach unserem Willen gehalten werden. Es ist dies den Jungen besser, als wenn sie in der Stadt umeinander spazieren. Wenn einer unserer Jungen darin nicht willig ist, so blaset ihm den Staub von den Ohren, denn wo Worte nicht helfen, tut es ein guter Streich...

Rekordanz vom 29. August 1480. – ... Item wisset, liebe Freunde, daß Klaus Frauenfeld nicht mehr einer der Unseren ist; er hat kurzen Urlaub von uns genommen, was wir von ihm nicht erwartet hätten, wiewohl er uns nichts mehr schuldet bis auf die Abrechnung. Wir haben gehört, er sei unter das reisige Volk nach Frankreich gegangen, damit geht es ihm vielleicht besser als mit der Kaufmannschaft. Wenn er also zu euch kommt, so richtet euch darnach, daß er nicht mehr zu uns gehört...



Deutscher Bauer

Kupferstich aus dem 15. Jahrhundert

Memoria für Wolf Apenteger für die Ostermesse zu Lyon und Genf, Ravensburg vor dem 18. April 1515.
Lieber Wolf, du reist im Namen Gottes zur Ostermesse nach Lyon, wiewohl wir diesmal dort keine besonderen Geschäfte haben; dennoch wollen wir die Kosten dafür wohl aufwenden, da es eine Hauptmesse ist. Du sollst dir dort den Lauf der Dinge ansehen jetzt mit dem neuen König, wie der sich mit allen Nationen und Kaufleuten halten will, insonderheit mit uns Deutschen aus den Reichsstädten, ob er uns ein frei sicher Geleit geben will wie der vorige König, und was er mit uns und anderen Nationen und Kaufleuten vorhat. Werden die Eidgenossen mit ihm einig, so werden sie Kind im Haus werden, aber da wird noch viel Zeit zugehören, doch tut Geld viel. Was du über dies alles hören wirst, das berichte uns redlich...

Aus dem Werke „Bauern, Bürger und Hansa" der Sammlung „Deutsche Vergangenheit", herausgegeben von Johannes Bühler.

*

ALDOUS HUXLEY / GRÜNE TUNNEL

„In den italienischen Gärten des 13. Jahrhunderts . . ."
Mr. Buzzacott brach ab, um sich zum zweitenmal von dem Risotto zu nehmen. „Ein ausgezeichneter Risotto", bemerkte er. „Nur wer in Mailand geboren ist, kann ihn richtig zubereiten, so sagt man."
„Ja, so sagt man", wiederholte Mr. Topes mit seiner traurigen, gleichsam um Entschuldigung bittenden Stimme und nahm sich ebenfalls davon.
„Ich, für meine Person", sagte Mrs. Topes mit Entschiedenheit, „finde die ganze italienische Küche gräßlich. Ich vertrage das viele Öl nicht – noch dazu heiß. Nein, danke schön." Sie schauderte vor dem dargebotenen Gericht zurück.

Nach dem ersten Bissen legte Mr. Buzzacott die Gabel nieder. „In den italienischen Gärten des 13. Jahrhunderts", begann er von neuem und vollführte dabei mit der schmalen, blassen Hand eine schwungvolle Gebärde, die mit dem Erfassen seines Bartes endete, „wandte man häufig und mit glücklichster Wirkung eine Art grüner Tunnel an."
„Grüne Tunnel?" Barbara erwachte jäh aus ihrem entrückten Schweigen. „Grüne Tunnel?"
„Ja, mein Kind", sagte ihr Vater. „Grüne Tunnel. Gewölbte Laubengänge aus Weinreben oder Schlinggewächsen. Sie hatten oft eine beträchtliche Länge."
Aber Barbara hatte schon wieder aufgehört, auf das zu achten, was er sagte. Grüne Tunnel – das Wort war zu ihr herangeschwebt durch abgründige Tiefen von Träumerei, über weite Räume von Zerstreutheit hinweg, und hatte sie in Verwunderung versetzt wie der Ton einer fremdartig klingenden Glocke. Grüne Tunnel – welch wundervoller Gedanke! Sie hatte keine Lust, ihrem Vater zuzuhören, bis er durch seine Erklärungen das Wort glanzlos gemacht hätte, – ein verkehrter Alchimist, der Gold in Blei verwandelte. Im Geiste sah sie Höhlen in einem großen Aquarium, lange Durchblicke zwischen Felsen und kaum sich regenden Wasserpflanzen und blassen, entfärbten Korallen; endlose, mattgrüne Gänge, in denen ungeheuere, träge Fische ziellos dahingondelten, – grüngesichtige Scheusale mit Kugelaugen und mit Mäulern, die sich langsam öffneten und wieder schlossen ... Grüne Tunnel ...
„In illuminierten Handschriften aus der Zeit habe ich sie abgebildet gesehen", fuhr Mr. Buzzacott fort. Abermals umfaßte er seinen braunen Spitzbart, umfaßte und kämmte ihn mit den langen, schmalen Fingern.
Mr. Topes sah auf. Die Gläser seiner runden, eulenhaften Brille funkelten, als er den Kopf bewegte. „Ich weiß, was Sie meinen", sagte er.

„Ich habe nicht übel Lust, hier in meinem Garten welche anzulegen."
„Sie werden lange Zeit zum Wachsen brauchen", erwiderte Mr. Topes. „In diesem Sandboden hier und so nahe dem Meere werden Sie bloß Weinreben anpflanzen können. Und die wachsen sehr langsam – sehr langsam." Er schüttelte den Kopf, und die Lichtfunken in seinen Brillengläsern führten einen wilden Tanz auf. Seine Stimme sank hoffnungslos, sein Schnurrbart sank, seine ganze Person sank zusammen.
„Gar so langsam wachsen sie nicht", sagte Mr. Buzzacott zuversichtlich. Er war erst etwas über fünfzig und sah aus wie ein stattlicher Fünfunddreißiger. Er gab sich selbst wenigstens weitere vierzig Jahre, ja, er hatte noch nicht einmal begonnen, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß es je zu Ende sein könnte.
„Miß Barbara wird sich vielleicht dereinst an ihnen erfreuen – an Ihren grünen Tunnel." Mr. Topes seufzte und blickte über den Tisch auf seines Gastgebers Tochter.
Barbara saß da, die Ellbogen auf dem Tisch, das Kinn in den Händen, und starrte vor sich hin. Der Klang ihres Namens drang nur verschwommen zu ihr. Sie wandte den Kopf in die Richtung, aus der Mr. Topes sprach, und sah sich dem Glitzern seiner runden, konvexen Brillengläser gegenüber. Am Ende des grünen Tunnels – sie starrte auf die glänzenden Kreise – hingen die Augen eines glotzenden Fisches. Sie kamen näher und näher herangeschwommen in dem dämmerigen submarinen Gang.
Betroffen von Barbaras starrem Blick, sah Mr. Topes weg. Was für tiefsinnige Augen! Er konnte sich nicht erinnern, jemals so gedankenvolle Augen gesehen zu haben. Es gab gewisse Madonnen von Montagna, überlegte er, die ihr sehr ähnlich waren: sanfte, kleine, blonde Madonnen mit zarten Stumpfnäschen und sehr, sehr jung. Aber er war alt. Es würde viele Jahre brauchen, trotz Mr. Buzzacotts Zuver-

sicht, ehe die Reben zu einem Laubengang herangewachsen wären. Er nahm einen Schluck Wein und saugte dann mechanisch an seinem herabhängenden grauen Schnurrbart.

„Arthur!“

Beim Ertönen der Stimme seiner Frau fuhr Mr. Topes zusammen und hob die Serviette zum Mund. Mrs. Topes erlaubte das Saugen an Schnurrbärten nicht. Es geschah nur in Augenblicken von Geistesabwesenheit, daß er – jetzt noch – dagegen verstieß.

„Der Marchese Prampolini kommt zum schwarzen Kaffee zu uns“, sagte Mr. Buzzacott plötzlich. „Fast hätte ich vergessen, es euch zu sagen.“

„Einer von diesen italienischen Marquis vermutlich“, sagte Mrs. Topes, die kein Snob war, außer in England. Sie hob ihr Kinn mit einem kleinen Ruck.

Mr. Buzzacott beschrieb mit der Hand eine aufwärts gegen sie gerichtete Kurve. „Ich versichere Ihnen, Mrs. Topes, er gehört einer sehr alten und vornehmen Familie an. Die Prampolini stammen aus Genua. Erinnerst du dich an ihren Palazzo, Barbara? Gebaut von Alessi.“

Barbara blickte auf. „O ja“, sagte sie zerstreut. „Alessi. Ich weiß.“ Alessi: Aleppo – „allwo ein Türke, tückisch und beturbant“ – u n d beturbant; das hatte ihr stets äußerst komisch geschienen.

„Mehrere seiner Vorfahren zeichneten sich als Vizekönige von Korsika aus“, fuhr Mr. Buzzacott fort. „Sie bewährten sich vorzüglich bei der Unterdrückung von Aufständen. Merkwürdig übrigens“ – er wandte sich an Mr. Topes –, „wie die Sympathieen stets aufseiten der Rebellen sind, nicht? Wieviel Aufhebens die Leute wegen Korsikas machten! Dieses lächerliche Buch von Gregorovius zum Beispiel. Und die Iren und die Polen und alle übrigen. Mir erscheint es immer höchst überflüssig und abgeschmackt.“

„Ist es nicht vielleicht doch ein wenig begreiflich?" begann Mr. Topes schüchtern und versuchsweise. Aber sein Gastgeber sprach weiter, ohne auf ihn zu hören.
„Der gegenwärtige Marchese", sagte er, „ist der Führer der hiesigen Fascisti. Hier in der Gegend haben sie unendlich viel Gutes geleistet durch die Art, wie sie Ordnung und Gesetz aufrechterhielten und die unteren Klassen auf den ihnen gebührenden Platz verwiesen."
„Ah, die Faschisten", wiederholte Mrs. Topes beifällig. „So etwas sollten wir auch in England haben. Bei all diesen vielen Streiks ..."
„Er hat mich um einen Beitrag für ihren Organisationsfonds gebeten. Selbstverständlich werde ich ihm einen geben."
„Selbstverständlich." Mrs. Topes nickte. „Mein Neffe, der, der im Kriege Major war, hat sich beim letzten Kohlenstreik als Freiwilliger betätigt. Ich weiß, es tat ihm leid, daß es nicht zu einem Kampf kam. ‚Tante Annie,' sagte er zu mir, als ich ihn letztes Mal sah, ‚wenn es zu einem Kampf gekommen wäre — wir hätten sie vollkommen knock-out geschlagen – vollkommen!'"
In Aleppo kämpften die Faschisten, tückisch und beturbant, unter den Palmen. Das waren doch Palmen, diese buschigen grünen Wedel?
„Was? Kein Eis heute? Niente gelato?" erkundigte sich Mr. Buzzacott, als das Mädchen ein Pfirsichkompott auf den Tisch stellte.
Concetta entschuldigte sich. Die Eismaschine im Dorfe sei kaputt. Bis morgen werde es kein Eis geben.
„Zu arg", sagte Mr. Buzzacott. „Troppo male, Concetta."
Unter den Palmen konnte Barbara sie sehen: sie sprangen dort herum und kämpften – sie waren beritten – auf großen Hunden – und in den Bäumen schaukelten sich riesige bunte Vögel.

„Schon recht, Vater.“ Ohne sich bei der Antwort umzuwenden, ging sie zur Tür.

Dämmerung umfing sie in ihrem Zimmer, dessen Fensterläden geschlossen waren. Sogar hier war es heiß. Für weitere drei Stunden würde es kaum möglich sein, sich zu rühren. Und da machte Mrs. Topes, diese alte Idiotin, immer Geschichten, wenn man mit bloßen Beinen und nur im Bademantel zum Mittagessen kam. „In Indien legten wir stets besonderen Wert darauf, immer ordentlich und entsprechend gekleidet zu sein. Eine Engländerin muß ihre Stellung gegenüber den Eingeborenen wahren, und die Italiener, in jeder Hinsicht, s i n d Eingeborene!“ Also mußte sie stets Schuhe und Strümpfe anziehen und ein regelrechtes Kleid überwerfen, gerade für die heißeste Stunde des Tages. Was für eine dumme Gans das Frauenzimmer war! Sie streifte Kleid und Wäsche ab, so schnell sie konnte. Das war doch ein wenig besser.
Vor dem langen, in die Türe des Kleiderschrankes eingelassenen Spiegel stehend, kam sie zu dem beschämenden Schluß, daß sie aussähe wie ein schlecht geröstetes Stück Brot. Braunes Gesicht, brauner Hals, braune Schultern und Arme, braune Beine von oberhalb der Kniee abwärts; aber alles übrige war weiß, blödsinnig, verweichlicht, städtisch weiß. Wenn man nur, ohne etwas anzuhaben, herumlaufen könnte, bis man aussähe wie diese kleinen kupferbraunen Kinder, die sich im heißen Sande tummelten und wälzten. So aber war sie gerade nicht ganz durchgebraten, nur halb gebacken und vollkommen lächerlich. Lange Zeit blickte sie ihr bleiches Ebenbild an. Sie sah sich selbst, bronzefarben am ganzen Leib, den Sandstrand entlang laufen; oder durch ein Blumenfeld – Narzissen und wilde Tulpen; oder durch weiches Gras unter grauen Ölbäumen.
Sie wandte sich vom Spiegel ab, durchschritt das Zimmer

und legte sich, ohne die Moskitonetze herabzulassen, aufs Bett. Die Fliegen summten um sie, ließen sich fortwährend auf ihrem Gesicht nieder. Sie schüttelte den Kopf, schlug ärgerlich mit den Händen nach ihnen. Schließlich mußte sie sich ergeben; die Bestien waren ihr über. Aber jedenfalls war es nicht die Furcht vor den Anopheles, was sie bewog, die Netze herabzulassen.
Ungestört und regungslos lag sie nun steif ausgestreckt unter der durchsichtigen Gazeglocke. Ein Exemplar unter einem Glassturz. Diese Vorstellung beherrschte ihre Gedanken. Sie sah ein riesengroßes Museum mit Tausenden von Glasschränken voller Fossilien und Schmetterlinge und ausgestopfter Vögel und mittelalterlicher Löffel und Waffen und Florentiner Goldschmiedearbeiten und Mumien und Elfenbeinschnitzereien und illuminierten Handschriften. Aber in einem der Schränke befand sich ein menschliches Wesen, das da lebendig eingesperrt war.
Ganz plötzlich wurde ihr schrecklich elend zumut. „Gott, wie langweilig, wie langweilig, wie langweilig", flüsterte sie, ihr Gefühl laut formulierend. Würde es niemals aufhören, langweilig zu sein? Die Tränen stiegen ihr in die Augen. Wie gräßlich alles war! Und vielleicht würde es immer so schlimm weitergehen, ihr ganzes Leben lang. Siebzig weniger siebzehn, das ergab dreiundfünfzig. Dreiundfünfzig solche Jahre. Und wenn sie hundert würde, wären es mehr als achtzig.
Der Gedanke bedrückte sie den ganzen Abend. Nicht einmal das Bad am Nachmittag, nach dem Tee, hatte ihr dagegen geholfen.
Das Abendessen war langweiliger als je. Barbara ging zeitig zu Bett. Die ganze Nacht hindurch zirpte und zirpte dieselbe alte, aufreizende irritierende Zikade in den Pinien, eintönig und regelmäßig wie ein Uhrwerk. Zip-zip-zip, zip-zip-zip. Langweilig, langweilig! Langweilte sich das

Tier denn niemals bei dem Geräusch, das es selber hervorbrachte? Sonderbar, aber es schien nicht der Fall. Und wenn sie es recht überlegte, schien sich niemand bei dem Geräusch zu langweilen, das er selber hervorbrachte. Mrs. Topes zum Beispiel; die schien sich niemals zu langweilen. Zip-zip-zip, zip-zip-zip. Die Zikade zirpte weiter ohne eine Pause.

Um halb sieben klopfte Concetta an die Türe. Der Morgen war so heiter und wolkenlos, wie alle Morgen waren. Barbara sprang aus dem Bett, sah aus dem einen Fenster nach den Bergen, aus dem andern nach dem Meere: es schien alles in Ordnung mit ihnen. Auch mit ihr selbst war heute morgen alles in Ordnung. Ein Badetrikot, den Bademantel, Sandalen, ein Taschentuch um den Kopf – fertig war sie. Der Schlaf hatte keine Erinnerung an die tödliche Langweile des vorigen Abends übrig gelassen. Sie lief die Treppe hinunter.
„Guten Morgen, Mr. Topes."
Mr. Topes ging im Garten zwischen den Weinreben auf und ab. Er wandte sich um, lüftete seinen Hut, grüßte lächelnd.
„Guten Morgen, Miß Barbara." Er verstummte. Dann sprach er weiter, mit einem verlegenen Sichwinden als Einleitung; eine sonderbare, kaum merkliche Unsicherheit kam in seine Stimme. „Ein richtiger chaucerischer Morgen, Miß Barbara. Ein ‚may-day morning' –, nur daß wir zufällig September haben. Aber die Natur ist frisch und heiter, und hier in diesem Traumgarten befindet sich zumindest ein Exemplar" – er wand sich noch unbehaglicher als sonst, und in seinen Brillengläsern zitterte ein Glitzern – „von des Dichters ‚yonge fresshe folkes'." Er verneigte sich gegen sie, lächelte, als wollte er sich entschuldigen, und schwieg still. Die Bemerkung schien ihm nun, da sie ausgesprochen

war, irgendwie doch nicht so gut, als sie ihn gedünkt hatte.
Barbara lachte. „Ach, Chaucer! In der Schule mußten wir die Canterbury Tales lesen. Aber mich langweilten sie immer. Gehen Sie baden?"
„Nicht vor dem Frühstück." Mr. Topes schüttelte den Kopf. „Man wird ein wenig zu alt dafür."
„Wird man?" Warum sagte der alte Dummkopf immer ‚man', wenn er ‚ich' meinte? Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte über ihn lachen. „Na, ich muß mich beeilen, sonst komme ich wieder zu spät zum Frühstück, und Sie wissen ja, wie ich es dann abkriege."
Sie eilte davon, durch die Pforte in der Gartenmauer und über den Strand hinunter zu der rot und weiß gestreiften Badehütte, die vor dem Hause stand. Sie sah, wie fünfzig Schritte entfernt der Marchese Prampolini, noch triefend von Meerwasser, zu seiner Badehütte lief. Als er ihrer ansichtig wurde, blitzte er ein Lächeln zu ihr herüber und grüßte militärisch. Barbara winkte mit der Hand, fand dann, daß die Geste ein wenig zu familiär gewesen, – aber zu dieser frühen Morgenstunde war es schwer, nicht übermütig zu sein und sich nicht schlecht zu benehmen – und fügte als Korrektur eine steife Verneigung hinzu. Sie hatte ihn ja schließlich erst gestern kennen gelernt. Bald war sie schon ein gutes Stück weit draußen im Meer und – puh! welch eine Unmenge gräßlicher, riesiger Quallen es da gab!
Mr. Topes war ihr langsam durch die Gartenpforte und über den Strand gefolgt. Er sah ihr zu, wie sie von der Badehütte hinunterlief, schlank wie ein Knabe, mit langen, weitausgreifenden Schritten. Er sah ihr zu, wie sie mit mächtigem Plantschen durch das tiefer werdende Wasser sprang, sich dann nach vorn warf und zu schwimmen begann. Er sah ihr nach, bis sie nichts mehr war als ein kleiner schwarzer Punkt weit draußen.

Aus seiner Badehütte tretend, begegnete ihm der Marchese, wie er langsam den Strand entlang wanderte, den Kopf gesenkt und leise die Lippen bewegend, als sagte er etwas her, ein Gebet oder ein Gedicht.

„Good morning, Signore.“ Der Marchese schüttelte ihm mit mehr als englischer Herzlichkeit die Hand.

„Good morning“, antwortete Mr. Topes und ließ sich die Hand schütteln. Er war ungehalten über diese Unterbrechung seiner Gedanken.

„Sie schwimmt gut, Miß Buzzacott.“

„Sehr gut“, stimmte Mr. Topes bei und mußte im stillen darüber lächeln, was er Schönes, Poetisches hätte sagen können, wenn er gewollt hätte.

„Na, also Wiedersehn“, sagte der Marchese, um die Hälfte zu familiär. Er schüttelte ihm abermals die Hand, und die zwei Männer gingen jeder seines Weges.

Barbara war noch gut hundert Schritt vom Strand entfernt, als sie den anschwellenden und wieder verhallenden Klang des Gongs von der Villa her ertönen hörte. Verdammt! sie würde wieder zu spät kommen. Sie beschleunigte ihre Tempi und kam plantschend heraus ins seichte Wasser, rot im Gesicht und atemlos. Sie würde sich zehn Minuten verspäten, berechnete sie. So lange würde sie mindestens brauchen, um sich zu frisieren und anzukleiden. Mrs. Topes würde wieder auf dem Kriegspfad sein. Zwar, woher die alte Schachtel sich das Recht nahm, sie immer derart zu schulmeistern, das mochte Gott wissen. Jedenfalls gelang es ihr stets, einem schrecklich zuwider und unangenehm zu werden.

Der Strand lag ganz verlassen da, als sie ihn keuchend hinauftrabte; leer zur Rechten und leer zur Linken, soweit sie zu sehen vermochte. Wenn sie doch bloß ein Pferd hätte, um am Wasser entlang zu galoppieren, Meilen und Meilen.

Vor der Badehütte blieb sie mit einem Ruck stehen. Da, vor ihr, in dem leicht gerillten Sand hatte sie Schriftzüge

entdeckt. Große Buchstaben, schwach lesbar, spreizten sich über ihren Weg.

O CLARA D'ELLÉBEUSE.

Sie entzifferte die undeutlichen Lettern. Sie waren nicht dagewesen, als sie die Hütte verlassen hatte. Wer? ... Sie blickte umher. Der Strand war ganz verlassen. Und was bedeuteten sie? „O Clara d'Ellébeuse!“ Sie nahm ihren Bademantel aus der Hütte, schlüpfte in die Sandalen und lief dem Hause zu, so schnell sie konnte. Sie war ganz entsetzlich erschrocken.

Es war ein schwüler, Kopfschmerzen verursachender Vormittag, mit einem Sirokko, der die Wimpel an den Flaggenstangen bewegte. Zu Mittag hatten die Gewitterwolken bereits den halben Himmel überzogen. Die Sonne brannte noch auf das Meer herab, aber über den Bergen war alles schwarz und indigofarben. Das Unwetter brach lärmend gerade über ihren Köpfen los, als sie eben nach dem Mittagessen ihren Kaffee tranken.

„Arthur,“ sagte Mrs. Topes mit mühsam erzwungener Ruhe, „schließe die Fensterläden, bitte!“

Sie hatte keine Furcht, nein. Aber sie sah das Blitzen lieber nicht. Als das Zimmer verdunkelt war, begann sie geläufig und unausgesetzt zu reden.

Zurückgelehnt in ihren tiefen Armstuhl, dachte Barbara an Clara d'Ellébeuse. Was bedeutete es, und wer war Clara d'Ellébeuse? Und warum hatte er es dorthin geschrieben, wo sie es sehen mußte? Er – denn es war kein Zweifel möglich, wer es geschrieben. Das Aufblitzen der Zähne und Augen, der militärische Gruß; sie wußte, sie hätte ihm nicht zuwinken sollen. Er hatte es dorthin geschrieben, während sie hinausgeschwommen war. Hatte es geschrieben und war davongelaufen. Das gefiel ihr eigentlich; gerade nur ein ungewöhnliches Wort im Sand, wie die Fußspuren in Robinson Crusoe.

„Ich persönlich“, sagte Mrs. Topes eben, „kaufe lieber bei Harrod.“
Der Donner krachte und ratterte. Im Grunde war es recht erheiternd, dachte Barbara; man fühlte, daß sich immerhin zur Abwechslung einmal etwas ereignete. Sie sah den Marchese über den Strand laufen, schnell und leichtfüßig; kupferfarben am ganzen Leib, die Haare glänzend schwarz. Er war sicherlich sehr hübsch. Aber um verliebt zu sein ... verliebt ... ja, was bedeutete das eigentlich genau? Vielleicht, wenn sie ihn erst besser kennen würde.
Mr. Topes saß da und rieb seine Brille mit einem weißen Seidentaschentuch. Zwischen den zusammengekniffenen Lidern erschienen seine Augen ausdruckslos und kurzsichtig und wie verloren, heimatlos, unglücklich. Er dachte über die Schönheit nach. Es gab gewisse Proportionen zwischen Augenlidern und Schläfen, zwischen Brust und Schulter; es gab gewisse Folgen von Tönen. Aber wie verhielt es sich mit ihnen im Grunde? Ah, das war das Problem – das war eben das Problem. Und dann gab es so etwas wie Jugend – und etwas wie Unschuld. Aber es war alles sehr unklar, und in seiner Erinnerung gab es so viele Worte und Verse, so viele Bilder und Melodieen; er schien sich in ihnen zu verstricken. Und er war so alt und unbeholfen.
Er setzte seine Brille wieder auf, und mit ihr kamen Definitionen in die nebelhafte Welt außerhalb seiner Augen. Im Zimmer war es, infolge der geschlossenen Fensterläden, sehr dunkel. Er konnte das bärtige, feingezeichnete Renaissanceprofil Mr. Buzzacotts wahrnehmen. Barbara tauchte auf in ihrem Armstuhl, mattweiß, in gelöster, grüblerischer Haltung. Und Mrs. Topes war bloß eine Stimme in der Finsternis. Sie war jetzt auf die Heirat des Prinzen von Wales zu sprechen gekommen. Wen würde sie wohl für ihn finden?
Clara d'Ellébeuse, Clara d'Ellébeuse. Sie sah sich selbst so deutlich als Marchesa. Sie würden ein Haus in Rom haben,

einen Palazzo. Sie sah sich selbst im Palazzo Spada – er hatte solch einen reizenden gewölbten Gang, der vom Hofe nach den Gärten an der Rückseite führte. „Marchesa Prampolini, Palazzo Spada, Roma“ – eine große, breite Visitenkarte, wunderschön in Kupfer gestochen. Und jeden Tag würde sie ausreiten, auf den Pincio. „Mi porta il mio cavallo“, würde sie dem Bedienten sagen, der auf ihr Klingeln gekommen. Porta? Würde das ganz richtig sein? Kaum. Sie würde ein paar regelrechte Italienischstunden nehmen müssen, um mit der Dienerschaft sprechen zu können. Man sollte niemals vor Dienstboten lächerlich erscheinen. „Voglio il mio cavallo.“ Hochmütig würde man es sagen, im Reitkleid am Schreibtisch sitzend, ohne sich umzuwenden. Ein grünes Reitkleid, dazu ein Dreispitz mit silbernen Tressen.
„Prenderò la mia collazione al letto.“ War das richtig für „Frühstück im Bett?“ Denn sie würde im Bett frühstücken, immer. Und wenn sie dann aufstünde, würden da wunderschöne Spiegel sein, dreiteilige, in denen man sich von der Seite sehen könnte. Sie sah sich selbst, wie sie sich vorbeugte und sich die Nase puderte, sorgfältig, wissenschaftlich.
Erst zum Mittagessen würde sie vom Reiten zurückkommen. Prampolini wäre vielleicht schon da; bisher hatte sie ihn so ziemlich weggelassen aus dem Bilde. „Dov’ è il Marchese?“ – „Nella sala di pranza, signora.“ – „Ich habe begonnen, Liebste, ohne auf dich zu warten; ich war so hungrig.“ Pasta asciutta. „Wo warst du, mein Täubchen?“ – „Ausgeritten, Liebling.“ Vermutlich würden sie die Gewohnheit annehmen, derartiges zu sagen. Jedermann schien es zu tun. „Und du?“ – „Ich war mit den Fascisti draußen bei einer Übung.“
O diese Faschisten! Würde das Leben überhaupt lebenswert sein, wenn er stets mit Revolvern bewaffnet ausginge und mit Bomben und solchem Zeug? Eines Tages würde

man ihn auf einer Tragbahre zurückbringen. Sie sah es. Bleich, bleich und blutüberströmt. „Il signore è ferito. Nel petto. Gravamente. È morto."
Wie konnte sie es nur ertragen? Es war zu gräßlich, zu, zu furchtbar. Ihr Atem ging stoßweise, mit einer Art von Schluchzen. Sie erschauerte, als wäre sie selbst verwundet worden. „È morto. È morto." Die Tränen kamen ihr in die Augen.
Plötzlich wurde sie durch ein blendendes Licht aufgeschreckt. Das Gewitter hatte sich weit genug verzogen, daß Mrs. Topes die Fenster zu öffnen wagte.
„Es hat ganz aufgehört zu regnen."
Gestört zu werden in der intimen Trauer und Selbstvergessenheit an einem Totenbett durch das Eindringen eines Fremden, durch eine fremde Stimme ... Barbara wandte ihr Gesicht vom Licht ab und wischte sich verstohlen die Augen. Man könnte etwas bemerken und sie fragen, warum sie geweint habe. Sie haßte Mrs. Topes wegen des Öffnens der Läden; beim Hereinfluten des Lichtes war etwas Schönes entflohen, ein Gefühl war entschwunden, unwiederbringlich. Es war ein Frevel.
Mr. Buzzacott blickte auf seine Uhr. „Jetzt ist es leider schon zu spät für eine Siesta", meinte er. „Wie wärs, wenn wir dafür den Tee ein wenig früher nähmen?"
„Eine ewige Folge von Mahlzeiten", sagte Mr. Topes mit einem Tremolo und einem Seufzer. „Daraus scheint das Leben zu bestehen – das wirkliche Leben."

Nach dem Tee unternahmen Barbara und Mr. Topes einen Spaziergang entlang der Küste. Sie hatte keine große Lust dazu gehabt, Mrs. Topes jedoch hatte gefunden, es würde ihr gut tun; also mußte sie. Das Gewitter war vorbei, und der Himmel über dem Meere war klar. Aber die Wellen brachen sich noch immer mit ununterbrochenem Getöse

draußen an den Untiefen und trieben weite Flächen Wassers hoch hinauf an den Strand, zwanzig und dreißig Meter über die Linie hinaus, an der bei ruhigem Wetter die kleinen Wellchen für gewöhnlich erstarben. Glatte glänzende Wasserweiten kamen heran und wichen wieder zurück wie Stahlflächen, die von einer ungeheueren Maschine hin und her bewegt wurden. Durch die vom Regen gewaschene Luft waren die Berge in unglaublicher Klarheit sichtbar. Über ihnen hingen gewaltige Wolkenmassen.
„Wolken über Karrara", sagte Mr. Topes und entschuldigte sich für seine Bemerkung mit einem kleinen Kopfschütteln und Achselzucken. „Manchmal finde ich Vergnügen daran, mir vorzustellen, daß die Geister der großen Bildhauer in diesen Marmorbergen hausen und daß ihre unsichtbaren Hände die Wolken zu solch riesenhaften, herrlichen Formen meißeln. Ich bilde mir dann ein, daß ihre Geister" – seine Stimme bebte – „unter übermenschlichen Vorstellungen umhertasten und riesenhafte Gruppen, Friese und Monumentalgestalten mit flatternden Gewändern entwerfen; ausdenken, planen, entwerfen, aber niemals ganz vollenden. Betrachten Sie einmal jene weiße Wolke mit den dunklen Schatten an der Unterseite! Es steckt etwas von Michelangelo in ihr." Mr. Topes wies hin, und Barbara nickte und sagte „Ja, ja", obwohl sie nicht ganz sicher war, welche Wolke er meinte. „Sie sieht aus wie die Figur der Nacht auf dem Medici-Grab. Alle Kraft und Leidenschaft gärt eingeschlossen in ihrem Innern. Und dort, in dieser schwebenden, gestikulierenden Dunstmasse – sehen Sie, welche ich meine? –, dort steckt ein Bernini. Alle Leidenschaft liegt an der Oberfläche, ist ausgedrückt; die Gebärde ist erfaßt, gerade da sie am heftigsten ist. Und jener glatte, geleckte weiße Geselle dort drüben, das ist ein entzückender, sinnloser Canova." Mr. Topes kicherte.
„Warum reden Sie immer über Kunst?" fragte Barbara. „In

alles zerren Sie diese toten Leute hinein. Was weiß ich von Canova, oder wer er sonst ist?“ Niemand von ihnen war lebendig. Sie dachte an das dunkle Gesicht, das wie eine Lampe von Leben erstrahlte. Er zumindest war nicht tot. Sie fragte sich, ob die Buchstaben wohl noch da seien, im Sande vor der Badehütte. Nein, natürlich nicht. Der Regen und der Wind würden sie ausgelöscht haben.
Mr. Topes schwieg. Er ging mit leicht gebogenen Knieen, und seine Augen waren auf den Boden gerichtet. Er trug einen schwarz und weiß gesprenkelten Strohhut. Immer dachte er an Kunst; das war der große Fehler, den er beging. Er glich einem alten Baum aus morschem Holz, mit nur noch wenigen lebenden Fasern, die ihn davor bewahrten, ganz abzusterben. Lange Zeit gingen sie schweigend weiter.
„Da ist der Fluß“, sagte Mr. Topes schließlich.
Noch ein paar Schritte, und sie standen am Ufer eines breiten Gewässers, das langsam durch die Ebene dem Meere zuströmte. Ein wenig landeinwärts war es von Pinien eingefaßt. Hinter den Bäumen konnte man die Ebene sehen und hinter der Ebene die Berge. In dem ruhigen Lichte nach dem Sturm hatte alles ein fremdartiges Aussehen. Die Farben schienen dunkler und satter als zu gewöhnlichen Zeiten. Und obgleich alles so klar war, schien die ganze Landschaft etwas geheimnisvoll Entrücktes zu haben. Kein Laut war zu hören außer dem unaufhörlichen Atmen der See. Sie standen eine kleine Weile und schauten; dann kehrten sie um.
Weit weg am Strande tauchten zwei Gestalten auf, die sich langsam näherten. Weiße Tennishosen, ein rosa Kleid.
„Ja, die Natur“, verkündete Mr. Topes mit einem Kopfschütteln. „Man kehrt immer zur Natur zurück. In einem solchen Augenblick, in einer Umgebung wie dieser, wird man sich dessen bewußt. Man lebt nun — stiller vielleicht, aber gründlicher, tiefer. Stille Wasser . . .“

Die zwei Gestalten kamen näher. War das nicht der Marchese? Und wer war mit ihm? Barbara strengte ihre Augen an, es zu erkennen.
„Der größte Teil des Lebens", fuhr Mr. Topes fort, „besteht in einem unausgesetzten Bemühen, sich am Nachdenken zu hindern. Ihr Vater und ich, wir sammeln Bilder und reden über Tote. Andere Leute erzielen dasselbe Resultat dadurch, daß sie trinken oder Kaninchen züchten oder Laubsägearbeiten verfertigen; alles eher, nur nicht still über die wichtigen Dinge nachdenken."
Mr. Topes schwieg. Er blickte rundum, auf das Meer, die Berge, die Wolken, auf seine Begleiterin. Eine zarte Madonna von Montagna, mit dem Meere und der untergehenden Sonne, mit den Bergen und den Sturmwolken, mit aller Ewigkeit als Hintergrund. Und er selbst war sechzig, mit einem ganzen Leben – unermeßlich lange und doch zeitlos kurz – hinter sich; einem leeren Leben. Er dachte an den Tod und an die Wunder der Schönheit. Hinter seinen runden, glitzernden Brillengläsern fühlte er sich dem Weinen nahe.
Das herankommende Paar war jetzt ganz nahe.
„Was für ein komisches altes Walroß", sagte die Dame.
„Walroß? Ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse sind ganz ungenügend." Der Marchese lachte. „Er ist viel zu dürr für ein Walroß. Ich würde ihn eher eine Art alter Katze nennen."
„Was immer er ist, mir tut das arme kleine Mädel leid. Denken Sie bloß, niemand Besseren zum Spazierengehen zu haben!"
„Sie ist hübsch, nicht wahr?"
„Ja, aber natürlich zu jung."
„Ich liebe die Unschuld."
„Unschuld? Cher ami! Diese englischen Mädchen! Oh, la la! Sie mögen unschuldig aussehen, aber glauben Sie mir..."

„Sch, sch! Man wird Sie hören."
„Pah! die verstehen kein Italienisch."
Der Marchese hob die Hand. „Doch! Das alte Walroß..." flüsterte er; dann wandte er sich laut und herzlich an die Herangekommenen.
„Guten Abend, Signorina. Guten Abend, Mr. Topes. Nach einem Gewitter ist die Luft immer am reinsten, finden Sie nicht, eh?"
Barbara nickte und überließ es Mr. Topes, zu antworten. Es war nicht seine Schwester. Es war die Russin; die, von der Mrs. Topes zu sagen pflegte, es sei ein Skandal, daß sie in dem Hotel wohnen dürfe. Sie hatte sich weggewandt und von dem Gespräch abgesondert. Barbara betrachtete den Umriß ihres halb abgewandten Gesichtes. Mr. Topes sagte eben etwas über die Pastoralsymphonie. Lila Puder im Gesicht am hellichten Tag! Es sah scheußlich aus.
„Na, au revoir."
Der Marchese blitzte ihnen ein Lächeln zu. Die Russin wandte sich herum, neigte leicht den Kopf, lächelte matt. Ihre schweren weißen Augenlider waren fast geschlossen. Sie schien die Beute einer ungeheueren Langweile.
„Die beiden wirken ein wenig störend", sagte Mr. Topes, als sie außer Hörweite waren. „Sie stimmen nicht zu der Zeit, zu dem Ort, zu dem Gefühl. Sie haben nicht die nötige Unschuld für diese... diese..." – er wand sich und tremolierte den glücklichen, den allzu preziösen Ausdruck heraus – „diese vorsündenfällige Landschaft."
Verstohlen blickte er auf Barbara und fragte sich, warum sie so nachdenklich die Brauen zusammenzog. O bezauberndes, zartes junges Geschöpf! Was konnte er nur Angemessenes sagen über Tod und Schönheit und Zartheit? Zärtlichkeit...
„All dies", fuhr er verzweifelt fort und schwenkte die Hand, um auf den Himmel, das Meer, die Berge zu weisen, „ist wie etwas Erinnertes, klar und völlig beruhigt; etwas, dessen

man sich über große Abgründe dazwischenliegender Zeit hinweg erinnert."
Aber das war es eigentlich nicht, was er sagen wollte. „Verstehen Sie, was ich meine?" fragte er zweifelnd. Sie gab keine Antwort. Wie konnte sie auch? „Diese Landschaft ist so klar und rein und entrückt. Sie verlangt das entsprechende Gefühl. Jene beiden disharmonierten mit ihr. Sie waren nicht klar und rein genug." Er schien sich immer mehr zu verhaspeln. „Es ist ein Gefühl der sehr Jungen und sehr Alten. Sie, Barbara, vermochten es zu empfinden, und auch ich. Jene beiden vermochten es nicht." Er ertastete sich seinen Weg durch Dunkelheiten. Wohin würde er schließlich gelangen? „Manche Gedichte drücken das aus. Kennen Sie Francis Jammes? Ich habe in letzter Zeit so oft an seine Werke denken müssen. Kunst statt Leben, wie gewöhnlich. Aber ich bin nun einmal so. Ich kann mir nicht helfen, ich muß an Jammes denken. An die auserlesen zarten Dinge, die er über Clara d'Ellébeuse geschrieben hat."
„Clara d'Ellébeuse?" Sie blieb stehen und starrte ihn an. „Sie kennen die Stelle?" Mr. Topes lächelte entzückt. „Dieser Ort – Sie selbst – bringen sie mir in den Sinn. ‚J'aime dans les temps Clara d'Ellébeuse . . .' Aber meine liebe Barbara, was ist Ihnen nur?"
Sie hatte zu weinen begonnen, ganz ohne jeden Grund.

Übertragen von Herberth E. Herlitschka.

*

GERTRUD KOLMAR / ZWEI GEDICHTE

Die Gauklerin

Die gelben Vögel ängsten nie,
Wenn ich sie greifen will,
Als flaum'ge Kugeln halten sie
Dem losen Handwerk still;

Wer kennt auch grünes Gläserspiel,
Das nicht beim Sprung zerklirrt,
Den Silberreif, der läutend fiel,
Im Gleiten unverirrt?

Es wird, was lächelnd ich geschafft,
Ein Lächeln eben wert;
Wohl keines ist so elfenhaft,
Gering und leicht entbehrt.
Ein veilchenscheuer Becher trug
Die Lehre, die ich trank,
Von grober Hölzer zartem Flug,
Von blöder Steine Schwank.

Verwahrt, was gründelos und kurz,
Die Kunst, den Seifenball,
Der farb'gen Bänder Wassersturz,
Den Regenbogenfall,
Der schweigend mischt und schnell verwischt
Ein Rätsel, das er schreibt,
Auf immer, wenn ihr wollt, erlischt
Und, wollt ihr, ewig bleibt.

Verschmäht die ungesetzte Welt,
Daran mein Wesen lebt,
Habt Mitleid mit dem runden Geld,
Das zäh am Finger klebt:
Und doch, wenn einstmals karger Raum
Mit weher Lahmheit schlug,
Beschwingt euch meinen Kindertraum
Und habt an ihm genug.

*



Die Entführte

In die Kumme schneid ich harte Rinden
Schweren schwarzen Brotes, das ich backe;
Plumpe blaue Schürze will ich binden,
Durch den Garten gehn mit meiner Hacke.

Friedlich schläft das Kind in seiner Nische.
Bis gen Abend kann ich jäten, werken;
Wenn ich mir den Schweiß vom Antlitz wische,
Wird das Schlückchen Ziegenmilch mich stärken.

Über Unkrauthügel fährt die Harke;
Halt ich inne, muß ich mich verspotten,
Denk ich doch des Rosenbeets im Parke,
Unsrer Wasserkunst, der Felsengrotten.

War ich gelber Kies am Laubenbogen?
Bin von dunkler Erde wohl gewesen,
Da ich mit dem schlichten Mann gezogen,
Der nicht schreiben mag und wenig lesen.

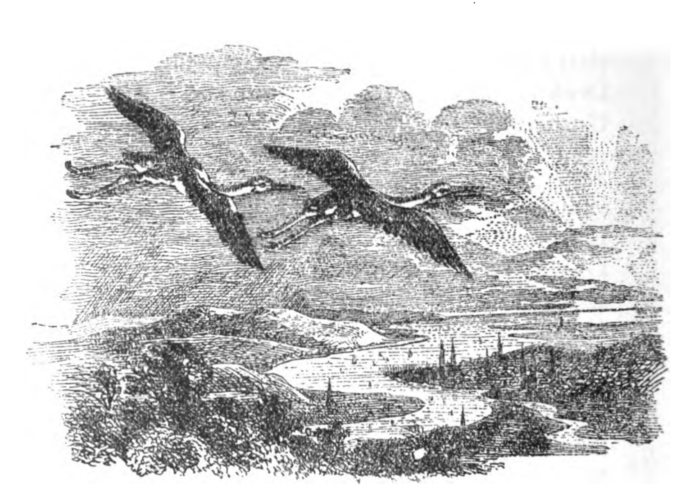
Was ist Reue? Was die Bücher sagen.
Traurig, fänd ich keine Zeit zum Grämen,
Schwielenhaut am zarten Fuß zu klagen,
Wund gefurchter Hände mich zu schämen.

Und die Eltern? Ringverspruch und Feier?
Ach, wie leicht verspült sich mein Gewissen,
Seh ich wieder: dort den grauen Freier,
Hier das braune Kind in meinen Kissen.

Unsre Nacht: ein Duft der Wiesenblume,
Eines Mannes Schulter, dran ich lerne
Sonne sein und Strauch und Ackerkrume
Und die Baumfrucht, fehllos bis zum Kerne.

Unsre Arme weitet früh die Linde,
Wenn wir atmend ineinander schliefen.
Meine Wurzel schwankte siech im Winde
Und ist heimgewachsen in die Tiefen!

*



Aus Hundert Fabeln für Kinder. Mit Bildern
von Otto Speckter

HANS CAROSSA / DER GANG DURCH DIE STADT

Die Jahre des Wiederaufrichtens nach ungeheurem Einsturz, das sind die guten Wachstumsjahre der Völker. Zwar erkennen immer nur wenige besonnen-tätige Geister die Vorteile der Niederlage; aber auf diese wenigen kommt es an, und während andere genießen, anklagen, verfluchen und aufwühlen oder der Menschheit vorschreiben, wie sie sich von nun an zu entwickeln habe, bereiten jene still die Zukunft vor. Sie haben alle schon den Untergang gefühlt und sind nun dem Bestehenden gegenüber sehr frei. Ja, der Gewitterwind der Weltgerichte streift erfrischend ihre Stirnen; sie ahnen eine neue Verantwortlichkeit, als wären sie die letzten Menschen und müßten das Leben, gleich einer beschädigten Leihgabe, in möglichst wiederhergestellter Form dem Schöpfer zurückliefern. Großen Worten haben sie abgeschworen: Herz, Liebe, Gott, Freiheit, Heldentum, das sind Namen, die sie nicht mehr gerne aussprechen; sie glauben, daß dies alles verpuppt in winterlichen Tiefen schläft, und scheuen sich, durch zudringliches Berufen die heiligen Gräber der Urgewalten zu stören. Verwirklichen wollen sie, was ihnen die innere Stimme rät, wärs auch das kleinste Ding; das ist das Öl, das sie auf die Grabampeln träufeln, und nur noch im Alltag erscheint ihnen manchmal die höhere Welt.

Als der Arzt seinen Stadtweg angetreten hatte, spürte er alsbald eine Unsicherheit in der Seele, so etwa wie wenn ein Wettläufer plötzlich merkte, daß seine Schuhe nicht fest genug gebunden sind. Er sah auch ein, daß es die beiden leidenden Frauen waren, die seinen Morgenmut ein wenig lockerten, und der Wert seiner Behandlungsversuche erschien ihm zweifelhafter als je; doch war er nicht gewillt, sich jetzt auf Sorgen einzulassen. „Die Künstlerin

soll nur selbst mit ihrem dunklen Genius kämpfen, und was die schöne Riesin angeht, so wird ein Kollege vom Krankenhaus viel eher das Rechte finden als ich." Dermaßen beruhigte er sich und entwarf sogleich den Text der Überweisung, worauf er in eine Seitengasse einbog, als vermöchte er dadurch auch seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Während ein schnell ziehendes Gewölk Schnee verstreute, gelangte er durch klirrende Straßen in einen öffentlichen Garten, dessen Bäume gerade das erste gelbliche Grün angesetzt hatten, das immer nur wenige Tage dauert. Könige hatten einstmals dieses Geviert mit hohen Säulenhallen umstellt und einem festlich fröhlichen Treiben geöffnet, und auch jetzt war hier der Ort, wo die Menschen zuerst wieder ihre Freude zu zeigen wagten. Trotz der zeitweiligen Schneeschauer leuchteten helle Kleider und Schirme; man trank Tee an runden Marmortischchen, ließ sich von armen Schattenbildkünstlern porträtieren, plauderte und lachte. Hinter den Säulen freilich konnte man wohl noch einem jener Einsamen begegnen, die mit alleinherrscherischen Gebärden laut ins Leere reden und uns in erschütterter Zeit so unheimlich berühren, als könnte jeden Augenblick eine unausdenkbare Tat aus ihnen hervorbrechen.

Der schöne Erholungsgarten endet gegen Osten mit einer abgegitterten Straße, von welcher Treppen auf einen feierlich regelmäßigen Plan hinunterführen. Dessen große, steinern eingefaßte Rasenflächen waren fast noch kahl; nur Krokus, der von weitem gelben Schwämmchen glich, blühte da und dort zwischen Schneeglöckchenbüscheln. Zutraulich flatterten Amseln heran, und ihre Schnäbel hatten das nämliche Gelb wie der Krokus. Das Aprilgestöber war leicht gewesen; eine einzige Wolke stand noch am Himmel, und nicht mehr dunkel; von Winden geknetet, schwebte sie der Sonne nah wie ein längliches goldleuchtendes Brot.

Aus Gewohnheit ging der Arzt weiter, der Mitte des Planes zu, wo wiederum Stufen in eine Tiefe leiten, und stärker als an anderen Tagen fühlte er heute den Ernst und die Trauer der Stätte, der er sich näherte. Der Erde eingesenkt ist ein geräumiger Hof mit weißgrauen Muschelkalkwänden; hier stehen in unzähligen schwarzen Zeilen die Namen der im Kriege gefallenen Söhne der Stadt. Dazwischen ist mit kühn vereinfachender Kunst in wenigen Linien ausgedrückt, wozu früher der üppigste Figurenaufwand verlangt worden wäre: die furchtbare Eile der Truppe, die zur bedrohten Stellung zieht, die unendliche Öde des Gräberfeldes.
Ein dunkelgekleidetes altes Paar kam eben von einer anderen Treppe herein; der Mann stellte mit zittriger Hand ein Veilchenstöckchen unter eine der Namentafeln, und nach kurzem schweigendem Verweilen entfernten sich die beiden wieder. Der Arzt aber ging auf das niedrige Quaderngebäude zu, das die Mitte der Anlage bildet. Längst war er die Befremdung los, die beim ersten Anblick des ungewöhnlichen Gefüges die meisten überkommt; sieht es doch aus, als hätten spielende Kyklopenkinder ihre kolossalen Baukastensteine neben- und übereinandergelegt. Noch einmal, zwischen je zwei Würfeln, führen Stufen abwärts; man glaubt in eine Krypta zu treten, und etwas Ähnliches ist es auch; denn am Boden hingestreckt, aus rötlichbraunem Stein gehauen, liegt hier der tote Soldat, ein Gedächtnisbild aller Gefallenen. Überlebensgroß ist die Gestalt; noch im Tode bewahrt sie eine Art von dienstlicher Haltung; das Gesicht, fast knabenhaft unter dem riesigen Sturmhelm, spricht letzte Ergebung aus. Auf alle verfeinernden Züge hatte der Künstler verzichtet, und es war ihm geglückt, ein jugendliches Gesicht von allgemeiner Gültigkeit zu schaffen, das ebensogut an einen Arbeiter erinnerte wie an einen Bauern, so gut an einen Fürsten wie an einen Gelehrten.

An Wallfahrern schien es übrigens dem stillen Schläfer nicht zu fehlen; der lange Feldmantel, das Gewehr, die Schultern und die übereinanderruhenden Hände waren mit Blumen bedeckt, und vor den Füßen lag ein frischer Efeukranz.

Der Arzt freute sich des Alleinseins. Er, der sich ungern an den Krieg erinnern ließ, der an das herrliche Gemeinsame aller Völker glaubte und sich täglich dazu anhielt, gleichsam nur noch nach Sonnenaufgang hinzudenken, er wußte keine Stelle, die er in Stunden innerer Beunruhigung lieber aufgesucht hätte als diese symbolische Gruft. Schon daß sie nicht verschlossen ist, sondern allen Witterungen und Gestirnen offensteht, entzückte ihn, und wie manchmal hatte er den großen Söhnen des Vaterlandes ähnliche Begräbnisstätten gewünscht! Es war ein Ort der Sammlung und Ermutigung für ihn, und auch am verwirrendsten Tage nahm er einen wunderbaren Glauben an die Zukunft mit sich fort.

Während er nun wieder die friedliche Kriegergestalt umkreiste, begriff er auch, warum sie ihn heute so besonders ansprach. Das Antlitz glich nämlich auf geheime Weise jenem des schwangeren Mädchens von der Sprechstunde; es hatte dieselbe schöne Unbestimmtheit, in welcher doch ein Familienzug nicht zu verkennen war; die beiden konnten Bruder und Schwester sein. Und so fand er denn im Geiste wieder, was er abzuwehren heftig strebte; aber nicht Sorge schuf es ihm jetzt, sondern Erschütterung. Indem er sich in dunkler Anwandlung niederbeugte und mit der Hand die steinerne Wange berührte, fühlte er zugleich die lebendigkühle des jungen Weibes; doch das war ihm fast schon zuviel, war schon wie tödliche Beschattung der noch im Lichte atmenden Gestalt, er trat zurück:

„Nein, du sollst keinem andern überantwortet werden, wenn du es nicht willst! Halte dich getrost im Ring meiner

Kräfte! Er ist kein Zauberring; doch kann er dich ein wenig abgrenzen gegen die Bereiche der Zufälligkeiten, so daß dir nicht leicht etwas geschieht als das Notwendige... Kommt es denn wirklich nur auf das Erraten eines bestimmten Mittels an oder auf ein paar armselig hingefristete Jahre mehr? Nein, die Seele will sich einsetzen zu ihrer Stunde, du weißt es ja, Schwester, wie es auch dieser weiß, dein stiller Bruder –"

Jetzt nahten von allen Treppen herunter Stimmen und Schritte; Landleute kamen mit vollen Rucksäcken und mächtigen Regenschirmen. Sie betrachteten etwas verlegen bald den namenlosen Soldaten, bald den Arzt; offenbar wußten sie nicht genau, wie sie sich zu benehmen hätten. Schließlich nahm ein alter Bauer seinen breiten Hut ab und bekreuzte sich, als wäre er in der Kirche, und gleich taten es die andern auch. Der Arzt aber verließ das Grabgehäus und kehrte in die Stadt zurück. In der trunkenen Stimmung, die sich alles zutraut, ließ er sich von der allgemeinen Menschenströmung erfassen und weitertragen.

*

Zur Mittagszeit, wenn aus Geschäften, Ämtern und Schulen Zehntausende in ihre Wohnungen eilen, dann entsteht auf dem altertümlich klein verbliebenen Hauptplatz der großen Stadt ein jähes Gewühl. Die Züge der Wagen und der Fußgänger stauen und überschneiden sich, und die behelmten Schutzmänner, die den Verkehr zu regeln haben, bekommen vor übermenschlich angespannter Aufmerksamkeit leidende Gesichter. Aber mitten in diesem Schwall gibt es täglich eine halbe Minute, wo die vielfach antreibenden Wirbel sich plötzlich aufzuheben scheinen, so daß, wie in dem Innern der Zyklone, eine fast vollkommene Stille eintritt. Der Platz wird beinahe leer, freilich nur für Sekunden, dann kehren die Wogen mit vermehrter Wucht zurück.

Ob auch andere dieses Phänomens inne geworden, darum hatte sich der Arzt nie gefragt; es war ihm genug, seine gesetzmäßige Wiederkehr gelegentlich festzustellen und sich daran zu vergnügen. Denn dieses kurze rätselhafte Atemholen der Stadt hob ihn jedesmal in die freieste Stimmung; vor sich hinsingend, ging er dann über den Asphalt wie auf eigenem Grund, und das ganze Erdenleben kam ihm so gastlich fremd, so unverbindlich vor, als wäre er schon einmal dagewesen und würde noch öfters wiederkommen. Aber auch wenn ihn die gleich darauf neu einsetzende Flutung wieder fortspülte und irgendwo absetzte, glaubte er einen Rhythmus zu spüren, der ihn weise trug. Heute wars ein wenig begangener Seitenplatz, der ihn mit geräumigen Anlagen aufnahm. Ein Fremder hätte nicht erwartet, in der Nähe des größten Tumults eine solche Ruhe zu finden. Auch hier hüpften die Vögel fast unter den Füßen der Menschen, und hell durch karg begrünte Hecken leuchteten gelbe Narzissenfeuer. Kühlung sprühte von drei Brunnenbecken, die wie Kleeblätter an einer kunstreich geformten steinernen Mitte hafteten. Hier standen hoch drei graue Riesenfrauen aus Granit, gesenkten Hauptes die eine, die anderen in verschiedene Himmelsrichtungen schauend, und alle drei lehnten an einer gewaltigen Schale, aus welcher, ebenfalls dreifach, in gläserner Biegung das Wasser herabstieg. In der Nähe, steil aufgerichtet, ragte ein Fernrohr, bewacht von einem Knaben, der, auf einem Schemel sitzend und Zigaretten rauchend, gegen ein Entgelt von einigen Pfennigen die Leute zum Beschauen der Sonne einlud. Unteilnehmend hasteten die meisten vorüber, und der Arzt, den eigentlich mehr die ungewöhnliche Erscheinung des Kindes als das Teleskop anzog, brauchte nicht lange zu warten.

„Man sieht viele Sonnenflecken“, ermunterte der Kleine, während er sich von seinem Sitz erhob und dem Besucher

das Okular zurechtschraubte. Seit Jahren war dieser an kein Fernrohr getreten und sah nun mit beglücktem Schauder die sonst so blendende Flammenmasse hostienklein in dem runden Glase eingefangen.
Indessen er auf die schwarzen Sprenkelchen achtete, die darüberhin verteilt waren, fiel ihm sein altes Mikroskop ein, durch das er vor drei Stunden das Blut des jungen Mädchens geprüft hatte, und gleich sank seine Stimmung ein wenig; er warf sich vor, daß er von der schulmäßig nüchternen Auffassung des Falles allzuweit abgewichen sei; ja er schämte sich der jugendlichen Aufwallung, zu der ihn der tote Soldat verleitet hatte. Kritisch überdachte er die Reihe der Mittel, welche die Wissenschaft anbot; es waren herzlich wenige, die meisten schon von ihm versucht, die anderen fragwürdig. Dennoch blieb eine Zuversicht, und keineswegs dachte er mehr daran, die Behandlung in andere Hände zu geben. Ja, während er das schimmernde Nichts im Fernrohr bewunderte, während er zu schauen meinte, wie das Licht aus den Waben der Sonne troff, war es eigentlich doch nur sie, die schöne Riesin, die er sah; immer klarer gesammelt ging ihr Wesen aus dem hellen Rund hervor, und schmerzlich ergriff ihn der Gedanke, daß ein winziges Wellchen jener ewigen Energieen, dieser beschädigten Natur zugeleitet, sie nicht nur heilen, sondern ihr ein Übermaß an Kraft und Glanz verleihen könnte.
Eine Heilung, aus der nur der frühere Zustand wieder hervorgeht und nicht ein starkes Mehr an Lebensgeist, das ist eben keine; und anderseits: Erneuerungen eines Wesens, wie wären sie möglich ohne zeitweiliges Erkranken? Wer weiß, vielleicht ergänzt sich auch die Sonne nur aus ihren schwarzen Makeln —
Während er solches erwog, hatte sich die Umdrehung der Erde bemerkbar gemacht; das Lichtscheibchen war dem Gesichtsfeld entwandert, der Blick fiel ins Leere.

„Man sieht nichts mehr“, sagte der Mann zu dem Knaben; der jedoch war sitzend eingeschlafen, erwachte aber sofort und sprang auf. – „Sie rennt immer weg, die Bestie“, brummte er, müden Gesichts, und nicht sogleich begriff der Arzt, daß mit Bestie die Sonne gemeint war.
„Auch hier scheint etwas in Gefahr“, ging es ihm durch den Sinn, indessen der Kleine das Gestirn wieder einstellen wollte; aber da schob sich eine breite Wolke vor, und es blieb nichts übrig, als vorderhand zu verzichten. Er hätte sich nun gar zu gerne noch ein wenig mit dem Buben unterhalten und fragte so nebenhin, was die schwarzen Fleckchen eigentlich bedeuteten. Jener zog eine neue, ganz verkrümmte Zigarette aus der Tasche, streifte sie gerade, zündete sie nachdenklich an und wollte eben antworten, als zwei Verhaftete, an den Händen gefesselt, vorübergeführt wurden. Dergleichen war in jener unruhigen Zeit kein seltener Anblick; der Arzt bemerkte den Vorgang zugleich mit dem Knaben und ließ diesen nicht aus den Augen; es lag ihm auf einmal viel daran, zu wissen, wie er sich verhalten werde. Schnell errötend, heftig rauchend, wandte sich der Kleine zu dem steinernen Weibe hin, das mit wetterdunklen Augenhöhlen schwermütig herabsah, während alles, was sonst auf dem Wege war, der peinlichen Gruppe nachgaffte; dann gab er aus kindlichem Ernst heraus Antwort:
„Nichts Gutes für uns bedeuten die Sonnenflecken; Krieg, Aufstand, Erdbeben, Krankheiten, große Not in der Menschenwelt.“
So also war sein Sonnenwissen; er hatte es auswendig gelernt, man hörte es dem Tonfall an. Doch mißfielen ihm wohl selber seine schrecklichen Prognosen; mit einem Lächeln suchte er sie abzuschwächen, fügte aber doch bedeutsam hinzu, man habe noch nie so viele Flecken gesehen. Dann setzte er sich, gemütlich weiterqualmend, auf



Geburtshaus Johann Sebastian Bachs in Eisenach

seinen Schemel, suchte unter dem Fernrohr ein Buch hervor, schlug es auf und vertiefte sich darin. Der Besucher erkannte wohl, daß er nun zunächst entlassen war, und verlegte sich auf ein langsam-beharrliches Umwandeln des großen Brunnens mit angelegentlichem Betrachten der drei granitenen Frauen. Sooft er dabei an dem Lesenden vorbeikam, sah dieser auf, warf einen freundlich bedauernden Blick ins Gewölk, widmete sich aber gleich wieder seinem Buch, kaum ahnend, daß er dem anderen einiges zu denken gab.

Der Arzt war es gewohnt, daß Menschen zu ihm kamen, die ihn brauchten; er selbst suchte niemand auf, griff niemals ungebeten in fremde Lebensgänge ein. — „Wenn es aber jeder so hält," fragte er sich jetzt, „wenn es jeder als unvornehm, als unweise ansieht, sich in das Geschick eines anderen zu mischen, muß da nicht am Ende die Welt verfaulen? Und soll ich immer nur weibliche Schützlinge haben? Der Knabe, ernst und kühl, im Kriege gezeugt, wäre er nicht ein guter Mit- und Gegenspieler im Kreis der Kräfte? Es gilt nur den Abstand zu finden; dann kann einer viel für den anderen tun. Freilich macht er einen fast lachen, der Bursche, wie er dahockt in seinem schlecht und recht aus abgetragenen Waffenröcken zusammengestückelten Mantel und mit der viel zu weiten Soldatenmütze, daran das Huflattich-Sternchen als Kokarde steckt. Auch wie er von der Sonne redet, als wäre sie ein launisches Ungeheuer, zu dessen Wärter er gewissermaßen bestellt ist und mit dem er einem gern ein bißchen Angst machen möchte, das ist belustigend. Und daß er schon ganz braune Tabakfinger hat mit seinen höchstens zwölf Jahren, könnte einen ärgern. Aber man muß sein Gesicht sehen, die grauen Augen, deren Blick noch durchaus mit sich einig ist, sein sparsames Lächeln, das herzhafte Kinn, die zarten Wangen, die so hell erröteten, als die Gefesselten vorbeigeführt wurden! O die-

ses Wegblicken, als ob du dich schämtest, daß es dergleichen geben muß in der Welt, es hat dich verraten, mein Söhnchen! Ich glaube, du bist es schon wert, daß man ein wenig um dich wirbt und über dir wacht. Schade nur, wenn auch du erst als ein Leidender in mein kleines Reich gerietest, — ich könnte dann dir und du könntest mir nicht mehr soviel bedeuten. Denn die Zeit ist bedrohlich, die Zeit, in deren Wirbelmitte du ahnungslos lebst, und während du in deinem Buche liest und auf das Gestirn des Tages wartest, um es uns nahezubringen, greift vielleicht schon, wer weiß woher, die Unterwelt nach dir!"

Bruchstück aus einem werdenden Buch

*

FRANÇOIS DE BELLEFOREST / ANSPRACHE DES PRINZEN HAMLET AN KÖNIGIN GERUTHE, SEINE MUTTER

(Aus den 1581 erschienenen „Histoires Tragiques" des François de Belleforest
übertragen von Harry Graf Keßler)

Vorbemerkung

Im Herbst erscheint, auf der Cranach-Presse in Weimar gedruckt und vom Insel-Verlag in Leipzig und S. Fischer in Berlin verlegt, Gerhart Hauptmanns neue Hamlet-Bearbeitung mit über siebenzig Holzschnitten von Edward Gordon Craig. Als Begleittext sind die Quellen abgedruckt, aus denen Shakespeare der Hamlet-Stoff zugeflossen ist, vor allem das wohl zuerst 1581, also zwanzig Jahre vor Shakespeares Hamlet, erschienene Fünfte Buch der „Histoires Tragiques" des François de Belleforest, das bei dieser Gelegenheit, wohl zum ersten Male, verdeutscht

wird; das ist um so sonderbarer, als Belleforests Erzählung hohe literarische und dichterische Qualitäten besitzt und ein glänzendes Beispiel des vollentwickelten französischen Prosastils der Renaissance ist. Dieser Stil, der sein Vorbild in der klassischen Prosa Ciceros sah, sie aber mit einem neuen und jugendfrischen Geist erfüllte, ist das literarische Seitenstück zu der französischen Architektur der Hochrenaissance und den Schlössern und Palästen an den Ufern der Loire und um Paris. Auch führen deutlich zu verfolgende Wege von dieser in rhetorisch glänzenden Reden und Gegenreden gipfelnden Erzählungskunst nicht bloß zum Drama Shakespeares, sondern auch zur klassischen französischen Tragödie Corneilles und Racines. Belleforest steht also an einem Knotenpunkt der europäischen Geistesgeschichte und verdient schon deshalb nicht die geringschätzige Behandlung, die ihm als bloßen Handlanger von Shakespeare karge Beachtung schenkt.
Ob Shakespeare den Hamlet-Stoff direkt aus Belleforest geschöpft hat, ist allerdings strittig; aber zweifellos ist er indirekt von ihm befruchtet worden, und je aufmerksamer man Belleforest liest, um so mehr Berührungspunkte findet man zwischen ihm und Shakespeare, und gewiß haben beide, sowohl Belleforest wie auch Shakespeare, die Hamlet-Sage als einen Stoff von höchster politischer Aktualität empfunden und aufgegriffen. In ihm spiegelte sich für sie die langjährige Tragödie der Maria Stuart, der einstmaligen französischen Königin, die dann als schottische Königin 1567 ihren zweiten Gemahl ermorden ließ und dessen Mörder Bothwell heiratete und schließlich infolge der Intrigen ihrer Rivalin Elisabeth und der ränkevollen Politik ihres gelehrten, ewig unschlüssigen, genialischen Sohnes zweiter Ehe, des schottischen Kronprinzen und späteren englischen Königs Jakob I., 1587 einen tragischen Tod starb. Shakespeare und seine Zuhörer haben gewiß in den Jahren um

die Jahrhundertwende, wo Jakob den englischen Thron bestieg und Shakespeares „Hamlet" das Allerneuste auf den Brettern war, bei Hamlets Mutter an Maria Stuart und ihren Mörder-Gemahl und bei Hamlet an den undurchsichtigen, unheimlichen schottischen Thronanwärter und König gedacht.

H. K.

*

Was für ein Verrat ist dieses, o verrufenste aller derjenigen, welche sich dem Willen eines abscheulichen Wüstlings hingegeben haben, daß ihr unter der Schminke erheuchelter Tränen die schlechteste Handlung und das häßlichste Verbrechen verberget, das ein Mensch ausdenken oder vollführen konnte? Welches Vertrauen kann ich euch schenken, die ihr wie eine lüsterne Buhlerin, die durch jede Art von Unzucht ihren Halt verloren hat, mit gebreiteten Armen hinter dem ungetreuen, heimtückischen Tyrannen herlaufet, der der Mörder meines Vaters ist, und den Dieb des rechtmäßigen Bettes eures treuen Gatten in Blutschande liebkoset, schamlos denjenigen verratend, welcher der geliebte Vater dieses unseligen Sohnes war, dem keine Hoffnung geblieben ist, wenn die Götter ihn nicht gnädig sehr bald aus einer Gefangenschaft befreien, die unwürdig ist seines Ranges und des edlen Stammes und der erlauchten Sippe seiner Eltern und Vorfahren? Geziemt es einer Königin und Königstochter, den Tieren in ihren Lüsten zu folgen und, genau so wie Stuten sich mit denen verbinden, die ihre ersten Schwängerer besiegt haben, einem verhaßten König zu Willen zu sein, der einen tapferen und besseren Mann als er selbst erschlagen und durch die Ermordung Horwendils Ruhm und Ehre der Dänen gelöscht hat, die kraftlos, ohne Herz oder Mut, vernichtet daliegen, seitdem der Glanz ihrer Ritterlichkeit durch den feigsten und grausamsten

Schurken auf Erden zu Ende gegangen ist? Ich kann ihn nicht als meinen Verwandten anerkennen und als Oheim betrachten, und auch euch nicht als meine vielliebe Mutter, da der eine das Blut nicht geehrt hat, das uns aufs engste hätte einigen müssen, außer indem er der anderen die Hand reichte, die nie mit dem grausamsten Feind ihres Gemahls in eine Ehe willigen konnte, ohne ihre Ehre preiszugeben und den Verdacht zu erwecken, daß sie mit dem Tode ihres Gatten einverstanden war. Ach Königin Geruthe! Das tun Hündinnen, mit vielen sich vermischen und Ehe und Beischlaf von verschiedenen Männchen begehren! Lüsternheit allein hat euch die Erinnerung an Tapferkeit und Tugenden des guten Königs, eures Gemahls und meines Vaters, aus der Seele gelöscht; zügellose Begierde hat die Tochter Roriks verleitet, den Tyrannen Fengo zu umarmen ohne Ehrfurcht vor dem Schatten Horwendils, der ein so einziges Geschick nicht verdiente, daß ihn sein Bruder treulos erschlug und er feige verraten wurde von seiner Gattin, die er so hoch in Ehren hielt und um deren Liebe er vor Zeiten Norwegen seiner Schätze beraubt und von tapferen Männern entvölkert hatte, um Roriks Reichtümer zu mehren und Geruthe zur Gemahlin des kühnsten Fürsten von Europa zu machen. Das ist nicht Weib sein, und noch weniger Fürstin, aus der jede Art von Milde, Anstand, Mitgefühl und Freundschaft leuchten muß, wenn eine ihre lieben Nachkommen einem ungewissen Schicksal und den mit Blut und Mord befleckten Händen eines Diebes und Eidbrüchigen preisgibt; nicht einmal die wildesten Tiere tun dergleichen: denn Löwen, Tiger, Luchse und Leoparden kämpfen für ihre junge Brut, und Vögel, die Schnabel, Krallen und Flügel haben, wehren sich gegen die, die ihre Jungen rauben wollen; ihr aber überlasset und überliefert mich dem Tode, statt mich zu verteidigen. Heißt das nicht, mich verraten, wenn ihr die Ruchlosigkeit des Tyrannen und seine

Gedanken voll tödlicher Pläne gegen das Geschlecht und Abbild seines Bruders kanntet, jedoch nicht verstandet oder euch nicht herabließet, Mittel zu finden, euer Kind nach Schweden oder Norwegen zu retten oder wenigstens den Engländern auszuliefern, statt es als Opfer eurem schamlosen Ehebruch darzubringen? Verübelt es mir nicht, hohe Frau, wenn ich, außer mir vor Schmerz, so hart mit euch rede und euch weniger Achtung erweise, als es meine Pflicht wäre; denn da ihr mich vergessen und das Gedächtnis des verstorbenen Königs, meines Vaters, vernichtet habt, müßt ihr euch nicht wundern, wenn auch ich mich meiner Pflichten nicht erinnere. Seht, in welche Not ich geraten bin, und wie tief ins Unglück mich mein Schicksal und euer allzu großer Leichtsinn und Mangel an Klugheit gestürzt haben, daß ich gezwungen bin, den Narren zu spielen und das Gebaren eines Wahnsinnigen zu äffen, um mein Leben zu retten, statt mich in Waffen zu üben und auf Abenteuer auszugehen und auf jede Weise zu versuchen, mich als den wahren Sohn des tapferen und guten Königs Horwendil zu erweisen. Nicht ohne Grund und gerechten Anlaß gleichen meine Handlungen, Gebärden und Worte denen eines Narren, und will ich, daß ein jeder mich für bar jeder Vernunft und Erkenntnis halte; denn ich weiß wohl, daß derjenige, welcher sich nicht gescheut hat, seinen eigenen Bruder zu töten, und, an Mord gewöhnt, die Alleinherrschaft liebt, weil er keinen neben sich hat, der seine Schliche und Schlechtigkeiten durchschauen könnte, kaum zögern wird, mit gleicher Grausamkeit gegen Blut und Geschlecht seines von ihm erschlagenen Bruders zu wüten. Daher ist es für mich besser, zu heucheln, als meiner Natur zu folgen, deren reine und heilige Strahlen ich unter diesem Schatten verberge, wie die Sonne ihre Flammen hinter schweren Wolken in der Gluthitze des Sommers. Das Gesicht eines Wahnsinnigen paßt mir, um meine kühnen Einfälle zu ver-

hüllen, und die Taten eines Narren sind mir recht, damit ich, weise mein Benehmen berechnend, mein Leben dem dänischen Lande und dem Gedächtnis des hochseligen Königs, meines Vaters, erhalte. Denn das Verlangen, mich zu rächen, ist mir so tief ins Herz gegraben, daß, wenn ich nicht bald sterbe, ich hoffe, eine solche und so hohe Rache zu nehmen, daß man immerdar in diesen Landen davon reden wird. Allerdings müssen Zeit, Mittel und Gelegenheit abgewartet werden; denn wenn ich die Sache allzusehr überstürze, möchte ich meinen vorzeitigen Untergang herbeiführen und mein Leben enden, ehe ich mit der Verwirklichung des Vorhabens, dessen Erfolg mein Herz ersehnt, den Anfang gemacht hätte. Denn gegen einen bösen, treulosen, grausamen und rohen Mann muß man die artigsten Künste und Täuschungen spielen lassen, die ein feiner Kopf ersinnen kann, um seine Pläne nicht kundzutun; und da die Macht nicht auf meiner Seite ist, gebietet die Vernunft, daß Ränke, Verstellungen und geheime Umtriebe Ordnung schaffen. Im übrigen, hohe Frau, sollt ihr keine Träne ob meiner Narrheit vergießen, sondern seufzen über den Fehltritt, den ihr selbst getan habt, und euch grämen wegen der Schande, die Ansehen und Ruhm befleckt hat, die von alters die Königin Geruthe erlaucht machten; denn nicht der anderen Fehler sollen uns ins Gewissen stechen, sondern Schmerz empfinden sollen wir über unsere eigenen Schlechtigkeiten und übermäßig großen Irrungen. Im übrigen warne ich euch, daß, so lieb euch das Leben ist, weder der König noch ein anderer von dem, was ich euch gesagt habe, Kenntnis erhalten darf. Für das übrige lasset mich sorgen. Denn ich hoffe, mein Unternehmen zu einem guten Ausgang zu führen.

Obwohl die Königin sich ins Herz getroffen fühlte, und Hamlets Worte sie an der Stelle berührten, wo sie am empfindlichsten war, so vergaß sie doch den ganzen Unwillen,

den sie hätte empfinden können, da sie sich so scharf gescholten und getadelt sah, über der großen Freude, da sie erkannte, wie fein der Geist ihres Sohnes war, und was sie von einer solchen und so großen Weisheit hoffen durfte. Einerseits wagte sie nicht, die Augen aufzuschlagen, um ihn anzusehen, da sie ihres Fehltritts gedachte, andererseits hätte sie gern ihren Sohn umarmt wegen der klugen Vorhaltungen, die er ihr gemacht hatte, die so wirksam waren, daß sie zur Stunde alle Flammen der Begehrlichkeit löschte, die sie Fengo zur Freundin gemacht hatten, und in ihrem Herzen die Erinnerung an die Tugenden ihres rechtmäßigen Gatten keimen ließen, den sie von Herzen betrauerte, als sie das lebende Abbild seiner Tugend und Weisheit in diesem Sohn erkannte, in dem das ritterliche Herz seines Vaters sich ihr offenbarte. Von dieser ehrbaren Leidenschaft überwältigt und ganz in Tränen aufgelöst, hielt sie lange die Augen starr auf Hamlet gerichtet, als ob sie in irgendeine tiefe Betrachtung entrückt wäre und Staunen sie gepackt hätte, dann umarmte sie ihn mit der gleichen Liebe wie nur irgendeine tugendsame Mutter ihre Nachkommenschaft küssen und liebkosen kann, und richtete an ihn folgende Worte:

Wohl weiß ich, mein Sohn, daß ich dir ein Unrecht zugefügt habe, als ich die Heirat mit Fengo duldete, da er der grausame Tyrann und Mörder deines Vaters, meines treuen Gatten, ist; aber wenn du dich besinnst auf meine geringe Macht, mit der ich Widerstand hätte leisten können, auf den Verrat des Hofes, auf das geringe Vertrauen, das wir den Höflingen schenken können, die ihm alle ergeben sind, und auf die Gewalt, die er anzuwenden vorhatte, wenn ich die Verbindung mit ihm ausschlug, dann wirst du mich eher entschuldigen, als mir Lüsternheit oder Untreue vorwerfen, und wirst mir noch weniger das Unrecht antun, zu argwöhnen, daß jemals Geruthe ihre Zustimmung zum Tode

ihres Gatten gegeben hätte. Denn ich schwöre dir bei der hohen Majestät der Götter, daß, so es in meiner Macht gewesen wäre, dem Tyrannen zu widerstehen und mit meinem Blut und dem Verlust meines Lebens das Leben meines Herrn und Gemahls zu retten, ich es ebenso beherzt getan hätte, wie ich seitdem oft die Verkürzung deines Lebens verhindert habe. Denn wenn dir das geraubt wird, dann will ich länger nicht in dieser Welt weilen, da ich sehe, daß dein Geist gesund und der Weg zur Rache für deinen Vater gangbar ist. Jedoch, mein Sohn und süßer Freund, wenn du Mitleid mit dir selbst hast und Sorge für das Gedächtnis deines Vaters, und wenn du auch nichts für diejenige, welche nicht den Namen deiner Mutter verdient, tun willst, so bitte ich dich doch, deine Sache klug zu führen, weder zu heftig noch zu feurig in deinen Anschlägen zu sein und dich nicht weiter, als Vernunft gestattet, in deinen Plänen vorzuwagen. Du siehst, daß es keinen einzigen Mann gibt, dem du trauen kannst, und daß auch ich keine Frau habe, der ich wagen würde, ein einziges Geheimnis zu sagen, ohne daß es gleich deinem Feinde hinterbracht würde, der, mag er noch so sehr tun, als ob er mich liebte, um meine Umarmungen zu genießen, mir doch mißtraut und mich fürchtet deinetwegen, und auch nicht einfältig genug ist, zu glauben, daß du wahnsinnig oder närrisch bist.

*

RICHARD BILLINGER / ZWEI ERZÄHLUNGEN

Ein Brandstifter

Oft liegen Bauernhöfe in Mulden, oft auf Sonnenbüheln, umwuchert von Äckern. Meist haben die Fenster der Ställe die schöne Aussicht, funkeln in Ebenen, von Windwolken überbauchten. Das Haus des Bauern ist selten aus Stein ge-

baut, das Holz schmiegt sich leichter zueinander, bildet die Wände der Stuben und der Kammern, die im Sommer kühl und im Winter warm sind.
Hans Falterbauer war Jungknecht im Gehöfte der Schwestern Schwertner. Die drei Weibsleute waren von der harten Arbeit verkrümmt und verbogen, trugen Hände wie Gabeln, klumpten mit Stallfüßen, das Herz war wohl schon aus seiner Form gelaufen, saß kaum mehr wo im Geleibe. Habsucht, Geiz und der Neid geißelten die drei Weiber, die den größten Bauernhof und die ergiebigsten Felder besaßen.
Der Jungknecht sah die Sonne aufgehen und untergehen, Regen kommen, den Tau blitzen, es kam ihm nicht in den Sinn, daß es die Schönheit gäbe und die Wollust des Menschseins. In der Scheune überfiel ihn das Gruseln. Das Stroh reckte gelbe Hälslein, Spinnen saßen in ihrem Fädchenhimmel.
Die Ernte war heuer „gottgesegnet“, das Gerüste der Scheune wurde vollgestopft mit Kornbündeln und Weizenbündeln, die Gerste mußte von dem Stiere zusammengetreten werden, um den Platz unter dem Dache des Stadels zu finden. Die drei Bauernweiber kehrten noch nach Feierabend ihre Tenne blank, fraßen Staub, als der Mond schon auf der Wolke schwamm.
Der Jungknecht schritt durch den von den Mägden verlassenen Stall. Er ging an den Kühen vorbei, er sättigte sich am Odem des Kuhmistes. Die schwarze Nacht, meinte er, sitze in der Scheune, deren Tor er entriegelte. Das Mondlicht sickerte durch die Löcher und die Fugen. Der Knecht beschenkte ein Strohhälmchen mit dem Flämmlein eines Zündholzes, überließ diesem Hälmchen die Erntescheune. Er legte sich in der „Kammer“ schlafen. Die Mitknechte hatten alle die Wege zu den Mägdefenstern genommen, sie dienten dem Gesetze der entfesselten Nacht.

Den drei Schwestern half kein Gebetsversprechen, als die Scheune flammte. Sie bespieen sich mit Flüchen, dem Versicherungsmann die Tür gewiesen zu haben. Schafe rannten in die Lohe, Säue stoben durch die Leute, der Hengst bäumte. Hexengleich rannten die drei Weiber um die verlorene Scheune, aus geklafften Hemden die verdorrten Brüste zeigend.
Am nächsten Tage wurde ein Handwerksbursche, der im Pferdestalle übernachtet hatte, verhaftet. Der Jungknecht bat seine Eltern, bei einem anderen Bauern in Dienst gehen zu dürfen. Er kam ins Nachbardorf zu einem alten Bauern. Der stritt oft mit seinem Weibe. Hans Falterbauer freute sich der Zwietracht der Eheleute, speicherte Schadenfreude in seinem Herzen auf. An einem Sonntage war er zu Fuß in die „Stadt“ gewandert. Die ödete den Dorfmann mit den scheunelosen Häusern an. Auf dem Wege zum Bahnhofe traf er einen Gendarm, der einen Gefesselten begleitete. Das Gesicht dieses Gefangenen trug den Schein und das Winken, das dem Knechte vertraut war. Die gaffenden Weiber, knieschiebenden Mannsleute schreckten vor dem Bewachten, freuten sich unverlierbarer Pfühle und Tische.
Das Weib des Bauern, bei dem Hans diente, trachtete jeder Mannshose nach. Knechte ringsum kannten sie. Sogar die Stromer besprachen auf ihren Wegen diese liebebeschienene Herberge. Mit entblößten Augen schaute das Weib auch auf den Jungknecht. Der fing den Frosch, zertrat ihn. Den Igel sperrte er in die Speisekammer. Eine tote Ratte legte er zwischen die Scheiter, die ofenbetreuende Bäuerin zu schrecken. Das Bauernweib hörte in der Nacht das Geschrei einer noch schulpflichtigen Magd, die in seiner Vorkammer schlafen mußte. Es stürzte im Hemde zu dem Mädchen, es sah den Jungknecht flüchten. In derselben Nacht brannte das Gehöft des alten Bauern nieder. Die Brandstätte mied

bald der junge Knecht. Die Leute hatten wohl recht, wenn sie die Ursache des Unglückes, des Brandes, den oft zweifelhaften Besuchern der Bäuerin zuschrieben.
Der Pfarrhof von Hans Falterbauers Heimatsdorfe stand im Rufe der Sauberkeit. Die Dienstboten lebten dort ohne Unruhe, gaben sich zufrieden. Hans lag hier zum ersten Male in seinem Leben in einem linnenreinen Bette. Die Sünde der Unzucht war hier besonders verächtlich. Heiligenbilder hingen an der Wand, auf dem Flure stand bäumleingroß der Rosmarin, Aborte lagen nicht mehr hinter den Ställen, sie prangten im Hause, jedes Ding besaß die Würde der Gediegenheit und das Gewicht des guten Scheines.
Die Dorfkirche, die der Knecht nun Sonntags besuchen mußte, hatte unter keiner „Renovierung" gelitten. Berühmt waren die goldberührten Gestalten der Heiligen, deren Gewänder ein Wind bauschte, deren Hände zu tanzen schienen. Jahrhundertalte Fahnen galten Zünften, die sie von weither spendeten, als Flügel, samtene, der Ewigkeit, als Standarten ihres Gottesgewissens. Engelsköpfe klebten an Altären, geflügelte Tiere des Evangeliums bewachten den Predigtstuhl.
Hans, der Pfarrersknecht, ging an einem Sonntagnachmittage ins Gasthaus. Das Geknatter der Kegelbahn lockte. Erst strolchte er sonntagsschön um den Krämerladen, sah zwei alte Weiber aus der Kirche schreiten, die noch den Weihrauch trugen. Der Junge tauchte die Kirchentüre auf und trat in das verlassene Gotteshaus. Er ging zu einem Beichtstuhle, setzte sich auf die Priesterbank. Er schritt zum Hochaltare, besah sich dessen Prunkbild. Eva beschenkte Adam mit einem Apfel. Die Schlange wiegte sich vom Baume.
An einem Seitenaltare kniete ein Mädchen. Hans, der Knecht, hatte die heimliche Beterin früher gar nicht bemerkt. Deren Gesicht überspannen Engel mit dem

Schleier der Andacht. Das Haupt schien dem Leibe entschweben zu wollen. Dem anschleichenden Burschen gefiel auf einmal die Kirche. Die Betstühle spiegelten das Licht. Posaunen Jehovas funkelten. Hinter dem Mädchen lauerte der Junge. Das Altärlein war der heiligen Notburga geweiht. Das hölzerne Leiblein der Heiligen prangte, eine Sichel schwebte hoch wie ein silbern entflohenes Herzding, ein Spielzeug, keine harte Arbeitsschneide, kein Ährenmesser.

Hans legte seine Faust auf die Betende, er wollte das Mädchen in den Beichtstuhl, in ein Nischlein oder Bettgefüge tragen. Doch der Brünstige war wohl tolpatschig, ungeschickt, das feine Körperlein entwand sich ihm, wie von Himmelshänden beschützt. Das Mädchen entkam. „Bleib!" keuchte der Knecht, rührte sich aber nicht von seinem Platze. Er hatte geglaubt, die Zarte bliebe gerne an seinem Herzen, wie das Bienlein den Honig leckend.

Die Stille der Kirche war wohl nur Himmlischen angenehm. Karl empfand sie als einen Genuß, der einem erst nach dem Grabe gebühre. Hold lächelte die Tirolermagd Notburga. Die braunen Bauernwangen trugen Lichtflecken, das Gewand war nicht ganz bis zu den Füßen gefallen, ließ die Knöchel und die nackten Zehen den Betern zur Betrachtung. Wo die Brüste sich verbargen, hatte der Holzschneider der Heiligen hundert Hemdfältlein gebauscht, der Hals trug zierlich das Haupt, das von einem Heiligenscheine beschwerte.

Die Gebenedeite stand in hüftehohen Ähren. In die Altarnische war der blaue Himmel gemalt.

Der Knecht Hans fand, daß die Gebliebene die Entflohene ewigweit übertreffe. So zeige sich kein Weibesantlitz, so hold diene keine Stirne dem Haargeflechte! Die könne Brot backen wie die Mutter und das Pfühlein richten und den Weg hüten und die Abendtüre versperren! Die Nacht

schenke sie, aus dem Wolkenrot steigend, den Wind in kühlen Handschalen, Liebe lispelnd. Mägden, die nachthinein die Schwengel der tiefen Brunnen hoben, fülle sie rascher ja die Tröge mit dem Wasser. Sie böte ihm auch die Wange und seinem Munde goldene Lippe.
Der schön Gefangene stieg wie im Traume auf den Altar, hob das leichte Bildwerk der Heiligen in seine Arme. Er hüpfte auf die teppichbelegte Stufe, schritt mit dem Raube durch die Kirche. Steinstufen liefen vom Glockenhause aufwärts in den Turm. Hans Faltenbauer gelangte bis zur Glockenstube. Die Glocken hingen geschwisterlich in den Jochen, gefangene Dämonen der Lüfte. Die schweren Klöppel ruhten. Aus der Glockenstube führte ein Türlein unter das hochgefaltete Dach der Kirche. Das Ewige lag wo schöpfbar in den Bezirken des Turmes.
Unter dem Dache zerfiel aufgehäuftes Gerümpel. Särge, wappenumbilderte und deckelentblößte, standen gleich liebeentstürmten Betten in den Winkeln. Totenköpfe thronten in einer Pyramide. Staub der Vergänglichkeit flirrte in den Sonnenstrahlen, die durch das Dach fielen.
Der Junge suchte eine Höhle, einen wiesenschönen Anger für die Heilige. Ein Thronstuhl, dem das verdorrte Eingeweide aus zerschlissenem Sammet schoß, schreckte ihn. Da stand ja eine Bahre, eine wohl zwieschläfige! Sogar ein goldbequasteter Polster lag zu Häupten des Totenschiffleins, das seine Fracht, die entwundete Seele, dem Hafen schon gespendet hatte.
Dahinein legte der Knecht voll Zartheit die Bürde. Seine rauhen und zerschrundenen Hände lagen auf den Wangen der Strahlenden, die als eine Magd einstmals von Gott des Wunders gewürdigt worden war, das ihr Sichlein, der übermächtigen Erntefron auf einem Bauernacker zu entrinnen, in die Luft geschleudert hatte und das in Lüften „sitzen"-geblieben war.

Als der Küster abends das Tor der Kirche versperren mußte, trat noch ein Besucher der Altäre über die Schwelle. Der alte Mann erkannte den Pfarrersknecht nicht, meinte, ein Betrunkener hätte in dem Gotteshause geschlafen. In derselben Nacht zerriß das Dach der Kirche eine Feuerflamme. Die Dörfler fürchteten um ihre Häuser. Die benachbarte Stadt schickte die Motorenspritze. Die Heiligen wurden den Altären entrissen. Es brannte aber nur das Dach nieder, die Decke der Kirche hielt stand, auch der Turm wehrte die aufzüngelnden Flammen ab. Viele meinten, ein Wunder wäre bei dem Kirchenbrande am Werke gewesen. Als man die heilige Notburga von ihrem Altare tragen wollte, sie zu bergen, sei sie verschwunden gewesen. Sicher hätte diese Dorfliebende mit den Flammen gerungen, das Feuer erwürgt.
Dem Pfarrersknecht behagte es in seinem Dienstorte nicht mehr, er wurde trotzig, keck, faul. Gar fremd und ihn nichts mehr angehend dünkte ihm auch das Gebet. Er stand wie nackt unter Vermummten, kein Engel umflüsterte ihn mehr.
Hans Faltenbauers Vater hatte ein paar Äcker gepachtet, und er befahl seinem vom Knechtsdienste entlassenen Sohne heimzukehren.
Hans trat wieder in die Elternstube, fremden Lüften entstiegen, brüstebegehrend gleich einem Säuglinge. Der jungen Schwester Schürze trug er in sein Bett. Die Mutter fand sie am Morgen unter seinem Laken. Sie sagte das dem Vater. Hans balgte gerade mit seiner Schwester unter den Apfelbäumen. Der alte Häusler glaubte, der Bursche täte dem Mädchen etwas zuleide. Er sah das Brünstige des Jungen in Leib und Gebaren, er ahnte das Schreckliche, er schlug so hart des Sohnes Wange und Antlitz, daß das Blut dessen Hemd netzte.
Die mit Heu und Stroh gefüllte Anhütte des Häuschens

Falterbauers fraß in derselben Nacht das Feuer, fraß alles bis aufs letzte Hälmchen, schmorte die Hühner und zerbiß die Ziege, verschonte auch das Leutedach des Hauses nicht, verschlang sogar die Betten und die Stühle und ließ vom „Anwesen“ des Häuslers nur ein Häufchen Staub am Morgen übrig.
Man sagte es im Dorfe, der Häusler hätte schon lange seinem Sohn geargwöhnt, die früheren Untaten des Knechtes geahnt.
Man konnte das Wahre nicht mehr auf den Wirtshaustisch bekommen, denn der Häusler hatte den Brandstifter in der Nacht erwürgt, er selbst hatte sich im Karpfenweiher des Pfarrhofes ertränkt.

*

Der Frevler

Gleich Teufelsschwänzen hingen die Hanfstränge der Glocken hernieder vom Turme, und drei Weiber, Parzen gleich, keuchten, die Glocken läutend, zogen die immer wieder aufschnellenden Stränge in ihren Schoß, und ein Weibsstück sang:

Sterben! Sterben!
Die andern wollen erben
den Geldsack, das Schindeldach!

Ins Grab wurde der „freie“ Bauer Kilian Lindenmilch geschaufelt. Im Zorne über seinen Sohn, der das vom Vater zugeführte Bräutlein verschmäht hatte, war ein Äderchen dem Alten geplatzt, hatte der Tod ihm den Odem gestohlen.
Am folgenden Tage lag der Sohn und Erbe noch in seinem Pfühle, als die drei Glockenweiber, die dem Vater in die Ewigkeit „geholfen“ hatten, um das Läutergeld bitten kamen. Der Schlaftrunkene warf den drei Weibern sein

Beutelchen zu. „Der Kittel stinkt", grollte der junge Bauer, den Schlaf noch kostend. Eine Magd füllte den Badezuber mit dem kalten und mit dem warmen Wasser. Ostervögel riefen im Garten. Die ersten Auveilchen hatte eine Betreuende auf den Tisch gestellt.

Im „guten" Gewande stand der Erbe heute unter dem Hoftore. Viele Äcker und Wiesen dienten seiner Scheune, sein Stall barg zeilenlange das Vieh. Nichts „fehlte". Nur das Herz des Jungen war üppig geraten, kniete in keiner Ackerfurche mehr.

Das Schloß Zinneberg lag am Flusse Inn. Ignaz Gras, der Gütermakler, der „Anstauber", kam zum jungen Bauern Kilian Lindenmilch und frug ihn im Scherz, ob das Schloß des Grafen ihm gefalle. Der Graf wolle es ihm verkaufen. Aus des Händlers Munde stank das schon oft gehörte Gerücht, der Graf lebe mit seiner Gattin in Unfrieden, er fürchte auch seine Base, Äbtissin des Klosters der Engel. Deren Eltern waren bei einer Kahnfahrt im Innflusse ersoffen, es hatte sich nur der Graf, der Neffe der Schloßbesitzer, schwimmend gerettet. Seelegram war deren einzige Tochter ins nahe Kloster gezogen, und als die alte Äbtissin dort verstarb, wurde die Adelige zur Führerin gewählt, trotz ihres noch jungen Leibes und trotz nicht jahreerprobter Frömmigkeit. Das Schloß am Inn hatte das Weib aber in heimlicher Herzensliebe dem Vetter geschenkt, dem den Innfluten Entronnenen. Kaum stak aber der Hünengleiche, Rotbebartete in goldenen Hosen, als er ein Stadtfräulein freite. Die Äbtissin beschaute ihr Antlitz im Spiegel ihres Gemaches, vergrub jede Erdehoffnung im Särglein der Gebete und der Kasteiungen. Nach Venedig ging die Hochzeitsfahrt des Grafen. Wie auf einem Sonnenstrahle wollte der Plumpe in den Himmel der Ehe reisen. Als Graf und Gräfin die Türme und die Häuser der Stadt, die der Wind ölte, bestaunten, Wolken, von den Tritten der Götter tönend,

über sich fliegen sahen, trat aus einem alten Tore ein Jüngling. Es war, als käme Bacchus vom Bechertische. Das Weib des Grafen erschauderte und erbleichte beim Anblicke des Jungen. Jäh biß die Eifersucht das Herz des Gatten entzwei. Nach Wochen, als Graf und Gräfin wieder in ihrem Schlosse beim Mahle saßen, auf die horizontegroßen Innauen blickten, trat der Venetier an den Tisch. Wie er hieher gekommen sei, frug weder Mann noch Weib. Die Gräfin aber wußte es sogleich, daß der Graf ihre Treue auf die Probe stellen wollte. Sie schwieg seit diesem Tage. Barnabas, den Namen trug der Jüngling, eroberte bald Tier und Mensch. Die Vogelkehle schien des Goldes voll zu sein über den Wohlgebildeten. Der Landesfremde fand bald Wege und Wald, ritt, wohin es ihm beliebte, entdeckte den Bauern die Brunnenquellen, wußte Salben und Tränklein den Bresthaften zu schenken, lehrte neue Tänze. Kein Dörnlein schien ihn zu entstellen, kein Gebetesseufzer schwoll dessen Herz.

Kilian lauschte der Rede des Maklers, des Leutebetrügers. Er kannte Barnabas. Er hatte jäh den Freund gefunden, der ihn aus der Stube lockte, den Wein in der Gästestube des Nonnenklosters zu trinken, das das Schankrecht von alters her besaß, im Süden wo die Weingärten pflegen ließ. Gar ein Nönnlein hatte durch den Türspalt auf die zwei Prasser gelugt. Die Äbtissin lud den jungen Freund ihres Vetters zum Mahle. Silberne Becherlein, Porzellan aus Chinalande schmückten den Tisch. Zwei Nonnen mußten zur Harfe singen. Der Graf war von der Buhlschaft seiner Base überzeugt, und da zur selben Zeit Kaiser Josef in Österreich Klöster aufhob, Bauern befreite, meinte der Argwöhnische, Mißtrauende, von Eifersucht Blinde und Betölpte, der Kaiser könne der Äbtissin, die erklärt haben sollte, Barnabas zu heiraten, ihr Elternerbe wieder verschaffen, ihn vom Schlosse wegjagen. Wohl träufelte ja

böses Gewissen Gift in seine Seele, Bauern spuckten hinterrücks vor ihm aus, da ein Fischer es beobachtet, wie er die alten Verwandten, die Eltern der Äbtissin, aus dem Boote in den hochgehenden Inn geschleudert hatte.
Kilian stand noch immer unter dem Hoftore. Er sah die fernen Türme des Schlosses, sein Herz schien ihm nicht zu klein zu sein, im getürmeten Hause zu wohnen. Da ritt ein Dienstknecht des Grafen an, brachte dem Bauern die Bitte des jungen Italieners, schnell zu kommen. Weglagerer haben den Arglosen überfallen, erzählte der alte Knecht. Er wußte aber noch anderes zu sagen. Zigeuner, als Bauern vermummt, hätte der Graf, der sein niebegründetes Mißtrauen gegen sein Weib nicht mehr ertragen, seine verstummte Gattin nicht der Untreue überführen konnte, gedingt, den schon Lästigen, sein Weib nicht Beachtenden, kurzerhand zu ermorden.
Kilian ritt zum Schlosse. Er fand das Tor offen, die Dienstknechte schienen entlaufen zu sein.
Der alte Knecht zeigte ihm die Kammer des Freundes. Der Bauer fand nur mehr einen Toten. Dienerinnen klagten nahebei. Ihre Herrin hätte den Becher, den der Graf mit einem Labetrunke für Barnabas gefüllt hatte, vor der Schwelle der Kammer selbst geleert, wäre sogleich entseelt, von dem Gifte, das der Becher wohl enthalten hatte, versehrt, zu Boden gesunken. Da stürmte die Äbtissin an, mit Fanfarenklängen sich meldend. Sie hatte einen Wagen mit Klosterknechten bemannt, den Geliebten zu bergen. Man legte den Toten nackt auf den Wagen. Mägde liefen aus den Ställen, Weiber von ihren Männern, Bettler und Betrunkene sammelten sich zu Hauf, folgten dem Wagen, die Kirchenglocken erklangen, von Kindern bewegt.
Vorm Tore der Klosterkirche stand der Klosterkaplan und ein Greis mit einem juwelengeschmückten Kreuze. Es war die Kunde zu den Priestern gelaufen, die liebesirre Äbtissin

wolle an Christi Stelle ihren toten Buhlen Barnabas auf den Altar bahren vor die hundert beleuchteten Kugeln aus Glas, die am Gründonnerstage erhellt werden durch Dochtflämmlein, den Leichnam Gottes der gläubigen Menge zu zeigen.
Brausend nahte der Zug des Wagens, wie von Dämonen geführt. „Sakrilegium!“ schrie der Kaplan. „Omnipotens Deus!“ betete der alte Priester. Vor dem Tore hielt der Wagen. Klosterknechte luden nun auf eine Bahre den Leichnam. „Machet auf!“ rief die Äbtissin. „Nein!“ antwortete der Kaplan des Klosters. Aus allen Fenstern des Klosters winkten die Nonnen, die Kirchenorgel pfiff und gellte und jubilierte, die Glocken erschütterten die Luft.
Jetzt sprang Kilian, der Bauer, vor, entriß dem Kaplane den Schlüssel, sperrte das Tor auf. Er wehrte den zürnenden Priester ab, bekam von einem plötzlich herbeigeeilten Mönche einen derben Schlag in das Antlitz. Da loderte der ererbte Zorn aus dem jungen Bauern. Er warf den Mönch zu Boden, zerstampfte schreiend ihm die Rippen, schlug mit seiner Faust den milde zusprechenden alten Priester auf die Schläfe, den Sitz des Lebens, daß der Greis wie tot zur Erde sank.
Gleich einem goldenen Abgrunde erglühte das sichtbare Kircheninnere, der Altar brannte voller Kerzen. Über die am Boden liegenden zwei Priester hinweg drängte das Volk, die Bahre voran, von der Äbtissin geführt, in die der Satan des Übermutes gefahren zu sein schien. Ein paar alte Weiber bargen die toten Priester, sich bekreuzend und den Gottesfrevel beklagend. Ferne schwoll der Feuerschein des brennenden Schlosses hoch.
Kilian war dem Zuge nicht gefolgt. Er hockte auf einer alten Innweide, ernüchtert. Müde ging er heim. Er schlief in seinem Pfühle bis in den halben Morgen des Karfreitages, als die Türe Soldaten der Stadt Passau aufstießen.

Kilian hatte einen Generalvikar, der gekommen war, die liebebetörte Äbtissin wieder auf den Weg Gottes zu führen, getötet. Auch einen Mönch, einen Almosensammler aus der fernen Stadt Salzburg, hatte er vom Leben in den Tod getrieben.
Der Bauer wurde gefesselt nach der Stadt Passau geführt und nach monatelanger Kerkerhaft, nachdem der Kaiser selbst eine Begnadigung abgelehnt hatte, auf dem Richtplatze dieser Stadt enthauptet.

*

ALBRECHT SCHAEFFER / IN DIESEM ZEICHEN WIRD DER KAISER SIEGEN!

Aus dem Roman „Kaiser Konstantin"

Am Nachmittag stand die Schlacht.
Sie war die letzte von fünf zwischen den hadernden Kaisern, in denen Konstantin den Maxentius von den Alpen herunter südwärts bis in den Schatten von Rom gedrängt hatte. Jede von diesen Schlachten, in mutlosem Ungeschick von Maxentius angenommen, war ihm als Niederlage zuvor entschieden; jede bestand nur aus sich wehrendem Weichen. Dennoch brachte das Ungestüm Konstantins seinen Legionen die größeren Verluste; ihre Zahl war von jeher geringer, und als Maxentius jetzt, in der gehemmtesten Lage, den geschwollenen Tiber im Rücken, zum letzten Mal vorging, war seine Armee, von Rom her verstärkt, um beinah ein Drittel größer.
Dreihunderttausend Männer, Fußvolk und Reiter, Völker von Britannien bis nach Memfis, von den Herkules-Säulen bis Bithynien, schritten und ritten auf Hörnerschrei eisengepanzert gegeneinander; von Dreihunderttausend Jeder entschlossen als Preis seines Lebens drei andre zu nehmen:

das ist eine Million, die sterben sollte. Die Not des Tibers im Rücken, und hinter ihm die Stadt Rom, straffte noch einmal den müde marschierten Leib der Armee, die schlaff wie Maxentius selber war, und sie hielt allen in sie einbohrenden Keilen stand, bis am Mittag beiderseits die Erschöpfung siegte. Die Schlacht war auf die letzten Reserven gekommen; da aber unterließen beide Kaiser im gleichen Zaudern den Einsatz. Die ineinandergehauenen Fronten lösten sich voneinander und jede stürzte, nur auf Rufweite von der anderen getrennt, zu Boden. Die Lebenden lagen wie Tote.

Der Herbsttag war kalt, aber doch mittags von nasser Schwüle. Der Nebel war nach geringem Schwanken und Steigen durch Morgensonne und Wind dicht und grau über die tausend Kohorten gesunken und hatte, die Sicht verschließend, jede weite Bewegung verhindert. Wenn vor Reitergeschwadern, die im Nebel verjagten, Schatten von Speerwäldern im Nebel auftauchten, brachte angstvoller Hornschrei oft erst Auge in Auge die Freunde vor Freunden zum Stehn. Mittags lag der Nebel, von matter Sonne schimmernd, über der Ebene wie eine farbige Decke, rötlich hier, gelb dort von Sonne und in Masse zerstäubten Pollen von Ginster und Porst, dort bleierngrau; eine Decke, ohne Bewegung über zerstampften Wiesen, Haiden und Dickichten des Ginsters, über tausendfacher Zerschmetterung, klaffenden, blutströmenden, sich werfenden, stöhnenden, qualzerrissenen Leibern und den stillen Haufen der Toten, zwischen denen die Lebenden hockten mit entstellten blicklosen Augen, sinnlos das Blut mit zitternden Händen von Armen und Klingen wischend, Andere nur keuchend, die Stirn in den Händen, die Stirn in die Erde gewühlt.

Die Ruhe hatte drei Stunden gedauert, als Konstantin seine Front gegen Norden zu abritt. Vor dem Aufsitzen

hatte es ihn übermannt, so daß er lange, halb hängend, mit Stirn und Armen auf dem Rücken des Schwarzen stand, der die Ohren zurücklegend stillhielt, bis es ihm genug schien und er, den langen Kopf herumbiegend, mit klappernden Lippen nach der Schulter des Kaisers faßte. Der richtete sich alsbald auf, starrte müde aus den quellenden, blutunterlaufenen Augen, schüttelte den Kopf, winkte und ließ sich aufs Pferd heben, das sogleich weit schreitend die klobigen Hufe vorwarf. Noch lag Alles am Boden, aber die Kohorten hatten zumeist ihre dreifache Gliederung wieder angenommen, deren jeweiliger Umfang die Verluste erkennen ließ. Er selber war, bald zu Roß, bald zu Fuß, befehlend und fechtend immer vorn im Getümmel gewesen, und von den sechs Prätorianern, die vor und neben und hinter ihm seine Heiligkeit mit ihrem Leben zu decken hatten, war jeder schon zweimal gefallen; fing die Schlacht wieder an, so stand an Stelle jedes Ersten der Dritte. Er aber saß eingesunken auf dem stämmigen Roß, den Blick der schwimmenden Augen über den Boden ziehend, über die Einzelnen, über die Hügel der Toten, aus denen schiefe Feldzeichen ragten, über Blutlachen, über Waffen, abgeschlagene Gliedmaßen, Tote, Tote, die oft sein Pferd mit langem, zaudernd gestrecktem Tritt geziert schonte. Zwei berittene Tribunen vor ihm auf seitwärts tänzelnden Pferden veranlaßten mit eintönig wechselndem: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ Jeden, der die Kraft dazu hatte, den Arm über die Augen zu legen. Der Anblick der Majestät war nur im Gefecht erlaubt.

Plötzlich wankte der Kaiser und glitt, das Gesicht von schmerzlichem Ekel verzerrt, so rasch vom Pferd, daß er in den Händen der zugesprungenen Trabanten doch fast mit den Schultern zu Boden kam. Zwischen ihnen hängend, sah er sie an, als bemühte er sich, sie zu erkennen, raffte sich dann auf die Füße und lief hinkend – sein linkes Knie

war verletzt —, das Schwert vor sich aufstützend, in zerhauenen klaffenden Beinschienen und blutbesudelt, eine Anhöhe hinauf, stolpernd über Stufen von Armen und Beinen der Toten. Oben stand eine große Pinie allein, um deren roten Stamm herum, den Rücken daran gelehnt, die Häupter auf der Brust, fünf Gepanzerte saßen, jeder an einer anderen Stelle entsetzlich klaffend, einer einen Schwertgriff, der auf seiner Brust saß, in beiden Händen, alle noch erkennbar als Angehörige der Fulminatrix-Legion, aber sonst unerkennbar, ob tot oder lebend. Konstantin blieb einen Augenblick in sturer Betrachtung des grausigen Sterns von Baum und Leichen; jedoch war die Anstrengung des Steigens zu groß gewesen, und als das Gefolge nachkam, saß er flach im Sand auf den Schenkeln, so wie die Toten, die Ellbogen neben sich aufgestützt, das Kinn auf der Brust. Aber vom Sitzen schon erquickt, hob er es bald, nickte mehrmals ermunternd und sagte: „Holt Nathanael. Ich bin so schlaff wie Lumpen. Ach ich bin", lachte er hustend, „nicht so lebensvoll wie eine kleine Lerche."
Er nahm nun mit beiden Händen den Goldhelm vom Haupt, ließ ihn den zugreifenden Händen und streckte sich ganz aus, ohne hinzusehn über Einen, der mit dem Rücken nach oben dort lag. Die Leibwachen zogen eilfertig Alles, was an Sterbenden und Toten herumlag, aus der Nähe der Majestät den Hügel hinunter, Aufschrei mit übergelegter Hand erstickend, und gaben des Kaisers Ruf nach Nathanael weiter, bis er im Nebel und Schweigen verhallte.
„O Heiland!" keuchte der liegende Kaiser nach oben, „all das Blut! Den ganzen Tag gemetzelt und nicht vorwärtsgekommen. Der zuviele Christus im Heer hats weich gemacht. O Nathanael, oh!"
Er war nun lange Zeit still, richtete sich dann auf und schaute umher. Am Hügel unten wurde eine geistliche Stimme hörbar: „Ihr Lieben, ergebt euch in Jesum! Kom-



Beethovens Hände

Am Totenbett angefertigte Ölstudie von J. Danhauser

met zu mir, wer Christus bekennt! Ich habe Hostien mitgebracht und gebe euch Wegeszehrung. Christus gab ja den reinen Leib für eure Sünden, und sie sind euch vergeben."
Es war Rufus. Er blickte von einer Hand, die schon ausgestreckt im Todeskrampf leer zurückschlug, schmerzlich nach oben, aber der Kaiser saß abgewandt. Er hatte schon ein- und zweimal, während er nach der Stimme des Diakons horchte, mit dem Blick an dem jetzt neben ihm liegenden, anscheinend toten Mann gesucht, der von den Fersen bis zum Nacken mit Blut und drinklebendem Sand, Nadeln und Ginsterblüten so überdeckt war, daß die goldenen Zierate der Rüstung kaum zu erkennen waren. Jetzt faßte der Kaiser jäh in sein Haar, drehte das Gesicht seitwärts – es war blutrot mit geschlossenen Augen – und sagte: „Allmächtiger, es ist mein Sohn!"
Augenblicks über ihm knieend, drehte er ihn herum, rief: „Ach, sei nicht tot!", rief wieder nach Nathanael und nach Wasser, schlug die Hände zusammen und klagte: „Aus den Augen verloren und aus dem Gedächtnis! O du Rasender, wie hast du gefochten!" Seine Tränen flossen, denn Crispus sah schrecklich aus. Er lag noch mit geschlossenen Lidern, das linke und seine Umgebung war schwarz, das halbe Gesicht war geschwollen und rot von trockenem Blut, die Nüstern mit Blut verstopft. „Er ist noch warm", sagte sein Vater jetzt stiller.
Dann kam Nathanael. Einer kleinen Truhe, die er zu Boden setzte, entnahm er Bestecke, reines Linnen und kleine Kruken mit Essenzen, und in der geschwindesten Frist war das Antlitz gereinigt, die Nase atemfrei, eine von der Lippe zum Auge klaffende Schmarre geschlossen. Der Arzt horchte, klopfte und prüfte an allen Gliedern, sah zu Konstantin auf und sprach: „Ganz gesund." Dann den leblosen Kopf sanft im Arm aufrichtend, rieb er ihm eine stark duftende Essenz um die Nüstern. Crispus nieste sogleich und

öffnete Lippen und Augen. Die schlossen sich zwar wieder, und eine Zeit verging, während er röchelnd Klumpen geronnenen Blutes über die Lippen wälzte. Haupt an Haupt mit dem Arzt kniete der Kaiser über dem bleichen erstorbenen Antlitz, auf das seine Tränen tropften. Endlich gingen die Lider darin wieder hoch; statt des Weißen vom Auge erschien langsam die Iris, und nun floß ein Blick voll Geheimnis tief von jenseits herauf; er blieb aber fremd und sah Niemand.

Crispus richtete sich auf. Ohne die über ihn Gebeugten zu beachten, mühte er sich an ihren Schultern mit kraftlosen Armen aufrecht, während sein Blick zunahm und zuletzt in den Himmel gerichtet feststand. Nun kam ein gurgelnder Laut.

„Ja, Kind, ja, was willst du mir sagen?"

Aber der zerhauene Mund ließ noch keine Silbe hervor. Von Nathanaels Schulter löste sich schwankend der rechte Arm, spreizte mühsam die Hand, und sie deutete aufwärts. Der Kaiser und Alle, die nahe standen, wandten die Augen dorthin.

Im Nebelmeer schwamm die Sonne, eine weiße Scheibe, groß und sehr still. Eine sanfte Stimme – Rufus' Stimme – sagte sogleich: „Seht die Oblate."

Aber Crispus schüttelte den Kopf, und seine Hand deutete höher. Ja, dort, hoch oben am Himmel war eine Gestalt aus zartem Licht zu erkennen, ein senkrechter, goldweißer Streifen, der die Umrisse einer stehenden Gestalt zu haben schien. Eine leise, wehende Bewegung – und nun bildeten sich Arme. Arme erhoben sich und streckten sich aus; und nun – während durch die Stille der Schlacht-Ruhe und des Nebels ein tiefes redendes Sausen von ferne herbeizog, alle Schleier wallten und flatterten, die Sonne dampfte –, nun stand glänzend, ungeheuer groß und einsam über der Sonnenscheibe im Himmel ein Kreuz aus Licht.

Die es sahn, stöhnten auf. Die selige Erscheinung, himmelher drohend mit der Kraft ihrer Göttlichkeit, weitete alle Seelen unten mit solcher Gewalt und Schnelle, daß der Atem versagte. Dieser und Der fiel laut aufschluchzend in die Knie; Konstantin, halb erst aufrecht über den Sohn gebückt, starrte mit entsetzten vergehenden Augen, Rufus stand, die Hände unter dem Antlitz gefaltet, das von Innigkeit blühte. Aber Crispus blickte nicht mehr wie die Andern in die Himmelsferne, sondern seine Augen, die sich mit einer staunenden Seligkeit füllten, schienen auf einen vor ihm Stehenden gerichtet. Er lächelte, schien zu lauschen, und dann sagte er leise: „Ja." Er horchte wieder, seine Lippen bewegten sich, er flüsterte: „Ja. Ja, ich werde es sagen." Immer inbrünstig emporschauend, wurde sein Auge schmerzlich. „Bleiben!" bat er, „oh! Nicht – so rasch!"
Plötzlich fielen seine Lider wie zugedrückt und er lag ohne Bewegung.
Das Kreuz brannte hell. Aller Augen hingen an ihm. Jetzt tastete Crispus' Hand nach seinem Vater. Er drehte das Gesicht zu ihm hin, öffnete Augen und Mund und sagte kaum hörhar:
„In diesem – der Sieg."
Darauf sank er zurück und verbarg das Gesicht in den Händen.
„Ja", sagte Konstantin, „nur in dem Zeichen."
Er streckte, sich aufrichtend, betend die Hände aus und sprach voll Vertrauen: „Kreuz des Friedens, sei gnädig uns Allen!" Im Augenblick danach schlug ein Schrei irgendwo aus der Tiefe empor:
„In diesem Zeichen wird der Kaiser siegen!"
Wer hatte Crispus vernommen? Rufus hatte seine Worte gehört und gemurmelt, für sich wiederholend, was nie vergessen werden durfte; Andre hatten gehört und weitergesagt. Konstantin blieb noch unbewegt. Auf seinem Scheitel wehte

das lose Haar, denn nun flogen Windhauche überall, der Nebel ward schütter und locker, das Schlachtfeld erschien, Lanzen und Helme blitzten, die Karrees lagernder Kohorten wurden erhellt und wieder zu Schatten, höher flammte die Himmels-Erscheinung, und überall umher wanderte der jubelnde Ruf: „In diesem Zeichen der Sieg!"
Jetzt begriff es der Kaiser und schüttelte sich. „Sind sie toll geworden?" sagte er tief. „In dem Zeichen wollen sie siegen?"
„Vater," fragte Crispus leise von unten, „wirst du ihn nun anerkennen?"
„Anerkennen? Ja, wie denn? So wie Die oder wie du?"
Crispus lächelte und sagte nur: „Oh!"
„Wie es Frieden leuchtet!" sprach Konstantin. „Nun wird es blässer. Du Schönes, verweile noch! Ach, schöner bist du als dein Gott! Und du Himmels-Sohn in der Herrlichkeit, was weißt du von uns?"
Als aber jetzt wie ein Pfeilhagel überallher die Schreie herflogen: „Christi Kreuz und der Sieg!" schlug in sein Gesicht die Verwandlung. Ein ungeheurer Hohn zerrte es breit; er lachte mit häßlichem Dröhnen, Zorn, Spott, Angst, Anmaßung jagten flammig über seine Züge, und nun riß er Einem, der ihm zunächst stand, das Schwert aus der Hand, schleuderte die Scheide herunter, und die nackte funkelnde blutige Klinge zum Himmel schwingend, schrie er:
„Ja, Kreuz, ja! Gib mir den Sieg, und mein Reich ist dein Reich!"
Er stand, weit offen Auge und Mund. Das Kreuz flammte auf und erlosch.
Aber die Sonne strahlte in blindem Feuer. Sie und der Wind lösten mit Myriaden eifriger Hände von Norden bis tief in den Süden den Nebel ab, und vor den Augen des Kaisers erhob sich, in gelbe Dünste gehüllt, die gesamte Front und ging vor. Ein einziger Schrei strömte von ihr aus, ein nicht

endendes Brausen, durchschmettert von hellen Signalen. Konstantin schrie: „Tribunen! Alle Reserven?“ und die Schlacht begann.
„Rufus!“ flüsterte Crispus mit geschlossenen Augen. Alsbald fiel ein Schatten über ihn, Spalten seiner Lider öffneten sich, er gewahrte die liebenden Augen dicht über den seinen und flüsterte: „Er hat mir vergeben. Nun – schreibe! An Fausta. Schreibe, daß ich ihn sah, und daß ich erlöst bin von ihr.“
Sein Kopf fiel zurück. „Laufe!“ flüsterte er fieberisch. „Im Kaiserzelt findest du Alles. Lauf, ehe die Reiterei ...“ Er lag stumm und sah zufrieden aus wie ein Toter.
„Donnert es?“ fragte er eine Weile danach. Er konnte sich aufsetzen und sah sich nach Osten um. Zwischen zwei nackten Grashügeln dort, die tausend Schritt voneinander entfernt lagen, brach eine einzige ungeheure Woge hervor, Rosseshäupter und flatternde Mähnen, ausgreifende Hufe, der Boden rollte von dem Gepolter. Crispus warf sich hoch und erreichte taumelnd die Pinie, wo weder Tote noch Sterbende mehr saßen. Dann stand er an den Stamm gelehnt auf einer Insel im donnernd flutenden Strome der Reiterei, wo Rosse in Rosse sich wie Wellen schoben, und sah nichts mehr als Mähnen und Hälse und Kruppen und Pferdeaugen und die reitenden Männer, braune Goten-Gesichter, verhüllt von den umschließenden Wangen der Helme. Tausende brausten vorbei ohne Unterlaß. Ein Trompeter-Trupp hielt eine Weile, die Anhöhe heraufgejagt, mit wütendem Hörnerblasen auf roten keuchenden Gäulen. Und wiederum flutete rundum die erleidende Erde und kreiste unübersehbar in Reitern.
Crispus lachte und weinte.

*

ROMAIN ROLLAND / BEETHOVENS MEISTERJAHRE

Wir verweilen noch bei seinem Bild in dem entscheidenden Augenblick, da das Schicksal in die Arena tritt. Uns schaudert, wie nun die unbekannte Macht den Mann mit den Löwennüstern anfällt, aber wir können die Augen von dem Zweikampf nicht abwenden.

Dieser Übermensch, auf dessen Haupt das drohende Unwetter niedergehen soll – je höher der Gipfel, desto näher dem Blitz –, trägt das Zeichen seiner Zeit an der Stirn, das Brandmal des Aufruhrs und der Revolution. Das zeigt sich schon in Bonn. 1789 hat der junge Beethoven auf der Universität seiner Vaterstadt Eulogius Schneider gehört, den spätern Accusateur public in Straßburg. Als die Nachricht von der Einnahme der Bastille nach Bonn kam, verlas Schneider vom Katheder herab zündende Verse, die bei seinen Schülern begeisterten Widerhall erweckten. Ein Jahr später subskribierte der „Hofmusikus" Beethoven auf einen Band Revolutionsgesänge, mit dem Schneider die alte Gesellschaft im Namen der kommenden Demokratie in die Schranken forderte:

> Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
> Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,
> Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
> Ha! das vermag kein Fürstenknecht.
> Dazu gehören freie Seelen,
> Die lieber Tod als Heuchelei
> Und Armut vor der Knechtschaft wählen.
> Und wisse, daß von solchen Seelen
> Die meine nicht die letzte sei!

Ist das schon Beethoven, der da redet? Die Worte sind von Eulogius Schneider, aber in Beethoven werden sie Fleisch und Blut. Wohl hat der junge Jakobiner im Lauf seines

Lebens Zeit genug gehabt, seine politischen Überzeugungen zu ändern; seine sittlichen Grundsätze sind dieselben geblieben. Rücksichtslos trägt er das stolze republikanische Glaubensbekenntnis in die Salons der höchsten Wiener Gesellschaft. Von der Zeit seiner ersten Erfolge an hat er dem Adel, der ihn verhätschelt, seine Meinung unverblümt ins Gesicht gesagt.

*

Eine untergehende Kultur in all ihrem betörenden Glanz! Nie zuvor war sie geistreicher, anmutiger, und wenn nicht gerade besonders ehrenwert, so doch nie liebenswerter gewesen als am Vorabend ihres Sterbetages, da die Kanonen von Wagram vor den Toren auffuhren. Das Wien des beginnenden 19. Jahrhunderts erinnert an Trianon. Aber seine Grandseigneurs sind ihrer Erzherzogin im Exil, Maria Theresias Tochter, an Geschmack und Bildung weit überlegen. Nirgends ist wohl eine Aristokratie so mit Leib und Seele der Musik ergeben gewesen und hat den Künstlern die Wohltat der Töne so ritterlich vergolten wie hier. Es ist beinah, als wollten die hohen Herren und Damen Abbitte dafür tun, daß sie Mozart im Massengrab hatten enden lassen. In den Jahren von Mozarts bis zu Haydns Tode ist der Wiener Adel der bescheidene Diener der Kunst. Er macht den Musikern den Hof und sucht seine Ehre darin, sie als seinesgleichen zu behandeln.
Das zeigt sich auf das großartigste an Haydns sechsundsiebzigstem Geburtstag; am 27. März 1808 hat Wien eine wahre Kaiserkrönung der Musik gefeiert. Vor den Türen der Universität steht die Schar der Grafen und Fürsten im Verein mit den Musikern und wartet auf den Sohn des Rohrauer Stellmachers, und als er in der Karosse des Fürsten Esterhazy angefahren kommt, tragen sie ihn unter Pauken- und Trompetenschall jubelnd in die Aula. Fürst

Lobkowitz, Salieri und Beethoven treten heran und küssen ihm die Hand. Die Fürstin Esterhazy und zwei andere vornehme Damen ziehen den Mantel aus und hüllen dem alten Mann die Füße damit ein. Das Publikum ist außer sich, die Tränen fließen, der greise Sänger der „Schöpfung" ist vom Sturm der Begeisterung überwältigt. Als der erste Teil seines Oratoriums zu Ende ist, verläßt er still weinend den Saal und hebt auf der Schwelle die Hand zum Segen.

Das Jahr darauf stoßen die napoleonischen Adler auf die Stadt nieder. Wien wird von den Franzosen besetzt; Vater Haydn stirbt und nimmt die alte Zeit mit ins Grab.

Der junge Beethoven aber durchschaute die alte Zeit, die ihren Adelsmantel mit so vornehmer Gebärde den Künstlern unter die Füße breitete. Er hat ihr leutseliges Lächeln verachtet und den Hermelin in den Staub getreten.

Es war nicht das erstemal, daß ein Sohn des Volkes die stolze Aristokratie zu seinen Füßen sah und ihr heimzahlte, was sein Stand seit Menschengedenken erduldet hatte. Der Deutsche Gluck und der Franzose Rousseau waren Beethoven darin vorangegangen. Der „Ritter" Gluck, der schlaue Försterssohn, hatte freilich nie vergessen, was er den großen Herren schuldig war. Er verstand es meisterlich, mit seiner Grobheit hauszuhalten und noch Kapital daraus zu schlagen, während der arme Jean-Jacques verlegen stotternd seinen Bückling machte und sich erst auf der Treppe all der großen Reden entsann, die er hatte führen wollen. Beethoven dagegen nahm im Salon kein Blatt vor den Mund; er sagte den Großen ohne Erbarmen, was er von ihnen hielt. Als die Gräfin Thun, die Mutter der Fürstin Lichnowsky, vor ihm auf die Kniee sinkt und ihn anfleht, etwas zu spielen, die edle Frau, die Glucks Freundin und Mozarts Gönnerin gewesen war, bleibt er ruhig auf seinem Sofa sitzen und sagt nein. „Wer ein Bauern salbet, so sticht

er, wer sie sticht, den salbent sie", heißt ein alter Spruch. – Uraltes Unrecht wird da vergolten, und wie immer an den zartesten Herzen.
Nichts andres als Güte hat er im Hause Lichnowsky erfahren. Der rheinische Grobian ist wie ein Sohn dort aufgenommen und geduldig zurechtgeschliffen worden, unter beständiger liebevoller Rücksicht auf seine Empfindlichkeit. Die Fürstin habe ihn „mit großmütterlicher Liebe erziehen wollen", sagt Beethoven. „Es hätte oft wenig gefehlt, daß sie nicht eine Glasglocke über mich machen ließ, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche." Weiter unten folgt der Bericht über den denkwürdigen Dezemberabend des Jahres 1805 im Palais Lichnowsky, wo ein vertrauter Freundeskreis bemüht ist, den Fidelio zu retten. Nach dem ersten Mißerfolg weigerte sich Beethoven, an der Oper weiterzufeilen, und dachte sogar daran, die Partitur zu vernichten. Da erinnert ihn die damals schon schwerkranke Fürstin an seine Mutter und beschwört ihn, „sein größtes Werk nicht untergehen zu lassen". Ein paar Monate später aber fühlt er sich durch ein einziges unvorsichtiges Wort in seiner Unabhängigkeit angetastet und schlägt die Büste des Fürsten in Stücke, stürzt aus dem Hause und wirft die Tür hinter sich zu. Er wollte die Freunde niemals wiedersehen. „Fürst," schreibt er zum Abschied, „was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt es nur einen."

*

Wie gegen die höhere Kaste, so empört sich seine störrische Selbständigkeit auch gegen seinen eigenen Stand, die andern Musiker. Weder den Meistern seiner Kunst noch den Vorschriften des Kontrapunkts kann er sich fügen, und als ihm in seinen Werken Akkordfolgen nachgewiesen werden,

die allen Grundregeln zuwiderlaufen, sagt er: „So erlaube ich sie!“
Die Gesetze der Theorie kann er nicht einfach aufs Wort hinnehmen. Er verläßt sich nur auf das, was er selbst erprobt und stichhaltig gefunden hat. Zu belehren ist er nur unmittelbar durch die Erfahrung. Seine beiden Lehrer, Albrechtsberger und Salieri, geben zu, daß er ihnen nichts verdankt; nie hat er etwas aus ihrem Unterricht übernommen, sondern sich alles mit saurer Mühe selbst erarbeitet. Er ist der Erzengel, der sein will wie Gott. Gelinek sagt tief bestürzt: „Das ist kein Mensch, das ist der Teufel!“
Geduld! Der Tag ist nicht fern, da der heilige Michael mit seiner Lanze den Gott erweckt, der in ihm schlummert. Es ist nicht leerer Hochmut, wenn Beethoven keinen Meister über sich anerkennen will. Die Zeitgenossen waren entrüstet, wenn der junge Mensch von Goethe und Händel wie von seinesgleichen sprach. Er war eben ihresgleichen.
Trägt er auch vor andern den Kopf hoch, vor sich selbst ist er sehr bescheiden. Als er sich mit Czerny über seine Unzulänglichkeiten unterhält und ihm seine verfehlte Erziehung schildert, sagt er nur: „Doch ich hatte Talent zur Musik.“ Von seiner frühesten Jugend bis zum letzten Tage hat er schwer gearbeitet, mit unglaublicher Zähigkeit und Geduld. Die Theoretiker, mit denen er als Zwanzigjähriger nichts anzufangen wußte, nimmt er mit vierzig wieder auf. Als die C-Moll- und die Pastoralsymphonie schon vollendet sind, liest er Kirnberger, Fux, Albrechtsberger, Türk, Philipp Emanuel Bach und macht sich Auszüge. Seine Wißbegier kennt keine Grenzen. Auf dem Sterbebett meint er, erst am Anfang zu sein.
Geduld! Schon läutert sich das Eisen aus den brodelnden Schlacken. Angestachelt durch das Publikum und durch seine Nebenbuhler am Klavier, wacht er wohl noch eifersüchtig über seinem Ruhm, doch das ist eine Kinderkrank-

heit und will nicht viel bedeuten. Als seine Freunde ihm erzählen, wie er in aller Munde ist, weist er sie zurecht: „Ach Unsinn! Ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben. Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich."
Immer und überall gehorcht er nur der innern Stimme.

*

In jedem echten Künstler gibt es ein Traumleben, das auf dem unterirdischen Strom in dunkeln Spiegelflächen dahingleitet, immer wieder abreißend und zerfließend. Bei Beethoven aber steigert es sich zu unvergleichlicher Wucht. Und das längst, ehe die Pforten des Gehörs sich schließen und er von der übrigen Welt abgeschnitten ist. Ich erinnere nur an das prachtvolle Largo e mesto in D-Moll aus der Sonate op. 10, Nr. 3, wo der sinnende Geist die grenzenlose Ebene des Lebens mit ihren Wolkenschatten tief unter sich liegen sieht. Das hat ein junger Mensch von sechsundzwanzig Jahren geschrieben (1796)! Und doch enthält es schon den ganzen Beethoven. Eine erstaunliche Reife der Seele! Wohl war er nicht wie Mozart von vornherein in allen Künsten des Wohlklangs Meister; aber dafür war er es in der innern Welt, ein frühreifer Kenner und Beherrscher seiner selbst und all seiner Glut und seiner Träume. Die harte Kindheit, die bitteren Erfahrungen seiner ersten Jahre haben ihn zeitig nach dieser Richtung entwickelt. Ich sehe Beethoven als kleinen Jungen vor mir, wie ihn der Nachbar Bäckermeister in Bonn beobachtet hat, am Bodenfenster, das auf den Rhein hinausgeht, den Kopf auf beiden Händen, ganz versunken in „schönen tiefen Gedanken". Wer weiß, ob an solchen Tagen nicht die melodische Traurigkeit des Adagios aus der ersten Klaviersonate in ihm gesummt hat. Schon als er Kind war, durchzogen ihn die Wolken. Er erzählt davon in dem ergreifenden Brief an den

Rat von Schaden vom 15. September 1787, dem ersten, der uns erhalten ist: „... dazu kömmt noch Melancholie, welche für mich ein fast ebenso großes Übel als meine Krankheit selbst ist ..." Doch er hat schon frühzeitig die Kraft, den trüben Geist von sich zu weisen und in Töne zu bannen.

Ob er nun der Schwermut nachhängt oder seine Stimmungen besiegt, immer ist er allein. Von Kindheit an treibt ihn ein wunderlicher Eigensinn, sich abzusondern, auf der Straße, im Salon, wo er gerade ist. Wenn Frau von Breuning ihn so weltvergessen in unbekannten Fernen weilen sieht, sagt sie wohl, er habe „wieder seinen Raptus". Später ist es oft, als versänke auf Stunden, ja auf ganze Tage sein Geist in einen Abgrund, wohin ihm menschliche Blicke nicht folgen können. Daß niemand sich unterstehe, ihn dann anzurufen! Es könnte ihm schlimm bekommen. Dem, der ihn weckt, verzeiht der Schlafwandelnde nicht leicht.

Die Musik bildet in ihren Erwählten die Kraft aus, ihr ganzes Wesen auf einen Gedanken zu richten, eine Art Yoga, aber völlig europäisch, das als untrügliches Kennzeichen abendländischen Geistes Züge von Kraft und Herrschaft trägt. Jedes Musikstück ist so, wie es an uns vorüberfließt, ein Bauwerk und will in allen seinen Teilen zugleich geplant sein. Die Musik fordert von ihrem Schöpfer schwindelnde Bewegung in der Ruhe, angespannten Willen und einen sonnenhellen Blick: so schwebt der Geist regungslos ausgebreitet über alle Traumniederungen hin. Aber keiner der großen Meister hält wohl den musikalischen Gedanken mit so übermenschlicher Heftigkeit und Ausdauer gepackt wie Beethoven. Hat er ihn einmal zu fassen, so läßt er ihn nicht wieder los, bis er ihn überwältigt hat, und nichts bringt ihn von der Verfolgung ab. Nicht umsonst ist das Merkmal seines Klavierspiels das „Ligato"; dadurch unterscheidet es sich von dem „feinen, aber zer-

hackten Spiel" Mozarts und von der ganzen pianistischen Manier seiner Zeit. In seinem Denken ist alles miteinander verbunden, obwohl die Gedanken oft wie Sturzbäche hervorzubrechen scheinen. Er meistert sie, wie er sich selber meistert. Man sollte denken, bei seiner leidenschaftlichen Natur müsse sein Inneres vor aller Welt bloßliegen. In Wirklichkeit aber dringt kein Auge tief genug, um zu lesen, was ihm durch den Sinn zieht. Dem Kapellmeister Seyfried, der zeitweilig mit ihm zusammenwohnte und ihn zu Hause und im Salon aus nächster Nähe beobachtet hat, fällt in den Jahren um 1800 viel mehr sein äußerer Gleichmut auf als etwaige Spuren von Erregung in seinen Zügen: „Überhaupt war es schwer, ja rein unmöglich, aus seinen Mienen Zeichen des Beifalls oder des Mißbehagens zu entziffern (wenn er Musik hörte); er blieb sich immer gleich, scheinbar kalt, und ebenso verschlossen in seinen Urteilen über Kunstgenossen; nur der Geist arbeitete rastlos im Innern; die animalische Hülle glich einem seelenlosen Marmor." Das wird manchem unerwartet kommen, der sich unter Beethoven eine Art König Lear im Sturm vorstellt. Wer kennt ihn denn wirklich? Wir kennen ja immer nur Momentbilder.

Mit dreißig Jahren freut sich der Mann des atemraubenden Gleichgewichts, in dem der Geist die einander widerstreitenden Elemente hält. Im Leben läßt er wohl seiner Wildheit freien Lauf; in der Kunst aber zügelt er die unbändigen Gewalten mit eiserner Faust.

Daher auch Beethovens Freude am Extemporieren. Da überkommt ihn der Genius, wo er es nicht vermutet, und er muß ihm standhalten. Die Unterirdischen sind los; sie zu zähmen, ist beglückende Pflicht. Viele unsrer großen Meister waren geniale Improvisatoren, besonders im 18. Jahrhundert, da die Kunstformen noch gelenkiger waren als heute und die Eingebung des Augenblicks in hohem An-

sehen stand. Doch obwohl Mozart sein Publikum an allerhöchste Leistungen gewöhnt hatte, erklären all diese musikalischen Feinschmecker einstimmig, Beethoven habe im freien Phantasieren jeden andern übertroffen, und auch in seiner eigenen Kunst reiche nichts an die unerhörte Gewalt seiner Improvisationen heran.

Wir können uns schwer einen Begriff davon machen, obwohl so vorzügliche Klavierspieler wie Ries und Czerny uns die unerschöpfliche Fülle der Ideen, die Mannigfaltigkeit der Behandlung, die halsbrecherischen Schwierigkeiten, die der Meister sich setzt und die er löst, die Launen, von denen er sich treiben läßt, den ganzen Wirbelsturm seiner Kraft eindringlich schildern. Auch diese Leute vom Fach, die ihm scharf auf die Finger sehen, unterliegen seiner Allmacht. Wo er auch spiele, keiner könne ihm widerstehen, erzählt Czerny. Die Zuhörer seien außer Rand und Band. „Neben der Schönheit und Originalität der Ideen hatte sein Spiel etwas Wunderbares im Ausdruck.“ Aloys Schlosser spricht von „selbständiger, aus dem Innersten hervorströmender Begeisterung“. Beethoven ist Prospero, er beschwört die Geister „in den höchsten Höhen und tiefsten Tiefen“. Die Hörer schluchzen laut, so berichtet Czerny, und Reichardt vergießt heiße Tränen. Nicht ein Auge bleibt trocken.

Und wenn er geendet hat und die Tränenfluten sieht, zuckt er die Achseln und lacht dem gerührten Publikum schallend ins Gesicht: „Die Narren! Das sind keine Künstlernaturen. Künstler sind feurig, sie weinen nicht.“

Auch von dieser Seite ist Beethoven wohl vielen unbekannt. Ihm traut man nicht zu, daß er Gefühlsäußerungen verachte. Die Eiche ist im Munde der Leute zur Trauerweide geworden. Weinen aber tut nur, wer ihm zuhört. Er weiß die innere Bewegung zu dämmen: „Keine Rührung mehr! Fest und mutig soll der Mensch in allen Dingen sein“,

sagt er einem Freunde beim Abschied. Er hat sogar einmal Goethe ermahnt, sich zusammenzunehmen.
Wenn er von dem innern Sturm etwas in seine Musik hinüberbrausen läßt, so geschieht es mit Absicht; der Künstler bleibt Herr und läßt sich niemals fortreißen. Ist sonst er der Spielball der dunkeln Mächte gewesen, jetzt sind sie dran. Er hält sie umklammert, er sieht ihnen ins Auge und lacht.

*

Alles bisher Gesagte schildert den Beethoven der Jahre um 1800, das Genie im Alter von dreißig Jahren. Gewaltige, zuweilen gewaltsame Züge verraten ein Übermaß an Kraft – aber eben Kraft, ein unabsehbares inneres Meer, dessen Grenzen er nicht kennt. Dennoch ist die Gefahr groß, in Erfolg und Vermessenheit zu versanden. Haust Gott in ihm oder Luzifer?
„Gott“ steht hier nicht als poetisches Gleichnis. Wo von Beethoven die Rede ist, muß von Gott die Rede sein. Gott ist ihm die allererste, die allerwirklichste Wirklichkeit. Das kehrt in seinen Gedankengängen immer wieder, mag er mit ihm umgehen wie mit seinesgleichen oder sich vor ihm beugen. Er herrscht ihn an als den Gefährten seines Alltags, er flucht ihm als seinem Tyrannen, er spürt ihn als ein Stück Selbst und als einen rauhen Freund, als den Vater mit der Zuchtrute, qui bene castigat – Johann van Beethovens Sohn hatte in seiner Jugend genugsam erfahren, was das heißt. Doch einerlei, in welcher Gestalt, der Widerpart läßt nicht von ihm ab, Tag und Nacht: er ist sein Hausgenoß, er wohnt mit ihm in einer Stube, er folgt ihm auf Schritt und Tritt. Die andern Freunde kommen und gehen, er ist immer da. Dafür wird ihm auch hart zugesetzt mit Klagen, Vorwürfen und Fragen. Beethovens Selbstgespräch ist immer Zwiegespräch. Überall, schon in den Frühwerken, finden sich solche Dialoge des gespaltenen Ich, der Seelen-

zwillinge, die zueinander gehören und sich doch ewig bekriegen, hadernd, rechtend, eins dem andern verbunden in Haß und Liebe. Wir hören beide, aber die eine Stimme ist die Stimme des Herrn. Daran ist nicht zu deuteln.
Die Werke um die Jahrhundertwende sind die Kampfansage an ihn, der sich nicht ableugnen lassen will. Immer von neuem beginnt das Ringen, immer von neuem wird der Seele das Flammensiegel eingepreßt. Wann schlägt die Lohe gen Himmel? Die Zeit vergeht. Doch Flamme und Scheiterhaufen sind bereit und harren des Sturms.

Und er kommt.

Aus dem Werk „Beethovens Meisterjahre".
Übertragen von Th. Mutzenbecher.

*

LEONHARD FRANK / SZENE AUS EINEM NOCH UNVOLLENDETEN LIEBESROMAN

Gegenüber besonders schwierigen Unternehmungen kam Konstantin schließlich immer zu einem Punkt, wo sein kraftvolles Selbstbewußtsein jedes Schwanken besiegte. So schritt er Unter den Linden hinter Lydia her, klopfte sich im Gehen mit den Handschuhen leise auf die Schenkel und blinzelte sogar manchmal empor zum seidenblauen Himmel, vergnügt, weil dieser Tag so warm und strahlend war. „Das denkbar schönste Verkehrshindernis", dachte er, als er sah, wie mühsam ein Riesenautobus sich durch das Brandenburger Tor quetschte.

Der Tiergarten, ein Riesenpark inmitten einer Riesenstadt, in der jeder Quadratmeter Boden Gold kostet, das köstlichste Vermächtnis der Ahnen Berlins an die Berliner des zwanzigsten Jahrhunderts, die dafür keine Zeit haben, strömte in seiner stillen alten und ewig neuen Pracht, von

sonnüberblendeten Wasserarmen durchzogen, an diesem Frühlingstage einen Duft und eine Frische aus, die ganz und gar eins waren mit Konstantins Gemütsverfassung.

Vor ihm spazierte Lydia, wie eingehüllt in ihre Schönheit, da sie in so eigener Art den Kopf etwas geneigt trug. An ihrem Rücken sah er, daß sie fühlte, wie nahe er ihr war.

Da schritt er neben ihr. „Bitte, erlauben Sie. Mein Name ist Konstantin Besant." Das hätte jeder andere sagen können.

Sie hob nur kurz, ganz kurz den Blick in seinen Blick. „Sie sind so braun. Waren Sie in den Tropen? Ich dachte es schon gestern."

„Und sie sagt es mir! Welch wunderbares Geständnis!" Durch seinen Rücken rieselte der Freudenschauer. „Ja, ich bin drei Jahre in der Welt umhergereist." Und dabei dachte er: „Wie ihre Stimme müßte eine schwerduftende, große weiße Blüte klingen, wenn Blumen klingen könnten."

Er sah beim Sprechen auf ihr kleines Ohr, das an das seidenschwarze Haar fest angepreßt und unbegreiflich weiß war in seinen geheimnisvollen Windungen: „Sie sind nur vorübergehend hier? Sie wollten gestern abreisen. Ich habe – bitte verzeihen Sie –, das habe ich ausgekundschaftet und noch mehr. Alles! Alles! Ich nahm mir vor, es Ihnen sofort zu beichten."

Und als sei nun alles glatt: „Sie sind unbegreiflich schön."

„Das dürfen Sie nicht sagen, so etwas." Mit einem kurzen Blick, der ihm verriet, daß er es durfte.

Nur in der Ferne war der leichte Nebel sichtbar über Wasserarm und See. Sie gingen in der warmen Sonne. Millionenfältig pochte die Stadt: ein helles Brausen.

Sie waren gesund und jung, unangetastet beide an Seele und Körper und durch ihr ganzes bisheriges Leben wie vorbereitet für das große Gefühl, das sie überwältigte wie das

Meer den, der es noch nicht kannte und plötzlich verstummt vor der Herrlichkeit und Größe steht.

Jeder Schritt, den sie taten, führte sie tiefer hinein in die heimliche Schlucht, wo vor den Sohlen der Liebenden die Blumen sich neigen und der Dornbusch wartet: Das Glück.

„Bitte, sagen Sie noch einmal: Ich dachte es schon gestern.“

Und da sie noch schwieg, aufblitzenden Blickes:

„Bitte, sagen Sie es noch einmal.“ Sein Herz lauschte.

Und Lydia, die wußte, daß diese Worte für ihn nun zum Geständnis ihrer Hinneigung wurden, sagte wie zu sich selbst: „Ich dachte es schon gestern.“

Da gab sie ihm den vollen Blick, das ganze stolze Gesicht.

Eine Sekunde noch hielt er an sich, dann öffnete der Jubel seine Lippen: „Wir sollten in London heiraten. Da geht das alles viel einfacher und schneller als in Deutschland. Keine Formalitäten! . . . Nun ja!“ rief er übermütig, weil ihre Schultern zuckten vor lautlosem unwiderstehlichen Lachen.

Sie war nicht überrascht. So mußte er sein. Alles war selbstverständlich.

Zwischen uralten Bäumen blühten Schneeballenbüsche. Unsichtbar donnerte ein Autobus vorbei. Weiße und gelbe Blumenkelche sproßten vereinzelt aus dem Rasen. Das sah nun doch ein wenig so aus, als hätte ein Schutzmann sie hineingesteckt, weil sich das so gehörte.

Plötzlich blieb Lydia stehen und legte die Hand auf Konstantins Arm. „Dort!“ Sieben graue Entchen, nicht größer als Spatzen, segelten leise wispernd auf dem schmalen Wasserarm aus dem Schatten der Bäume heraus, gefolgt und beschützt von den zwei Alten, die, Hals und Kopf weit zurückgezogen, zufrieden und stolz miteinander schnatterten.

Angesichts dieser Familie sagte Lydia, was jedes junge Mädchen und jede junge Frau gesagt haben würde: „Sehen Sie nur, wie süß und reizend!"

Aber er stand unter dem Starkstrom dieser Hand, die Lydia immer noch auf seinem Arme selbstvergessen liegen hatte, eine Hand, blauweiß und so schmal, daß es ihm unfaßbar schien, wie fünf Finger Platz finden konnten. Die rosigen Nägel waren beinahe halbrund gewölbt, wie winzige Torbogen.

Es war erst neun Uhr und ringsum niemand zu sehen. Vorhin schon hatte er gedacht: „Wie ergreifend naiv das aussieht, daß sie ihre herrliche Brust so vor sich hinträgt, ein köstliches Geschenk für alle, für jeden, der vorübergeht." Der ganze Tiergarten bekam eine blutrote Kuppel. In diesem plötzlich überströmenden Begehren nahm er Lydia an sich. Er hielt sie mit zu großer Kraft und fühlte ihren Widerstand, er lockerte die Arme, und nun erst, da ihr Widerstand weich in sich selbst verging, fand Mund zu Mund im Gleichklang des Begehrens.

Lydia kannte nur den Kuß der Mutter. Auch jetzt noch – sie waren schweigend schon ein großes Stück gegangen – zog von den Knieen und den Kniekehlen aus das unbekannte wunderbare Gefühl empor, das ihr die Fassung nahm. „Ich habe Angst vor Ihnen."

Dennoch wünschte sie in dieser selben Sekunde, die Stelle hinter seinem Ohr, wo der Haaransatz in ausladendem Schwunge herunterlief zum Nacken, mit den Lippen zu berühren. Und dieses Begehren kam aus einer anderen Quelle, von tiefer her, von dort, wo Hingabe und stolzes Schönheitsbewußtsein, Geben und Nehmen der Liebe und die Liebe selbst geboren werden.

Sie bereute schon, es gesagt zu haben. In ihr pulste die Lust des Lebens und eine neue Heiterkeit, die musizierend den Ernst ihres Wesens durchdrang. Das kam sofort im

prickelnden Fluß ihrer Beine zum Ausdruck und an ihrem Munde, der wie ein Wunder einfach und rot ins mattweiße Gesicht gezeichnet war. Ihre Augen blitzten tiefer, als sie, mit ihrem kurzen Blick, angriffslustig sagte: „Wer so unwiderstehlich ist wie Sie, braucht doch überhaupt nichts auszukundschaften über eine Dame."

„Um so weniger, da ich von Ihnen alles weiß! Aber die Angst, Sie könnten ohne mein Wissen abreisen! Diese Riesenangst! Was wäre geschehen, wenn Sie gestern abend Berlin verlassen hätten?"

„Nun, nichts", sagte sie leichthin und dachte: „Was wäre mir geschehen? Zürich, Mutter... und sein Bild im Herzen." Sie sah die Möwen fliegen, in der Sonne und an grauen Tagen, sah sich selbst verloren auf der Glasterrasse stehen. „Das wäre mir geschehen."

Erst als sie seine übermütig klingende Stimme wieder vernahm, wich der Flor vor ihren Augen.

„So aber wußte ich eine Minute nach Ihnen, daß Sie in die Oper gingen." Er wollte, hocherfreut darüber, daß ihm seine Spionage so vollkommen geglückt war, mit den Handschuhen auf seinen Schenkel schlagen und hielt mitten in dieser Bewegung inne, weil er Lydia plötzlich in der Wandelhalle der Oper an der Marmorsäule stehen sah. „Sie sahen unsagbar schön aus."

Lydia verstummte ganz und gar, alles in ihr verstummte. Ihr mattweißes Gesicht konnte nicht erröten; nur die Ohren wurden heiß und blieben weiß.

Da wollte er ihren Namen sagen und wich förmlich zurück, als ihm bewußt wurde, daß er ihn noch gar nicht kannte. Er blieb stehen.

In diese Pause hinein antwortete sie: „Lydia."

Plötzlich ließ er Hände und Arme sinken. „Küß mich noch einmal. Einmal noch, Lydia!"

Tränen standen plötzlich in ihren Augen, und dabei

lächelten die Lippen. Mit zauberhafter Langsamkeit, der er sich beseligt hingab, trat sie dicht an ihn heran und seitwärts etwas hinter ihn, nahm seinen Kopf in beide Hände und berührte die Stelle hinter dem Ohr leicht mit den Lippen. Er bewegte sich nicht.

*

FRITZ DIETTRICH / SANKT SEBASTIAN UND DIE WINTERLICHEN BÄUME

In die immer dickern Decken
Eingekrochen, liegt das Land.
Bäume auf verwaisten Strecken
Wuchsen in den Heldenstand.

Bärte, Pfeile spröden Eises,
Reiften ihnen an.
Alle seligt schon ein leises
Stigma des Sebastian.

Drüben leidet er im Bilde
An der Kirche stumm
Und verschwendet seine Milde
Ihrem Duldertum.

Der im Leide ausgerenkte
Rumpf wird krummer Baum,
Und das schöne leichtgesenkte
Antlitz voll Erlösungstraum.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Ihnen ganz verwandt,
Tauscht er seine Schulterbreiten,
Bein und Arm und Hand.

Steht als Baum voll nackter Zweige
Nun Sebastian.
Seiner Augen schwere Neige
Hebt zu knospen an.

Als ein Baum steigt er hernieder
Wundersamen Gangs.
Drüben warten seine Brüder
Tief im Schnee des Hangs.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Reiht er still sich ein.
Zweige, einstmals Schulterbreiten
Eines Helden alter Zeiten,
Neuen Pfeilen, neuen Leiden
Weihen sie sich ein.

*

RICHARD FRIEDENTHAL / DIE GEFANGENNAHME MONTEZUMAS

Gegen Mittag machte Cortes sich mit den Hauptleuten und einer Wache von zwanzig Mann auf den Weg. Der Profos Ochoa war dabei; er trug in einem Lederbeutel an der Hüfte zwei Ketten, sorgfältig in leinene Tücher gewickelt, damit sie nicht klirrten.
Cortes ließ sich bei Montezuma erst anmelden, als er bereits vor dem Tore des Palastes stand, um dem König jede Möglichkeit zu nehmen, den Besuch abzuweisen. Wieder schritten sie durch den Tiergarten, die Höfe mit den Springbrunnen, in denen die Abgesandten und Bittsteller aus allen Teilen des Reiches warteten. Mißtrauisch blickten die Spanier sich um; es schien ihnen, als ob die Palastgarden und Stab-

träger sich gegen das vorige Mal auf das Doppelte vermehrt hätten. Man führte sie durch die leeren, niedrigen Säle und Korridore. Cortes ließ von Zeit zu Zeit einen Posten zurück, unter dem Vorwand, es sei unschicklich, mit so zahlreicher Mannschaft vor den König zu treten. Montezuma hatte sich seit dem letzten Besuche in einem anderen Flügel des Schlosses einquartiert. Es mochte der älteste Teil des riesigen Gebäudes sein; die Zimmer waren klein und dunkel, die Türen aus ungefügem, naturfarbigem Schnitzwerk; an den Wänden hingen schwere, verblichene Teppiche aus Agavenfasern, die dumpf rochen. Die Fußböden waren aus glattgeschliffenem schwarzen Basalt. Verstohlen bückten sich die letzten der Soldaten, als die Spitze hielt, und betrachteten ihre blassen Gesichter in dem spiegelnden Stein. Keiner sprach, man hörte nur den Lärm der Stiefel auf dem Estrich und das leise metallische Klirren der Waffen.
Vor dem mit silbernen Platten besetzten Vorhang zum Zimmer Montezumas standen schon die Diener bereit und hielten den Hofbeamten, die Cortes geleiteten, die zerrissenen Bettlergewänder hin. Andere halfen ihnen die Sandalen abzulegen.
Montezuma stand aufrecht mitten im Zimmer, die Hände auf die Nacken seiner beiden Neffen gestützt. Er war wieder mit höchstem Prunk gekleidet; den horizontblauen Federmantel hatte er zurückgeschlagen, so daß die Brustplatte aus Türkis, die mit Perlen und Amethysten besetzten Binden seines Hüfttuches und die lang herunterhängenden Muschelketten verwirrend auffunkelten. Um den Hals trug er die Glasperlenkette, die Cortes ihm beim Einzug in die Stadt geschenkt hatte.
Der Generalkapitän trat dicht vor ihn hin und verbeugte sich, ohne den Helm abzunehmen. Der arglose Blick Montezumas verwirrte ihn; er schlug die Augen nieder. Wieder blieb er an den juwelenbesetzten halbhohen Stiefeln des

Herrschers mit den Blicken hängen; er sah die fingerdicken goldenen Sohlen, die roten Absätze, die feinen Perlenschnüre, die von den Waden herabtropften. Seine Lippen bewegten sich unter dem Bart. Er murmelte ein Stoßgebet, dann riß er den Kopf hoch und schlug an den Degen, daß ihm die Spitze fast gegen die Schulterblätter stieß.
Mit lauter und harter Stimme brachte er seine Klage vor. Er beschuldigte Montezuma der Teilnahme an dem Überfall auf die Truppen in Verakruz; zum wenigsten sei der Monarch für die Taten seiner Unterfeldherren verantwortlich.
Montezuma hob die Lippen leicht an und erwiderte, er habe niemals Befehl erteilt, die Waffen gegen die Weißen Götter zu erheben. Wenn einer der Hauptleute dort unten an der Küste eigenmächtig vorgegangen sei, so werde er ihn nach Mexiko kommen lassen und zur Rechenschaft ziehen.
Damit löste er von seinem Handgelenk ein Armband mit seinem Siegelzeichen, übergab es dem älteren der beiden Neffen, der es wieder an einen der Stabträger weiterreichte, und erteilte Befehl, die Schuldigen damit sogleich vorzuladen.
Cortes war betroffen. Er faßte sich bald und erklärte, man erkenne dankbar die Bereitwilligkeit des Königs, den Frevel zu sühnen, an. Immerhin ginge aus ihr doch hervor, daß der Monarch sich einer Schuld bewußt sei; er kenne ja auch offenbar die Namen der Hauptleute. Das alles spräche dafür, daß man auf seinen Befehl gehandelt habe. Nun, bei der Vernehmung dieser Leute werde sich das ja herausstellen, und er hoffe noch, Seine Majestät möge sich von dem schweren Verdacht reinigen können. Solange der Fall aber nicht entschieden sei, müsse man den Monarchen bitten, seine Wohnung in das Quartier der Spanier zu verlegen.



Henry de Montherlant

der Dichter des Romans „Die Tiermenschen“ als Stierkämpfer

Montezuma begriff die Aufforderung nicht. Er habe den Weißen Göttern doch bereits einen Besuch abgestattet?
– Es handele sich um keinen Besuch, sondern um Haft.
Montezuma legte die spitzen Finger an die Schläfen, beugte den Kopf leicht und sann nach.
Cortes sprach weiter auf ihn ein. Er redete hastig, ohne Rücksicht darauf, ob Marina Zeit fand zum Übersetzen, und mehr, um sich selbst zu beruhigen, als um den König zu überzeugen. Ihm graute vor dem, was nun kommen sollte. Er mußte an das leichte Gefühl denken, das er unter den Händen gespürt hatte, als er den König beim Einzug in die Stadt umarmte. Wieder war es ihm, als entzöge sich der Herrscher jeder Berührung. Man konnte ihn auf den Arm nehmen wie ein Kind, so leicht war er zweifellos. Jetzt sollte ihm der Meister Ochoa Fußschellen anlegen. Er blickte auf die juwelenbedeckten Stiefel mit den feinen tropfenden Perlketten; die kleinen Füße mit dem hohen Rist.
Montezuma schwieg die ganze Zeit; er suchte den furchtbaren Eindruck, den die Ankündigung auf ihn gemacht hatte, zu verarbeiten, ohne nach außen hin ein Zeichen der Erregung zu geben. Nur die Neffen fühlten, wie seine Arme eiskalt wurden. Endlich hatte er sich so weit gesammelt, daß er antworten konnte. Niemals habe ein aztekischer Herrscher den Palast zu andern Zwecken verlassen, als um im Tempel zu opfern. Wenn man Geiseln wünsche, so sei er bereit, seine beiden Söhne holen zu lassen und den Weißen Göttern zu übergeben.
Cortes nahm den Gedanken sogleich auf und erklärte, auch die Anwesenheit seiner Söhne sei erwünscht. Im übrigen würde man ihn selbst mit aller Ehrfurcht behandeln, er könne sich die Zimmer im Palaste frei wählen und alle Dienerschaft, die er benötigte, mitbringen. Auch in den

Regierungsgeschäften solle er keineswegs behindert sein, es sei vielmehr im Interesse seines erhabenen Monarchen Kaiser Karl, daß keine Störung in der Verwaltung des Reiches eintrete.
Montezuma meinte verwirrt, man müsse die äußerste Unruhe unter den Großen des Landes befürchten, die ohnehin den Fremden zum Teil sehr mißgünstig und feindlich gesinnt wären.
Cortes schüttelte den Kopf. Er dächte doch, Montezuma wäre ein so gewaltiger Herrscher, daß jeder seiner Befehle ohne weiteres respektiert würde? Er habe nur zu erklären, daß es sein freier Wille sei, für eine Weile im Quartier der Weißen Götter zu wohnen, und niemand werde wagen zu widersprechen.
– Aber das Volk! Es könne Unruhen in der Stadt geben, wenn man höre, daß er dort gleichsam gefangen gehalten werde.
– Die Bevölkerung werde gar nichts von dem Wohnungswechsel merken; sie sei ja ohnehin gewohnt, daß der Herrscher in der letzten Zeit häufig sein Quartier verändere. Im übrigen müsse es ihn wundern, daß Seine Majestät auf den gewöhnlichen Pöbel, der, wie man ihm erzählt habe, doch nur „Dreck- oder Kotbrüder“ genannt werde, irgendwelche Rücksicht nehme.
Die Offiziere ertrugen nun die Spannung nicht mehr und wurden unruhig. Leon trat vor Cortes hin und schrie, mit der Faust gegen den Harnisch schlagend, er verstünde nicht, wozu man soviel Worte machte. Der Indianer ginge entweder freiwillig mit, und das auf der Stelle, oder man stoße ihn nieder. Hier gelte es, sich zu retten; käme man damit nicht durch, so sei man ohne Gnade verloren.
Montezuma zog die Arme zurück, bis seine Hände auf den Nacken der Neffen lagen. Er schien sich an ihnen festzuhalten; sie richteten sich auf und verdeckten ihn fast. Leise

fragte er Marina, was der Mann mit der widerwärtigen Stimme, die wie eine Rassel klinge, gesagt habe?
Marina wagte erst jetzt zu ihm aufzusehen. Sie strich die Haare aus der Stirn und sagte: „Geht mit ihnen, Herr! Sie werden Euch behandeln, wie es Euch zukommt, sie werden sich vor Euch verbeugen, sie werden Erde essen vor Euch, wenn Ihr ihnen folgt. Dieser Mann" – damit wies sie auf Leon – „ist zornig auf den Herrn der Weißen Götter, auch die andern sind zornig, sie schelten ihn, daß er so lange mit Euch spricht, sie drohen Euch zu ergreifen und mit ihren Messern niederzustoßen; Ihr seid in höchster Gefahr. Sie sind furchtbar in ihrem Zorn, und Ihr wißt, wie es den Einwohnern von Cholula ergangen ist, die sich ihnen widersetzten, wie sie niedergehauen wurden wie Schilf, wie sie dalagen, die Brust geöffnet wie eine Frucht, wie ihnen das Eingeweide aus dem Leibe floß. Ergebt Euch in das Schicksal, das die Götter Euch verhängt haben."
Montezuma blickte sie an, und Marina schien es, als ob seine Augen den gleichen vorwurfsvollen Ausdruck hatten wie die des tlakallanischen Feldherrn Xicotencatl. Nur schimmerten sie weicher und wie erstaunt vor Ratlosigkeit. Und jetzt – sie ertrug den Anblick nicht und deckte die Hände vor das Gesicht – begann er zu weinen. Er hielt die dünnen Lippen fest geschlossen, auch sein Atem verriet sich nicht; nur die Flügel der schnabelscharfen Nase zitterten, und aus den Augen brachen unaufhaltsam die Tränen und stürzten über das unbewegte Gesicht.
Auch Cortes faßte sich verlegen an den Mund. Eine ganze Weile stand er zögernd da. Dann winkte er dem Profosen. Ochoa trat mit langsamen, nachdrücklich in den Knieen wiegenden Schritten heran und packte umständlich sein Handwerkszeug aus. Man hörte in der Stille das leise plätschernde Klirren der Ketten auf dem Estrich. Montezuma drängte die Neffen von sich fort. Sie ballten die Fäuste und

machten Miene, sich auf den Profosen zu stürzen. Der König hob den spitzen Finger und winkte ab. Mit gesenktem Kopf standen sie ächzend da; ihre Finger spreizten sich vor Entsetzen.
Ochoa legte dem König die Fußschellen um die juwelenbesetzten Stiefel. Die von den Waden heruntertropfenden Perlenkettchen kamen ihm dabei zwischen die Eisen und störten; kurz entschlossen fetzte er sie ab. Weit und lose hingen die breiten Ringe um die schmalen Knöchel des Azteken; ihr Rand stieß gegen den hohen Rist seiner Füße. Montezuma rührte sich nicht. Er hielt nur starr die Arme vor sich hin, als erwarte er, man werde auch die fesseln.
Der Profos erhob sich und meldete Cortes, daß seine Arbeit beendigt sei. Sein Gesicht glühte vor Stolz über diesen größten Tag seines Lebens. Der Generalkapitän löste die Hand vom Degen, den er in der Spannung krampfhaft umklammert hatte, machte eine verbindliche Geste und bat den König, er möge die Ungelegenheiten, die man ihm leider machen müsse, entschuldigen. Auch Leon trat heran und verbeugte sich verlegen und ungeschickt.
Montezuma nickte leise. Cortes ersuchte ihn nun, seinen Wachen und Hofbeamten die nötigen Befehle zu geben. Es werde zweckmäßig sein, ihnen bekanntzumachen, daß er aus eigenem freien Entschluß seine Wohnung wechsele.
Guatemotzin, der ältere der beiden Neffen, hob den Kopf zu seinem Oheim und fragte flüsternd, ob er nicht die Leibgarden alarmieren solle. Die Fremden würden es nicht wagen, sich an seiner geheiligten Majestät zu vergreifen.
Montezuma winkte ab. Er befahl seine Sänfte. Guatemotzin keuchte hervor, er wolle sich von den Spaniern niederstoßen lassen, ehe er sich von der Stelle rührte.
Montezuma wiederholte eigensinnig den Befehl: die Sänfte, schnell, die Sänfte! Er blickte Guatemotzin zornig an: man halte es wohl nicht mehr für nötig, seinen Weisungen zu

gehorchen? Noch sei er der König, geheiligt, unantastbar, allgewaltig, der Herrscher auf dem Bergthron; es beliebe ihm, diesen Männern zu folgen, und niemand habe sich darüber aufzuhalten. Die Sänfte!
Der jüngere Neffe lief. Einer der Spanier begleitete ihn. Die Sänfte wurde gebracht. Montezuma tat ein paar Schritte. Erst jetzt spürte er die Eisen, plötzlich, schneidend; seine starr gespannten Gesichtszüge brachen ein und fielen übereinander. Er schrie leise auf. Und mit einem Male schüttelte er sich, er stampfte auf, er begann zu toben. Cortes brüllte die Eskorte an, die Leute stießen ihre Piken auf den Boden, und die Offiziere klirrten vor Aufregung mit den Waffen. Der Saal hallte von Lärm.
Cortes riß die Vorhänge der Sänfte zur Seite: vorwärts, man solle den Indianer hineinheben, schnell, aufnehmen die Sänfte! abmarschieren!
Die Spanier drängten sich dicht um die Sänfte; sie hatten blank gezogen und blickten aufmerksam unter den Helmen vor nach rechts und links. Sie waren froh, daß die Sache endlich ein Ende nahm; sie lachten und riefen laut durch die stillen Säle die Verbindungsposten an. Vor dem Ausgang ließ Cortes noch einen Augenblick die Sänfte absetzen. Er bat Montezuma, die notwendigen Befehle an die Stabträger zu geben, die vor dem Zuge herlaufen sollten. Der König lag mit zurückgelehntem Kopf in den Kissen. Seine schnabelscharfe Nase stach wie bei einem Kranken hervor. Der Führer der Leibwache wurde herangeführt. Montezuma flüsterte mit geschlossenen Augen, er wünsche die gewöhnliche Begleitung der dreihundert Stabträger.
Läufer rannten voraus und schlugen mit den Kiefernknüppeln auf die Menge ein. Die Stabträger gingen zu beiden Seiten des Zuges und hielten ihre goldenen Stäbe wie ein Gitter gegen das Volk, das, zur Erde gebückt, kaum die Füße der Vorbeieilenden sah. Dicht an die Sänfte ge-

drängt, hasteten die Spanier vorwärts; sie trieben die Träger unaufhörlich an und blickten sich zuweilen um. Cortes ritt am Schluß hinter den beiden Neffen Montezumas.
Auf dem Hofe des spanischen Quartiers stand die gesamte Mannschaft in Waffen angetreten. Cortes befahl, die Sänfte mit dem König in eins seiner Zimmer zu bringen. Die Tore wurden sogleich geschlossen, die Wache trat mit brennenden Lunten davor. Der Stückmeister Mesa eilte mit den Kanonieren an die Geschütze.
Die Sänfte wurde abgesetzt. Cortes ließ dem König die Ketten abnehmen. Er bot ihm seinen Arm und geleitete ihn zu einem Sessel. Ehrerbietig machte er ihn darauf aufmerksam, daß Seine Majestät ihren Kopfschmuck doch zurechtrücken möge. Montezuma griff nach der spitzen goldenen Blechmütze, die etwas schief im Nacken saß und schob sie grade.

Aus dem neuen Roman „Der Eroberer".

*

GOETHE SAGT

Gott begegnet sich immer selbst: Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert).

*

Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht.

Aus „Goethes Gesprächen ohne die Gespräche mit Eckermann".

STEFAN ZWEIG / FOUCHÉS KAMPF MIT ROBESPIERRE

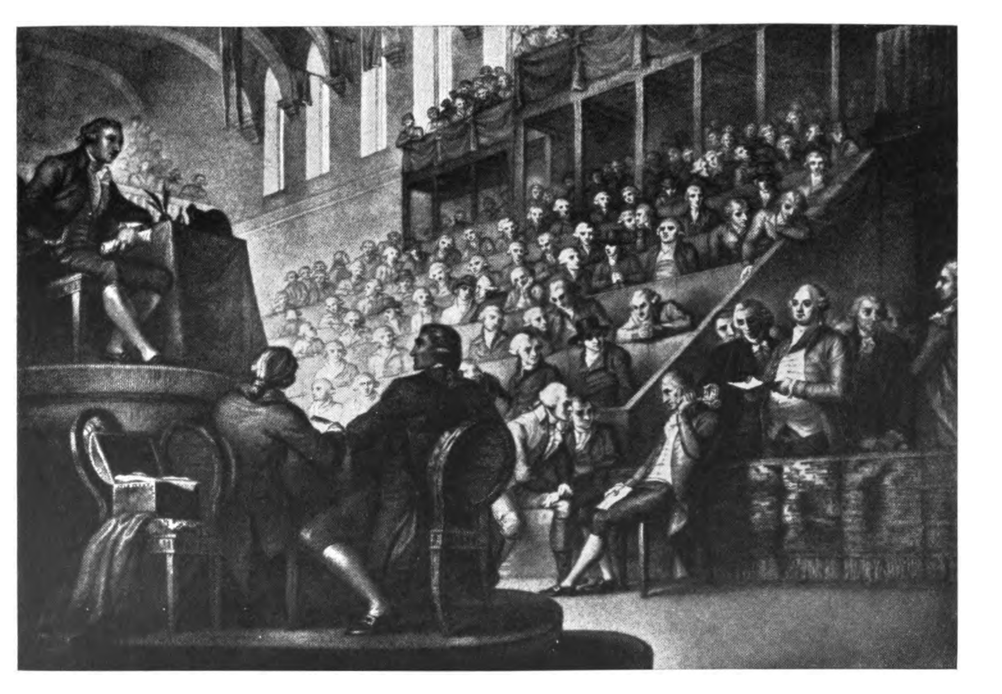
(1793)

Am 3. April erfährt Joseph Fouché, daß ihn der Wohlfahrtsausschuß zur Verantwortung nach Paris beordert hat, am 5. besteigt er den Reisewagen. Sechzehn dumpfe Schläge begleiten seine Abfahrt, sechzehn Schläge der Guillotine, die zum letztenmal in seinem Auftrag ihre scharfe Pflicht verrichtet. Und noch zwei allerletzte Verurteilungen werden an diesem Tage in Eile vorgenommen, zwei sehr sonderbare, denn die beiden Nachzügler des großen Massakers, die ihre Köpfe (nach dem jovialen Ausdruck der Zeit) in den Korb spucken müssen, wer sind sie? Niemand anders als der Scharfrichter von Lyon und sein Gehilfe. Eben dieselben, die im Auftrag der Reaktion Chalier und seine Freunde, die dann im Auftrag der Revolution die Reaktionäre zu Hunderten gleichmütig guillotinierten, sie kommen jetzt selbst unter das Messer. Welches Verbrechen man ihnen zuschreibt, kann man aus den Gerichtsakten mit bestem Willen nicht klar ersehen; wahrscheinlich werden sie nur geopfert, um den Nachfolgern Fouchés und der Nachwelt nicht allzuviel über Lyon zu erzählen. Tote verstehen am besten zu schweigen.

Dann rollt der Wagen. Fouché hat allerhand nachzudenken auf der Fahrt nach Paris. Immerhin, so mag er sich trösten, noch ist nichts verloren; er hat ja manche einflußreichen Freunde im Konvent, vor allem den großen Gegenspieler Robespierres, Danton: vielleicht wird es doch gelingen, den Furchtbaren in Schach zu halten. Aber wie kann er ahnen, Fouché, daß in diesen Schicksalsstunden der Revolution die Ereignisse viel rascher rollen als die Räder einer Postkutsche von Lyon nach Paris? Daß bereits seit zwei Tagen sein Intimus Chaumette im Gefängnis sitzt, daß das riesige Löwenhaupt Dantons gestern von Robespierre unter die

Guillotine gestoßen wurde, daß am gleichen Tage Condorcet, der geistige Führer der Rechten, hungernd in der Umgebung von Paris herumirrt und am nächsten Tage, um dem Gericht zu entgehen, sich vergiften wird? Sie alle hat ein einziger Mann gestürzt, und gerade dieser eine Mann, Robespierre, ist sein erbittertster, politischer Gegner. Erst abends am 8., in Paris angelangt, erfährt er den ganzen Umfang der Gefahr, der er in den Rachen gerannt. Weiß Gott, er wird wenig geschlafen haben, der Prokonsul Joseph Fouché, in dieser seiner ersten Nacht in Paris.

Am nächsten Morgen schon begibt er sich in den Konvent, ungeduldig die Eröffnung der Sitzung erwartend. Aber sonderbar, der weite Saal will sich durchaus nicht füllen, die Hälfte, ja mehr als die Hälfte der Plätze bleibt immer leer. Gewiß: eine Anzahl der Deputierten mag auf Missionen sein oder anderweitig verhindert, aber doch, welche gähnende Leere dort auf der Rechten, wo einst die Führer saßen, die Girondisten, die herrlichen Redner der Revolution! Wo sind sie hin? Die zweiundzwanzig kühnsten, Vergniaud, Brissot, Pethion, haben auf dem Schafott geendet oder durch Selbstmord oder wurden auf ihrer Flucht von Wölfen zerrissen. Dreiundsechzig ihrer Freunde, die die sie zu verteidigen wagten, hat die Majorität in den Bann getan – mit einem einzigen fürchterlichen Schlage hat Robespierre sich eines Hunderts seiner Gegner zur Rechten erledigt. Aber nicht minder energisch hat seine Faust in den eigenen Reihen auf dem „Berge“ zugeschlagen: Danton, Desmoulins, Chabot, Hébert, Fabre d'Églantine, Chaumette und zwei Dutzend andere, sie alle, die gegen seinen Willen, gegen seine dogmatische Eitelkeit sich auflehnten, er hat sie bis hinunter in die Kalkgrube gestoßen. Alle hat dieser unscheinbare Mann beseitigt, dieser kleine magere Mann mit dem gallig fahlen Gesicht, der niedern



Pellegrini: Ludwig XVI. vor dem Nationalkonvent

zurückfliehenden Stirn, den kleinen wasserfarbenen, kurzsichtigen Augen, der Unscheinbare, lange von den Riesengestalten seiner Vorgänger verdeckt war. Aber die Sense der Zeit hat ihm den Weg freigemacht: Seit Mirabeau, Marat, Danton, Desmoulins, Vergniaud, Condorcet erledigt sind, also der Tribun, der Aufrührer, der Führer, der Schriftsteller, der Redner und der Denker der jungen Republik, ist er nun alles in einer Person, ihr Pontifex maximus, Diktator und Triumphator. Beunruhigt sieht Fouché auf seinen Gegner, um den sich mit zudringlichem Respekt jetzt alle servilen Deputierten drängen und der mit unerschütterlichem Gleichmut diese Huldigungen sich darbieten läßt; in seine „Tugend" gehüllt wie in einen Panzer, unnahbar, undurchdringlich, mustert mit seinem kurzsichtigen Blick der Unbestechliche die Arena im stolzen Bewußtsein, daß jetzt keiner mehr wider seinen Willen sich zu erheben wage.
Aber einer wagt es doch. Einer, der nichts mehr zu verlieren hat, Joseph Fouché, und verlangt das Wort zur Rechtfertigung seines Verhaltens in Lyon.

Dieses Verlangen nach Rechtfertigung vor dem Konvent ist eine Herausforderung des Wohlfahrtsausschusses, denn nicht der Konvent, sondern der Ausschuß hat von ihm Aufschluß gefordert. Er aber wendet sich als an die höhere, als an die eigentliche Instanz, an die Versammlung der Nation. Die Kühnheit dieses Anspruchs ist unverkennbar. Aber doch, der Präsident gibt ihm das Wort. Immerhin, Fouché ist nicht der erste beste, zu oft hat man seinen Namen genannt in diesem Saal, noch sind seine Verdienste, seine Berichte, seine Taten nicht vergessen. Fouché tritt auf die Tribüne und liest einen umständlichen Bericht. Die Versammlung hört zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens. Aber am Ende

der Rede rührt sich keine Hand. Denn der Konvent ist ängstlich geworden. Ein Jahr Guillotine hat alle diese Männer seelisch entmannt. Die einst frei ihrer Überzeugung sich hingaben wie einer Leidenschaft, die laut, kühn und offen sich in den Streit der Worte und Gesinnungen warfen, sie alle lieben nicht mehr, sich zu bekennen. Seit wie Polyphem der Henker in ihre Reihen greift, bald links, bald rechts, seit die Guillotine wie ein blauer Schatten hinter jedem ihrer Worte lastet, schweigen sie lieber, statt zu reden. Jeder duckt sich hinter den andern, jeder schielt nach rechts und links, ehe er eine Bewegung wagt, wie ein drükkender Nebel liegt die Angst grau auf ihren Gesichtern; und nichts erniedrigt den Menschen und besonders eine Masse von Menschen mehr als die Angst vor dem Unsichtbaren.
So wagen sie auch diesmal nicht eine Meinung. Nur keine Einmengung in die Domäne des Ausschusses, des unsichtbaren Tribunals! Die Rechtfertigung Fouchés, sie wird nicht abgelehnt, sie wird nicht angenommen, sondern einfach dem Ausschuß zur Prüfung überschickt; das heißt, sie landet an demselben Ufer, das Fouché so sorgfältig vermeiden wollte. Seine erste Schlacht ist verloren.

Nun fährt auch ihm die Furcht in den Nacken. Er hat sich zu weit vorgewagt, ohne das Gelände zu kennen: nun besser einen raschen Rückzug. Lieber kapitulieren, als allein gegen den Mächtigsten kämpfen. So beugt Fouché reumütig das Knie, so beugt er das Haupt. Denn noch am selben Abend begibt er sich in die Wohnung Robespierres, um sich mit ihm auszusprechen oder ehrlicher gesagt: um Pardon von ihm zu erbitten.
Bei dieser Besprechung ist niemand Zeuge gewesen. Nur ihr Ausgang ist bekannt, und man kann sie sich vorstellen aus der Analogie jenes Besuches, den Barras in seinen

Memoiren grauenhaft deutlich beschrieben. Auch Fouché muß wohl, ehe er die Holztreppe in dem kleinen Bürgerhause in der Rue Saint-Honoré emporsteigt, wo Robespierre seine Tugend und Armut ins Schaufenster stellt, das Examen der Wirtsleute bestehen, die ihren Gott und Mieter wie eine heilige Beute bewachten. Auch ihn wird wohl Robespierre, genau wie Barras, in dem kleinen engen, nur eitel mit den eigenen Bildern geschmückten Zimmer kaum zum Sitzen aufgefordert, sondern kalt aufrecht mit beabsichtigt verletzendem Hochmut wie einen erbärmlichen Verbrecher empfangen haben. Denn dieser Mann, der leidenschaftlich die Tugend liebt und ebenso leidenschaftlich und lasterhaft in seine eigene Tugend verliebt ist, kennt keine Nachsicht und Verzeihung für einen, der jemals anderer Meinung als er selbst gewesen. Unduldsam und fanatisch, ein Savonarola der Vernunft und der „Tugend“, weist er jedes Paktieren, ja sogar jedes Kapitulieren seiner Gegner zurück; selbst dort, wo Politik gebieterisch zu Verständigung drängte, hemmt ihn seine Haßhärte und sein dogmatischer Stolz. Was immer Fouché Robespierre damals gesagt hat und sein Richter ihm geantwortet – nur dies weiß man: es war kein guter Empfang, sondern ein niederschmetterndes, ein unbarmherziges Herunterkanzeln, eine unverhüllte kalte Drohung, ein Todesurteil in effigie. Und der von Zorn bebend die Treppe der Rue Saint-Honoré hinuntergeht, gedemütigt, zurückgewiesen, bedroht, Joseph Fouché, er weiß, daß es nunab nur noch eine Rettung gibt für seinen Kopf: wenn der des andern, wenn der Robespierres eher als der seine in den Korb fällt. Krieg auf Tod und Leben ist erklärt. Der Zweikampf zwischen Robespierre und Fouché hat begonnen.

Dieser Zweikampf Robespierres und Fouchés gehört zu den spannendsten, zu den psychologisch erregendsten Epi-

soden der Revolutionsgeschichte. Beide klug, beide Politiker, haben sie doch beide, der Herausgeforderte wie der Herausfordernde einen Irrtum gemeinsam: sie unterschätzen lange einer den anderen, weil sie sich von früher zu kennen glauben. Für Fouché ist Robespierre noch immer der abgeschundene, dürre Advokat, der in seiner Provinz in Arras mit ihm zusammen im Klub kleine Scherze gemacht, der damals süßliche Verslein in der Art des Grécourt fabrizierte und dann die Versammlung von 1789 durch seine phraseusen Reden langweilte. Fouché hat nicht oder zu spät bemerkt, wie in zäher, beharrlicher Selbstarbeit und im Aufschwung der Aufgabe aus einem Demagogen Robespierre ein Staatsmann, aus einem geschmeidigen Intriganten ein präzis denkender Politiker, aus einem Rhetor ein Redner geworden ist. Fast immer steigert die Verantwortung den Menschen zur Größe: so ist Robespierre am Gefühl seiner Sendung gewachsen, denn er fühlt inmitten von gierigen Verdienern und lauten Schreiern die Rettung der Republik als die ihm allein vom Schicksal auferlegte Lebensaufgabe. Als heilige Mission für die Menschheit empfindet er die Notwendigkeit, gerade seine Konzeption der Republik, der Revolution, der Sittlichkeit und selbst der Göttlichkeit zu verwirklichen. Diese Starre Robespierres ist zugleich die Schönheit und die Schwäche seines Charakters. Denn berauscht von seiner eigenen Unbestechlichkeit, verzaubert in seine dogmatische Härte, betrachtet er jede andere Meinung als die seine nicht nur als andersartig, sondern als Verrat, und mit der frostigen Faust eines Ketzerrichters stößt er darum jeden Andersdenker als Ketzer auf den neuen Scheiterhaufen, die Guillotine. Zweifellos: eine große, eine reine Idee lebt in dem Robespierre von 1793. Aber besser gesagt, sie lebt nicht, sie ist erstarrt in ihm. Sie kann nicht völlig aus ihm heraus und er nicht völlig aus ihr (Schicksal aller dogmatischen Seelen), und

dieser Mangel an mitteilsamer Wärme, an hinreißender Humanität nimmt seiner Tat die wahrhaft zeugende Kraft. Nur in der Starre ist seine Stärke, nur in der Härte seine Kraft: das Diktatorische ist für ihn Sinn und Form seines Lebens geworden. So kann er sein Ich nur der Revolution aufprägen, oder es muß zerbrechen.
Ein solcher Mann duldet keinen Widerspruch, keine andere Meinung in geistigen Dingen, kein Nebenihm und noch weniger ein Gegenihn. Er kann Menschen nur ertragen, sofern sie spiegelhaft seine eigenen Anschauungen zurückwerfen, solange sie ihm Seelensklaven sind wie Saint-Just und Couthon; jeden andern scheidet die grimmige Lauge seines galligen Temperaments unerbittlich aus. Wehe aber denen, die nicht nur von seiner Meinung abwichen (auch diese hat er verfolgt), sondern sogar seinen Willen gekreuzt, die seine Unfehlbarkeit nicht geachtet haben. Das nun hat Joseph Fouché getan. Er hat niemals seinen Rat eingeholt, nie sich vor dem einstigen Freunde gebeugt; er ist auf den Bänken seiner Feinde gesessen, ist kühn über die von Robespierre gesetzten Grenzen eines mittleren, vorsichtigen Sozialismus hinausgegangen, indem er den Kommunismus predigte und den Atheismus. Aber bisher hat sich Robespierre nicht ernstlich mit ihm beschäftigt; Fouché schien ihm zu gering. Für ihn ist dieser Deputierte nichts anderes als der kleine Priesterlehrer, den er noch in der Soutane gekannt und dann als Brautwerber seiner Schwester, ein kleiner schäbiger Ehrgeizling, der seinem Gott und seiner Braut und allen Überzeugungen untreu geworden ist. Er verachtet ihn mit dem ganzen Gruppenhaß der Starre gegen die Biegsamkeit, der Unbedingtheit gegen die Erfolgsschleicherei, mit dem Mißtrauen der religiösen Natur gegen die profane; aber dieser Haß hat sich bisher noch nicht gegen die Person Fouchés bemüht, nur gegen die Gattung, deren Spielart er ist. Hochmütig hat er

ihn selbst bisher übersehen: wozu sich Mühe nehmen für einen solchen Intriganten, den man jederzeit unter dem Fuß zertreten kann? Nur weil er ihn so lange verachtet, hat bisher Robespierre Fouché nur beobachtet, aber nicht ernstlich bekämpft.
Jetzt erst bemerken beide, wie sehr einer den andern unterschätzt. Fouché erkennt die ungeheure Macht, die Robespierre in seiner Abwesenheit zugewachsen: alle Ämter sind ihm untertänig, die Armee, die Polizei, das Gericht, die Ausschüsse, der Konvent und die Jakobiner. Ihn zu bekämpfen, scheint aussichtslos. Aber Robespierre hat ihn zum Kampf gezwungen, und Fouché weiß, daß er verloren ist, wenn er nicht siegt. Immer kommt aus letzter Verzweiflung eine letzte Kraft, und so wirft er sich, zwei Schritte vom Abgrund, plötzlich dem Verfolger entgegen, wie ein Hirsch, bis zum äußersten gehetzt, aus einem letzten Dickicht den Jäger mit dem Mute der Verzweiflung anfällt.

Die ersten Feindseligkeiten eröffnet Robespierre. Nur eine Lektion will er dem Vorlauten zunächst erteilen, eine Warnung, einen Fußtritt. Anlaß dazu bietet jene berühmte Rede am 6. Mai, die alle Geistigen der Republik aufruft, „die Existenz eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit als lenkende Macht des Weltalls anzuerkennen". Nie hat Robespierre eine schönere, eine aufgeschwungenere Ansprache gehalten als diese, die er angeblich auf dem Landsitz Jean Jacques Rousseaus geschrieben: hier wird der Dogmatiker beinahe zum Dichter, der unklare Idealist zum Denker. Den Glauben vom Unglauben und andererseits vom Aberglauben zu trennen, eine Religion zu schaffen, die sich einerseits erhebt über das landläufige bilderanbetende Christentum und ebenso über den leeren Materialismus und Atheismus, also gleichfalls die Mitte zu be-

wahren, wie er es immer in allen geistigen Fragen versucht, das bildet die Grundidee seiner Ansprache, die trotz ihrer schwülstigen Phraseologie von aufrichtigem Ethos, von leidenschaftlichem Willen zur Erhebung der Menschheit erfüllt ist. Aber selbst in dieser oberen Sphäre kann er sich, der Ideologe, nicht vom Politischen befreien, selbst in die zeitlosen Gedanken mengt seine gallige, mißlaunige Ranküne persönliche Angriffe. Gehässig erinnert er an die Toten, die er selbst auf die Guillotine gestoßen, und höhnt die Opfer seiner Politik, Danton und Chaumette, als verächtliche Beispiele der Unmoral und Gottlosigkeit. Und plötzlich, mit einem ins Herz treffenden Stoß, wirft er sich gegen den einzigen der Atheistenprediger, die seinen Zorn überlebt haben, gegen Joseph Fouché. „Sage uns doch, wer hat dir die Mission zugeteilt, dem Volke zu verkünden, es gebe keine Gottheit! Welche Vorteile siehst du darin, dem Menschen einzureden, eine blinde Gewalt bestimme sein Geschick, schlage ganz zufällig bald die Tugend und bald das Laster, und daß seine Seele nichts als dünner Atem wäre, der an der Pforte des Grabes erlischt! Unglückseliger Sophist, mit welchem Recht maßt du dir an, der Unschuld das Zepter der Vernunft zu entreißen, um es den Händen des Lasters zu überantworten? Der Natur einen Totenschleier überzuwerfen, das Unglück noch verzweifelter zu machen, das Verbrechen zu entlasten, die Tugend zu verdüstern und die Menschheit zu erniedern! ... Nur ein Verbrecher, verächtlich vor sich selbst und widerlich allen andern, kann glauben, die Natur vermöge uns nichts Schöneres zu schenken als das Nichts.“

Grenzenloser Beifall umbraust die großartige Rede Robespierres. Mit einemmal fühlt sich der Konvent der Niederungen des täglichen Streites enthoben, und einstimmig beschließt er das von Robespierre vorgeschlagene Fest zu Ehren des höchsten Wesens. Nur Joseph Fouché bleibt

stumm und beißt die Lippen. Zu einem solchen Triumph des Gegners muß man schweigen. Er weiß, daß er sich offen mit diesem meisterlichen Rhetor nicht messen kann. Wortlos, blaß, nimmt er diese Schlappe in offener Versammlung hin, nur im Innern entschlossen, sich zu rächen und sie zu vergelten.
Einige Tage, einige Wochen hört man nichts von ihm. Robespierre meint ihn erledigt: der Fußtritt hat wohl für den Frechen genügt. Aber wenn man nichts sieht und nichts hört von Fouché, so ist es, weil er unterirdisch arbeitet, zäh, planhaft, maulwurfhaft. Er macht Besuche in den Komitees, er sucht Bekanntschaften unter den Abgeordneten, er ist freundlich, verbindlich zu den einzelnen Menschen und sucht jeden zu gewinnen. Am meisten tut er sich um bei den Jakobinern, wo das geschickte, geschmeidige Wort viel gilt und seine Leistung zu Lyon ihm ein paar Steine ins Brett geschoben. Niemand weiß deutlich, was er will, was er plant, was er vorhat, dieser vielgeschäftige, promenierende, überall Fäden spinnende, unscheinbare Mann.
Und plötzlich wird alles klar, unerwartet für alle und am unerwartetsten für Robespierre: denn am 18. Prairial wird mit großer Stimmeneinheit Joseph Fouché zum Präsidenten des Jakobinerklubs erwählt.

Aus dem soeben erschienenen Werk „Joseph Fouché“.

*

HUGO VON HOFMANNSTHAL / APHORISMEN

Die ahnende Jugend weiß die Welt mit Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

Sind wir nicht am ärmsten, wo wir am gesichertsten sind, am reichsten, wo wir am gefährdetsten sind – kommt es nicht darauf an, immer aufs neue die Gefährdung aufzusuchen; ist nicht ein Hauch des Todes und der Verwesung um alle die Anstalten, in denen das Leben gegen den Mechanismus des Lebens hintangesetzt wird, den Ämtern, öffentlichen Schulen, dem gesicherten Funktionieren der Geistlichen usf.?

Les uns disent que non, les autres disent que oui: et moi je dis que oui et que non.

(Sganarelle über eine schwierige medizinische Frage.)
Molière, le médecin malgré lui

Es gibt so viele Arten von Zwanzigjährigen oder von Fünfzigjährigen, als es Arten von Freunden, Liebhabern oder Vätern gibt.

Bedenkt man, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern –

Goethe

Wirklichkeit ist die Fable convenue der Philister.

Ein junger Ionier tritt in Athen in goldgesäumtem Purpurgewand auf. Man fragt ihn nach seiner Heimat, und er antwortet: „Ich bin reich."

Athenaios

Anekdote: Die reiche, schöne Witwe mit den drei Freiern. In einer kalten Nacht, als die drei Herren nach einem Souper bei ihr im Schlitten abfahren, die Frage: Has Lord Peto got his coat? Womit sie offenbart, welchem sie den Vorzug gibt.

Gott sagte: Ich war ein Schatz, den niemand kannte, und wollte bekannt werden. Da schuf ich den Menschen.

Jede wahrhaft große geistige Erscheinung ist übermenschlich und macht für den, der sich ihr hingibt, alles übrige entbehrlich, bis ans Ende der Zeiten; das ist die Wurzel der durch ein Individuum geoffenbarten Religionen und ihres Anspruches auf Orthodoxie.

Es ist nichts im Innern wesentlich, das nicht zugleich im Äußern wahrgenommen wird.

Wir haben im ganzen Leben, besonders in der Sphäre des geistigen Verkehrs, die unrichtige Angewohnheit, daß wir dem andern Menschen vieles von dem leihen, was uns eigen ist, ganz als müßte das so sein. Da sie nun außerdem ihr Eigenes vor uns erscheinen lassen, so entstehen, indem wir aus beiden Teilen eine Einheit zu schaffen suchen, eigentlich Monstra, ähnlich denen, die in einem winkligen Haus durch den Schein einer Laterne halb aus Schatten, halb aus wirklichen Gegenständen erzeugt werden. Es gibt keine nützlichere als auch schwierigere Operation, als dieses unbewußt Geliehene von der Erscheinung des anderen wieder abzuziehen. Erst dadurch aber machen wir begreifliche Menschen aus ihnen – oder kürzer ausgedrückt: Der Mensch glaubt die Menschen zu verstehen, wenn er zu einer vermuteten unbegrenzten Analogie mit seinem Selbst noch einiges diesem Selbst Widersprechende hinzuaddiert. Es ist Sache der Erfahrung, mit Menschen operieren zu können, die man sich vom Kern aus verschieden vom eigenen Selbst vorzustellen hat.

Die gefährlichste Sorte von Dummheit ist ein scharfer Verstand.



Die gefährlichsten unserer Vorurteile herrschen in uns selber gegen uns selber. Sie aufzulösen, ist das Schöpferische.

Geistige Deutsche werden schwer und spät zum eigentlichen Leben geboren; sie machen dann eine zweite Geburt durch, an der viele sterben.

Der Gegenwart entflieht, wer unter die Bauern geht. Der Bauer und die Gegenwart liegen in einem gesunden ewigen Streit, und über der Natur und den Sternen schwebt eine unverwelkliche Zeit, die nichts von der schalen Gegenwart weiß.

Will meine Zeit mich bestreiten,
Ich lass' es ruhig geschehen.
Ich komme aus anderen Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehen.

Grillparzer

Goethe kann als Grundlage der Bildung eine ganze Kultur ersetzen.

Die Menschen verlangen, daß ein Dichtwerk sie anspreche, zu ihnen rede, sich mit ihnen gemein mache. Das tun die höheren Werke der Kunst nicht, ebensowenig als die Natur sich mit den Menschen gemein macht; sie ist da und führt den Menschen über sich hinaus – wenn er gesammelt und bereit dazu ist.

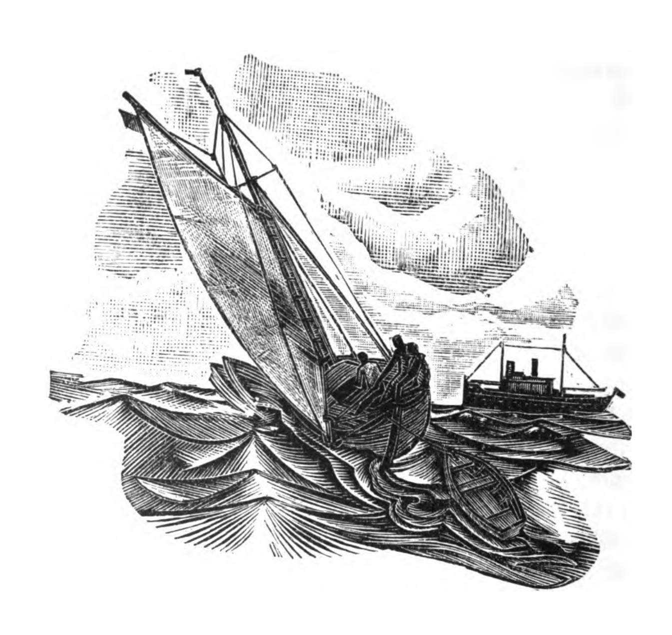
Der berühmte Autor lebt nur in einer anderen Form von Ungekanntheit als der Autor, von dem niemand redet.

Die reinste Poesie ist ein völliges Außer-sich-Sein, die vollkommenste Prosa ein völliges Zu-sich-Kommen. Das letztere ist vielleicht noch seltener als das erstere.

Nur von dem scheinbar ganz am Tag Liegenden, mit Händen zu Greifenden kann die hohe Wirkung des Geheimnisses ausgehen.

Herrliches Wort von Poussin, am Ende seines Lebens: Je n'ai rien négligé.

Aus dem „Buch der Freunde".



BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Vollständige Verlagsverzeichnisse sowie Sonderverzeichnisse einzelner Werke, der Insel-Bücherei und der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

DICHTER UNSERER ZEIT

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). In Leinen M 12.—.

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 5.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 6.—.

*RICHARD BILLINGER: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

— DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; gebunden M 3.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Zweite Auflage. In Leinen M 3.50.

— GEDICHTE. Vierte, veränderte Auflage. In Leinen M 5.—.

— BUCH DES DANKES AN HANS CAROSSA. Mit Beiträgen von: *Paul Alverdes, Rudolf Bach, Ernst Bertram, Richard Billinger, Hans Brandenburg, Felix Braun, Ludwig Curtius, Willi Geiger, Wilhelm Hausenstein, Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal, Katharina Kippenberg, Alfred Kubin, David Herbert Lawrence, Max Mell, Alfred Mombert, Ernst Penzoldt, Josef Ponten, Albrecht Schaeffer, Franz Schoenberner, Ludwig Strauß, W. E. Süskind, Regina Ullmann, Stefan Zweig*. Mit zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. In Leinen M 6.—.

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

*PIERRE DOMINIQUE: SEINE MAJESTÄT... Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 7.—. *Wenn Cervantes und Rabelais ihren kühnen Witz und überlegenen Humor zusammengelegt hätten: einen Kerl von großartigerer*

Spaßigkeit und heiterer Großartigkeit als diesen König von Korsika würden sie nicht haben erdichten können. Pierre Dominique, der diese Gestalt mit all ihrer Grandezza in einem Roman verdichtet hat, brauchte die Chronik nur in unwesentlichen Zügen zu ändern, um den bedeutenden Stoff abzurunden und zu pointieren. Dabei glückte ihm ein klangvoll ansprechendes Gleichnis von der Hinfälligkeit irdischer Majestät und von der Erhabenheit des unsterblichen — oder unpathetisch gesprochen: nicht umzubringenden Humors.

GEORGES DUHAMEL: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilh. Friedmann.* In Leinen M 5.50.

LUC DURTAIN: IM VIERZIGSTEN STOCK. Drei Novellen. (Das Verbrechen von San Franzisko — Die Stadt nach der Idee — Auf dem Wolkenkratzer.) Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

LEONHARD FRANK: DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE RÄUBERBANDE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

*— BRUDER UND SCHWESTER. Roman. In Leinen M 6.50.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 5.—.

*— DIE URSACHE. Drama in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.—.

— KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50

RICHARD FRIEDENTHAL: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

*— DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 9.—.

JEAN GIRAUDOUX: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

— EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: GEDICHTE. In Leinen M 4.—; 500 Exemplare, mit einer Titelradierung von *Walter Tiemann,* in Halbleder M 8.—.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 50. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

*—BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder.* In Leinen M 5.—.

Dieses Buch zeigt in einer Sammlung von Aussprüchen, denen auch eigene Sentenzen untermischt sind, den hohen Umgang, den

der verewigte Dichter mit den erlauchtesten Geistern der Vergangenheit und Gegenwart gepflogen hat.

ALFRED ALOYSIUS HORN: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Herausgegeben von *Ethelreda Lewis*. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy*. Übertragen von *Helen Fanta-Stutz*. In Leinen M 7.—.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

*— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Neue Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 18.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 14. Tausend. In Leinen M 3.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. 28. Tausend. In Leinen M 8.50.

*ALDOUS HUXLEY: PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 8.50.
„Dieser Roman ohne Handlung ist eines der amüsantesten, geistreichsten Bücher der letzten Jahre, geschrieben von einem interessanten und unerhört gescheiten Kerl, geschrieben von einem, der um die letzten Schlupfwinkel der menschlichen Seele Bescheid weiß und mit lächelnder Unerbittlichkeit die tiefsten Wurzeln menschlichen Empfindens bloßlegt: die kleinen Eitelkeiten und Spielereien und Gewöhnlichkeiten, die sich romantisch als Leidenschaft, Begeisterung, Hingerissenheit, Sehnsucht zu drapieren wissen, all das komödiantenhafte Versteckenspielen mit seinem eigenen Herzen, die Hingabe an die Illusion beim Bewußtsein ihres illusionären Charakters." *National-Zeitung, Basel.*

*HARRY GRAF KESSLER: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. Dritte Auflage. In Leinen M 5.—.

*SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 53. Tausend. In Leinen M 6.50.
Eine sehr schöne neue Ausgabe (auf Dünndruckpapier) dieses unvergänglichen Buches.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DIE FRAU, DIE DAVONRITT. Novellen. Aus dem Englischen übertragen von *Else Jaffe-Richthofen*. In Leinen M 7.—.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

FRANÇOIS MAURIAC: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50.

*— SCHICKSALE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50.

ANDRÉ MAUROIS: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Aus dem Französischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 5.50.

*HENRY DE MONTHERLANT: DIE TIERMENSCHEN. Roman. In Leinen M 7.—.

Dieser Roman handelt in Spanien und in der Provence, handelt von Kampf und Liebe. Montherlant ist eine in Frankreich einzigartige Erscheinung. Seine Prosa, die alle Kräfte in sich einbezieht, vom Erdhaft-Volkstümlichen, Animalischen bis zu den brokaten Prächten der Spätantike, erhebt sich zu großer dichterischer Gewalt. Das Buch ist zugleich ein hinreißend geschriebener moderner Roman und der Mythos einer neuen Vitalität.

PAUL MORAND: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

*RALPH H. MOTTRAM: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Aus dem Englischen übertragen von *T. Francke*. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 12.—.

Dies ist der große Kriegsroman der Engländer, das Epos des Krieges.

*ERNST PENZOLDT: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. Fünfte Auflage. In Leinen M 12.—.

RAINER MARIA RILKE: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke".

*RAINER MARIA RILKE: BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. In der gleichen Ausstattung wie die „Gesammelten Werke“. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DAS BUCH DER BILDER. 28. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE NEUEN GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 23. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. 75. Tausend. In Halbleinen M 5.50.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Leinen M 4.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 42. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 28. Tausend. In Leinen M 7.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 48. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 12. Tausend. In Pappband M 3.—.

*ALBRECHT SCHAEFFER: GRIECHISCHE HELDENSAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. Erste Folge. In Leinen M 6.—. Inhalt: Sisyfos und die Sisyfiden — Die Sagen von Herakles — Der Sagenkreis im Theseus — Meleagros und Atalante.

„Dieses Werk, die Rettung eines uns schon fast verlorenen Schatzes — verloren durch Trübung der Farben und Verschwankung aller Umrisse für unser verwandeltes Auge — bedeutet wirklich und wörtlich eine Zurückrufung in das Leben. Denn lebendig ist nur die Gegenwart, und eben dem gegenwärtigen Auge und Ohr und allen aufnehmenden Sinnen ist nun, was sie so lange schon entbehren mußten, durch die mit Leben durchströmende Liebe eines Dichters wieder zu einer die Seele nährenden Speise geworden.“

Paul Alverdes.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.
Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobs Opferballade vom Gerechten — Bruderlegende — Chrysoforus — Abrahams Opfer.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

ALBRECHT SCHAEFFER: DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— HEROISCHE FAHRT. Gedichte. In Pappband M 5.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 7.50.

*— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. In Leinen M 6.—.

— MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

— DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). In Leinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 8.50.

FRANZ SPUNDA: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FELIX TIMMERMANS: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

— PALLIETER. 29. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. 15. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. 16. Tausend. In Leinen M 7.—.

PAUL VALÉRY: REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer*. Gebunden M 3.—.

PAUL VALÉRY: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 6.—.

— HERR TESTE. Übertr. von *Max Rychner*. In Halbleinen M 5.—.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 6.—; in Halbpergament M 8.—.

VIRGINIA WOOLF: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Roman. In Leinen M. 6.50.

*— ORLANDO. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

Virginia Woolfs Einfluß in England und Amerika ist heute ganz ungeheuer. Wer mit ihr nichts anzufangen weiß (und es ist vielleicht nicht ganz leicht, sie zu verstehen), der kann zu der gesamten modernen englischen Literatur nicht die richtige Stellung finden.
Hans B. Wagenseil in der „Neuen Rundschau“.

*STEFAN ZWEIG: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 40. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 65. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 85. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.
Die drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE“ lieferbar zum Preise von in Leinen M 20.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS. (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.

— MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.50.

KLASSIKER- UND GESAMTAUSGABEN

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Jeder Band in Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder 16.—.
Sonderverzeichnisse unberechnet.

— DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

CHARLES DICKENS: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—.

Hiervon erschienen als Einzelausgaben (je in Leinen M 9.—):

— DAVID COPPERFIELD. 22. Tausend.

— DER RARITÄTENLADEN. 16. Tausend.

— DIE PICKWICKIER. 19. Tausend.

— MARTIN CHUZZLEWIT. 12. Tausend.

— NIKOLAUS NICKLEBY. 12. Tausend.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. 15. Tausend.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 290.—.
Diese Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.

*GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann*. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

Es lag nahe, unseren Ausgaben der Briefe Goethes und seiner Gespräche mit Eckermann eine Ausgabe der Gespräche mit den vielen anderen Persönlichkeiten seines weiten Lebenskreises folgen zu lassen. Aus der vollständigen, seit Jahren vergriffenen Sammlung hat Flodoard von Biedermann eine, Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde, Auswahl zusammengestellt, er hat ihr aus dem Ertrāgnis der letzten Jahre viel Neues und Unbekanntes beigeben können und somit auf über 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethe-Biographie geschaffen, die sich nur denken läßt.

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt*. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Leder M 38.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment, Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50.

GOETHES FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen*. In Leinen M 12.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

Ein vollständiges Verzeichnis aller im Insel-Verlag erschienenen Goethe-Bücher steht unberechnet zur Verfügung.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

*— TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

Diese beiden Bände bilden Band I und II einer Ausgabe der sämtlichen Werke Heines in vier Bänden; Band III und IV werden 1930 erscheinen.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 57. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.50.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. 11. Tausend. In Leinen M 3.50.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Berechtigte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststedt* 1885 radierten Porträt. 33. Tausend. In Leinen M 8.50; in Leder M 14.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 15. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH VON KLEIST: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHOPENHAUER: SÄMTLICHE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Henning*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

— APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. 39. Tausend. In Leinen M 4.—.

SHAKESPEARE: MEISTERDRAMEN in sechs Bänden. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von *Max J. Wolff*. In Leinen M 28.—; in Halbleder M 38.—.

— SONETTE. Übertragen von *Eduard Saenger*. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe in 8 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 65.—; in Leder M 120.—.

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen. Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 16. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

*— LUCIEN LEUWEN. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.
Ein neues Werk von Stendhal; existierte doch dieser große Roman bisher nur als verstümmeltes Fragment; erst jetzt erscheint er, dreimal umfangreicher, nach dem soeben aus der Handschrift hergestellten vollständigen Text in deutscher Sprache.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 6. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Erinnerungen eines römischen Edelmannes — Vanina Vanini — Die Truhe — Der Liebestrank — Der Jude — Die Fürstin von Campobasso — Vittoria Accoramboni — Die Familie Cenci — Die Herzogin von Palliano — Die Äbtissin von Castro — Eine Klostertragödie — Schwester Scholastica. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen (jeder Band in Leinen M 7.50):

— STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 21. Tausend.

— DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 15. Tausend.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 8. Tausend.

— BUNTE STEINE. NACHLESE.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

LEBENDE BÜCHER DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen.* Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

JOSEPH BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding.* 18. Tausend. In Leinen M 6.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler.* Eingeleitet von *André Jolles.* Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig.* Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles.* 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn.* 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 15.—; in Leder M 28.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun.* Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* 25. Tausend. In Leinen M 4.—.



GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—.

CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt, in Leinen M 7.50.

DER NIBELUNGEN NOT UND KUDRUN (Mittelhochdeutsch). Herausgegeben von *Eduard Sievers*. 7. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797, in Halbleder M 14.—.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 10.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 11. Tausend. In Leinen M 4.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 7.50.

EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Tausend. In Leinen M 6.50; in Schweinsleder M 16.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Halbpergament M 15.—.

TAUSEND UND EINE NACHT. DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. 7. Tausend. Zwei Bände in der Ausstattung der sechsbändigen Ausgabe von 1001 Nacht. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

KUNSTBÜCHER, LITERATURGESCHICHTE

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Halbpergament M 12.—.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 15. Tausend. In Leinen M 16.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 45. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

GEORG STEINDORFF: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

*TSUNEYOSHI TSUDZUMI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 125 Abbildungen (Großoktav). In Leinen M 22.—.

Zum erstenmal erscheint hier eine von einem Japaner in deutscher Sprache geschriebene Geschichte der gesamten japanischen Kunst. Tsudzumis Darstellung umfaßt die berühmte japanische Garten- und Topfpflanzenkunst, Kunstgewerbe, Architektur, Plastik und Malerei, Dichtkunst, Schauspiel, Tanz und Musik und verständlicht dadurch dem Europäer die ihm oft rätselhaft erscheinende große Kunst des ostasiatischen Inselvolkes.

Das Japan-Institut hat in Würdigung der Bedeutung des Buches den Verfasser bei der Herausgabe unterstützt. 125, oft ganzseitige Abbildungen sowie 8 farbige Tafeln veranschaulichen den Text und vervollständigen ein Bild der Kunst Japans, wie es in so umfassender Darstellung bisher noch nicht erschienen ist.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs.* 15. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts.* 45. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 95 Vollbildern. 30. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 14.—.

Einzeln erschienen:

– ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. 24. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

DEUTSCHE MEISTER

Herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*

(Großoktav)

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze.* Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer.* Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen.* Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken.* Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser.* Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer.* Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

HANS MULTSCHER. Von *Kurt Gerstenberg.* Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt.* Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BIOGRAPHIEEN, BRIEFE, MEMOIREN

LOU ANDREAS-SALOMÉ: RAINER MARIA RILKE. 7.Tausend. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.

CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst.* Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

EGON CONTE CORTI: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1730—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 11.—15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA: DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor.* Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 4.50.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS. Herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.—.

*HENRI MASERS DE LATUDE: FÜNFUNDDREISSIG JAHRE IM KERKER. Denkwürdigkeiten und Briefe. Übertragen von *A. Ahues.* Mit 5 Bildtafeln und einem Plan der Bastille. In Leinen M 10.—.

„Keine Sage ist tragischer als die von dem Gefangenen Latude, keine erhebender als die von seiner Befreierin Frau Legros." Mit diesen Worten hat der große französische Historiker Michelet das berühmteste Opfer der tyrannischen Willkür des Ancien Régime, die zur Französischen Revolution führte, gekennzeichnet. Grausige und die gewöhnliche Menschenkraft weit übersteigende Qualen und Martern werden in diesem Buche geschildert, das unter den Memoirenwerken berühmter Gefangener seinesgleichen sucht.

HANS ROGER MADOL: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

OSKAR FREIHERR VON MITIS: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze,* übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit 19 Bildern. In Leinen M 7.50.

EDUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher.* Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

MUSIK

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER. MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter*, *Otto Ubbelohde*, *Leopold Graf von Kalckreuth*, *Max Slevogt*, *Cecile Leo*, *Hans Meid*, *Schwind*, *Menzel* u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.—.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M 16.—.

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

*ROMAIN ROLLAND: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—.

„Noch einmal sollen meine Augen den Glanz der Sonne Beethovens schauen, und ich will aussprechen, was er uns und einem ganzen Jahrhundert gewesen ist. Heute verstehe ich es besser als vor Jahren, da ich ihm mein Jünglingslied sang." So schreibt Romain Rolland in der Einleitung zu diesem neuen Werk. Indem er das Leben Beethovens nach den Daten der Ereignisse in seinen Umrissen schildert, gibt er eine musikalische und menschliche Deutung der großen Werke. Im Wesen Beethovens, in den Gesetzen seines Schaffens erblickt Rolland ein Stück europäischer Geschichte, in Beethoven selbst den Kaiser und einsamen Helden im Gebiet der Töne. Das Buch ist mit größter Sorgfalt ausgestattet; es enthält eine Fülle der herrlichsten, zum Teil ganz unbekannten Bilder und das zum erstenmal originalgetreu faksimilierte Heiligenstädter Testament.

ARTHUR SCHURIG: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

*CHARLES SANFORD TERRY: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einer Einleitung von Prof. D. Dr. *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 15.—.

In dieser neuen Biographie Bachs wird die abschließende Darstellung von Bachs Lebensgang gegeben. Die Persönlichkeit des großen Meisters lag bisher unter der gewaltigen Last seiner Werke

derart begraben, daß auch leidenschaftliche Bach-Verehrer nur wenig von seinem eigentlichen Leben wissen. Die immer lebhafter werdenden Bestrebungen aber, Bach von der historischen Seite zu erfassen, finden nun ihren Abschluß in diesem Buche des Engländers Ch. Sanford Terry, der in den Archiven aller Städte, in denen Bach gelebt und gewirkt hat, eine Fülle neuen Materials entdecken konnte. Das Buch ist mit 55 Bildern geschmückt, die Bachs Umgebung von Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn, viele Persönlichkeiten, mit denen sein Weg sich kreuzte, und Faksimiles aus seinen Werken wiedergeben.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

*DEUTSCHE VERGANGENHEIT. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Vollständig in neun Bänden, in Halbleinen M 75.—. Jeder Band einzeln, mit 16 Bildtafeln: in Halbleinen M 9.—; in Halbleder M 12.—.

Im Herbst 1929 ist mit dem Bande „Bauern, Bürger und Hansa" ein Werk vollendet worden, dem der Verfasser zehn Jahre hingebender und mühevoller Arbeit gewidmet hat und dem die besondere Liebe des Verlages gehört. Wie nie zuvor steigt das deutsche Mittelalter in diesen neun Bänden lebendig herauf. Seit die Menschheit fühlt, daß sie das Mittelalter verlassen hat, setzt sie sich unablässig mit ihm auseinander. So wichtig aber das Lesen von Büchern über das Mittelalter sein mag — nur die ernste Beschäftigung mit den Lebensäußerungen der einzelnen Epochen ermöglicht es dem Deutschen, sich ein eigenes Urteil über seine Vergangenheit zu bilden und ein persönliches Verhältnis dazu zu gewinnen. In Johannes Bühlers Werk nun fließt aus den zeitgenössischen Quellen die politische, soziale und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit. „Ich wüßte keine bessere Einführung des gebildeten Deutschen in die Geschichte seines Volkes als die schlichten Anschaulichkeiten dieser Quellenauszüge", — so schrieb Prof. H. Hermelink in der Frankf. Zeitung.

Die politische Reihe:

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG.

DAS FRANKENREICH.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER.

DIE HOHENSTAUFEN.



Die kulturhistorische Reihe:

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER.

DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER.

ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN.

FÜRSTEN UND RITTER.

BAUERN, BÜRGER UND HANSA.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in reichem Ganzleinenband mit Goldschnitt M 4.50

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman.

BALZAC: DIE CHOUANS. Roman. Übertragen von *Johannes Schlaf.*

BALZAC: VATER GORIOT. Roman. Übertragen von *Gisela Etzel.*

CHARLES DE COSTER: ULENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.*

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung.

DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel.* Drei Bände.

— DER DOPPELGÄNGER. Übertragung, ebenso wie die der folgenden Bände, von *H. Röhl.*

— NETOTSCHKA NJESWANOWA.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). Zwei Bände.

— DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN.

GUSTAVE FLAUBERT: FRAU BOVARY. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig.*

— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig.*

LOUISE VON FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. Roman.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann.*

— NIELS LYHNE. Roman. Übertragen von *Anka Matthiesen.*

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.

PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Roman aus den Tagen Karls IX. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop.*

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von *Felix Paul Greve.*

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer.*

R. L. STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurerroman Übertragen von *Franz Franzius.*

JONATHAN SWIFT: GULLIVERS REISEN. Vollständige Ausgabe, übertragen von *Franz Franzius.*

LEO N. TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl.* Zwei Bände.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl.* Vier Bände.

IWAN TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. Roman. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung.

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. Roman.

EMILE ZOLA: DOKTOR PASCAL. Übertragen von *Ernst Hardt.*

LIEBHABER- UND FAKSIMILE-AUSGABEN

ILLUSTRIERTE BÜCHER

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUS-PASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*, in Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Die Handkolorierung besorgte *Emil Wöllner*, den Druck die Mainzer Presse in 1000 für den Handel bestimmten Exemplaren. Drei Teile. Bisher erschien Teil I. In Halbleinen M 30.—.

Einer genialen Laune verdanken wir dieses Werk, in dem auf etwa 300 Tafeln die gesamte Flora dargestellt sein wird, die vom Frühling bis zum Herbst unsere Wiesen schmückt. Die Einfalt und Schönheit der Blume konnte nicht rührender versinnbildlicht werden als in diesen schlichten, mit zarter Hand kolorierten Umrißzeichnungen.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Schweinsleder M 32.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen, in 125 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethenationalmuseum. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 80.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

*HEY-SPECKTER: HUNDERT FABELN FÜR KINDER. Von *Wilhelm Hey*. Mit den Bildern von *Otto Speckter*. In Leinen M 3.—.

Das berühmte Bilderbuch unserer Kinderzeit, mit den zum erstenmal wirklich originalgetreu wiedergegebenen Lithographieen Speckters, wird sich in dem reizvollen farbigen Gewande, das Walter Tiemann entworfen hat, auch jetzt wieder die Herzen der Kinder wie der Erwachsenen erobern.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens*. In Halbpergament M 30.—.

— DER TOD DES TIZIAN. Zweifarbiger Handdruck der Cranach-Presse zu Weimar in 225 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck, in 320 numerierten Exemplaren. Mit Supplementband. In Mappen M 3300.—; in weißem Schweinslederhandband M 3500.—.
Sonderankündigungen stehen unberechnet, Probeblätter zum Preise von je M 15.— zur Verfügung.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Leder M 32.—.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 20.—; in weißem Schweinsleder M 32.—.

DIE DRUCKE DER ERNST-LUDWIG-PRESSE

SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe in 16 Bänden. Textrevision von Prof. Dr. *Friedrich Brie* in Freiburg i. Br. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 80.— ; in Maroquin M 125.—.
Bisher sind Band I—V erschienen; die weiteren folgen in Abständen von je drei bis vier Monaten.

HARTMANN VON DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren, von denen 100 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 35.—.

FRÜHE DEUTSCHE DICHTUNG. Den Text besorgte *Hans Naumann*. Hergestellt in 135 numerierten Exemplaren, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 75.—; in Maroquin M 120.—.

DER NIBELUNGE NOT. Mittelhochdeutsch. In zwei Bänden. 135 Abzüge, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 150.—; in Maroquin M 240.—.

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

Herausgegeben von *Hans Kayser*

Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der so innig wie nur möglich zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist. In einem großen Bogen umspannt der „Dom" acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 6.—.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 7.50.

JAN VAN RUISROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 6.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 6.—.

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 6.—.

EINE DEUTSCHE THEOLOGIE. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbpergament M 6.—.

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 7. Tausend. In Halbpergament M. 7.50.

JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugsweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 7.50.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 7. Tausend. In Halbpergament M 7.50.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 6.—.

DIE BILDER

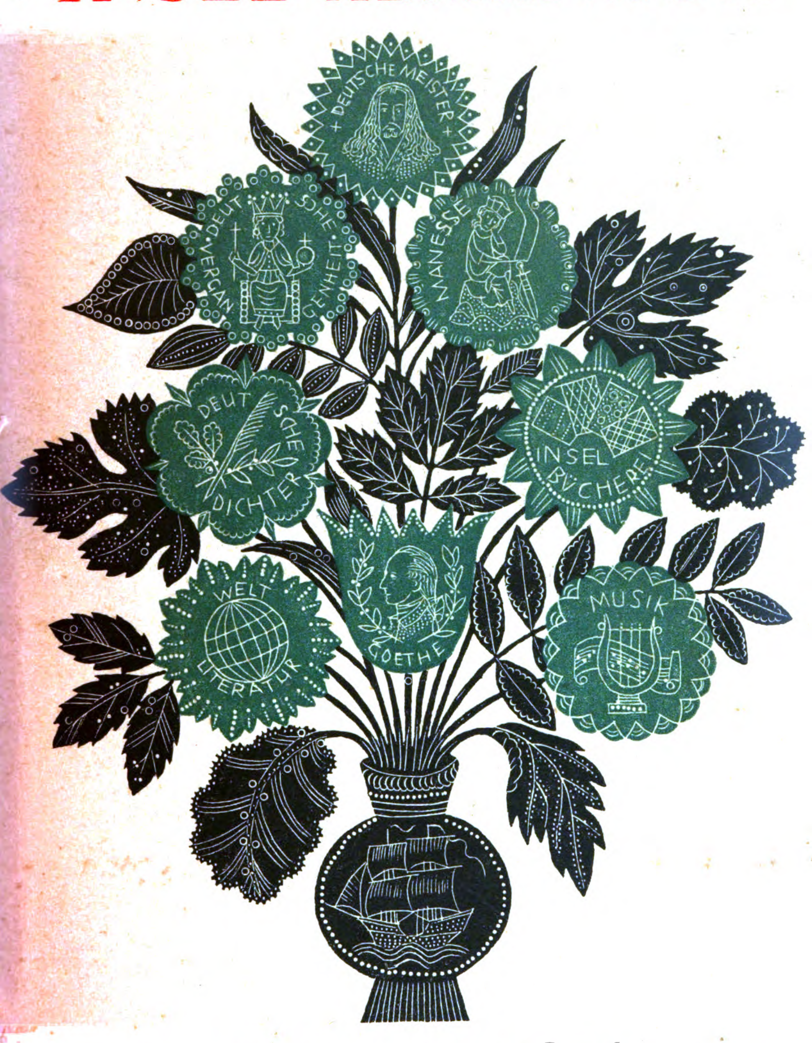
Umschlag und Kalendarium zeichnete Emil Preetorius

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig



DER FÜNFUNDZWANZIGSTE

INSEL-ALMANACH



AUF DAS JAHR 1931

INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR 1931

IM INSEL-VERLAG · LEIPZIG

KALENDARIUM

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

★

GOETHE

JANUAR		FEBRUAR		MÄRZ	
1	Neujahr	1	Septuagesima	1	Reminiscere
2	Freitag	2	Montag	2	Montag
3	Sonnabend	3	Dienstag ○	3	Dienstag
4	S. n. N. ○	4	Mittwoch	4	Mittwoch ○
5	Montag	5	Donnerstag	5	Donnerstag
6	Epiphanias	6	Freitag	6	Freitag
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Sonnabend
8	Donnerstag	8	Sexagesima	8	Oculi
9	Freitag	9	Montag ☾	9	Montag
10	Sonnabend	10	Dienstag	10	Dienstag
11	1. S. n. E. ☾	11	Mittwoch	11	Mittwoch ☾
12	Montag	12	Donnerstag	12	Donnerstag
13	Dienstag	13	Freitag	13	Freitag
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Sonnabend
15	Donnerstag	15	Estomihi	15	Laetare
16	Freitag	16	Montag	16	Montag
17	Sonnabend	17	Fastnacht ●	17	Dienstag
18	2. S. n. E. ●	18	Aschermittw.	18	Mittwoch
19	Montag	19	Donnerstag	19	Donnerstag ●
20	Dienstag	20	Freitag	20	Freitag
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Sonnabend
22	Donnerstag	22	Invocavit	22	Judica
23	Freitag	23	Montag	23	Montag
24	Sonnabend	24	Dienstag	24	Dienstag
25	3. S. n. E. ☽	25	Mittwoch ☽	25	Mittwoch
26	Montag	26	Donnerstag	26	Donnerstag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Freitag ☽
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Sonnabend
29	Donnerstag			29	Palmarum
30	Freitag			30	Montag
31	Sonnabend			31	Dienstag

	APRIL		MAI		JUNI
1	Mittwoch	1	Freitag	1	Montag
2	Gründon. ☺	2	Sonnabend ☺	2	Dienstag
3	Karfreitag	3	Kantate	3	Mittwoch
4	Sonnabend	4	Montag	4	Donnerstag
5	Ostern	5	Dienstag	5	Freitag
6	Ostermontag	6	Mittwoch	6	Sonnabend
7	Dienstag	7	Donnerstag	7	1. Sonnt. n. Tr.
8	Mittwoch	8	Freitag	8	Montag ☾
9	Donnerstag ☾	9	Sonnabend ☾	9	Dienstag
10	Freitag	10	Rogate	10	Mittwoch
11	Sonnabend	11	Montag	11	Donnerstag
12	Quasimodog.	12	Dienstag	12	Freitag
13	Montag	13	Mittwoch	13	Sonnabend
14	Dienstag	14	Himmelfahrt	14	2. Sonnt. n. Tr.
15	Mittwoch	15	Freitag	15	Montag
16	Donnerstag	16	Sonnabend	16	Dienstag ●
17	Freitag	17	Exaudi ●	17	Mittwoch
18	Sonnabend ●	18	Montag	18	Donnerstag
19	Mis. Domini	19	Dienstag	19	Freitag
20	Montag	20	Mittwoch	20	Sonnabend
21	Dienstag	21	Donnerstag	21	3. Sonnt. n. Tr.
22	Mittwoch	22	Freitag	22	Montag
23	Donnerstag	23	Sonnabend	23	Dienstag ☽
24	Freitag	24	Pfingsten ☽	24	Mittwoch
25	Sonnabend ☽	25	Pfingstmontag	25	Donnerstag
26	Jubilate	26	Dienstag	26	Freitag
27	Montag	27	Mittwoch	27	Sonnabend
28	Dienstag	28	Donnerstag	28	4. Sonnt. n. Tr.
29	Mittwoch	29	Freitag	29	Montag
30	Donnerstag	30	Sonnabend	30	Dienstag ☺
		31	Trinitatis ☺		

	JULI		AUGUST		SEPTEMBER
1	Mittwoch	1	Sonnabend	1	Dienstag
2	Donnerstag	2	9. Sonnt. n. Tr.	2	Mittwoch
3	Freitag	3	Montag	3	Donnerstag
4	Sonnabend	4	Dienstag	4	Freitag
5	5. Sonnt. n. Tr.	5	Mittwoch	5	Sonnabend ☾
6	Montag	6	Donnerstag ☾	6	14. S. n. Tr.
7	Dienstag	7	Freitag	7	Montag
8	Mittwoch ☾	8	Sonnabend	8	Dienstag
9	Donnerstag	9	10. S. n. Tr.	9	Mittwoch
10	Freitag	10	Montag	10	Donnerstag
11	Sonnabend	11	Dienstag	11	Freitag
12	6. Sonnt. n. Tr.	12	Mittwoch	12	Sonnabend ●
13	Montag	13	Donnerstag ●	13	15. S. n. Tr.
14	Dienstag	14	Freitag	14	Montag
15	Mittwoch ●	15	Sonnabend	15	Dienstag
16	Donnerstag	16	11. S. n. Tr.	16	Mittwoch
17	Freitag	17	Montag	17	Donnerstag
18	Sonnabend	18	Dienstag	18	Freitag ☽
19	7. Sonnt. n. Tr.	19	Mittwoch	19	Sonnabend
20	Montag	20	Donnerstag ☽	20	16. S. n. Tr.
21	Dienstag	21	Freitag	21	Montag
22	Mittwoch ☽	22	Sonnabend	22	Dienstag
23	Donnerstag	23	12. S. n. Tr.	23	Mittwoch
24	Freitag	24	Montag	24	Donnerstag
25	Sonnabend	25	Dienstag	25	Freitag
26	8. Sonnt. n. Tr.	26	Mittwoch	26	Sonnabend ☺
27	Montag	27	Donnerstag	27	17. S. n. Tr.
28	Dienstag	28	Freitag ☺	28	Montag
29	Mittwoch ☺	29	Sonnabend	29	Dienstag
30	Donnerstag	30	13. S. n. Tr.	30	Mittwoch
31	Freitag	31	Montag		

OKTOBER		NOVEMBER		DEZEMBER	
1	Donnerstag	1	22. S. n. Tr.	1	Dienstag
2	Freitag	2	Montag	2	Mittwoch ☾
3	Sonnabend	3	Dienstag ☾	3	Donnerstag
4	18. S. n. Tr. ☾	4	Mittwoch	4	Freitag
5	Montag	5	Donnerstag	5	Sonnabend
6	Dienstag	6	Freitag	6	2. Advent
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Montag
8	Donnerstag	8	23. S. n. Tr.	8	Dienstag
9	Freitag	9	Montag ●	9	Mittwoch ●
10	Sonnabend	10	Dienstag	10	Donnerstag
11	19. S. n. Tr. ●	11	Mittwoch	11	Freitag
12	Montag	12	Donnerstag	12	Sonnabend
13	Dienstag	13	Freitag	13	3. Advent
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Montag
15	Donnerstag	15	24. S. n. Tr.	15	Dienstag
16	Freitag	16	Montag	16	Mittwoch ☽
17	Sonnabend	17	Dienstag ☽	17	Donnerstag
18	20. S. n. Tr. ☽	18	Mittwoch	18	Freitag
19	Montag	19	Donnerstag	19	Sonnabend
20	Dienstag	20	Freitag	20	4. Advent
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Montag
22	Donnerstag	22	Totenfest	22	Dienstag
23	Freitag	23	Montag	23	Mittwoch
24	Sonnabend	24	Dienstag	24	Donnerstag
25	21. S. n. Tr.	25	Mittwoch ○	25	Weihnacht ○
26	Montag ○	26	Donnerstag	26	2. Weihn. Tag
27	Dienstag	27	Freitag	27	S. n. Weihn.
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Montag
29	Donnerstag	29	1. Advent	29	Dienstag
30	Freitag	30	Montag	30	Mittwoch
31	Sonnabend			31	Donnerstag

STEFAN ZWEIG / FRANZ ANTON MESMER

„Über nichts wird flüchtiger geurteilt als über den Charakter des Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer sein. In keiner Sache wartet man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Charakter bildet, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, und die guten verlieren."

Lichtenberg

Ein Jahrhundert lang hat Franz Anton Mesmer, dieser Winkelried der modernen Seelenheilkunde, auf der Schandbank der Schwindler und Scharlatane gesessen neben Cagliostro, dem Grafen Saint-Germain, John Law und andern Abenteurern seiner Zeit. Vergebens protestiert schon der strenge Einsam unter den deutschen Denkern gegen dieses entehrende Verdikt der Universitäten, vergebens rühmt Schopenhauer den Mesmerismus als „die vom philosophischen Standpunkt aus inhaltsschwerste aller gemachten Entdeckungen, auch wenn sie einstweilen mehr Rätsel aufgibt, als sie löst". Aber welches Urteil wäre schwerer umzustoßen als ein Vorurteil? Üble Rede spricht sich unbedenklich nach, und so gilt heute noch einer der redlichsten Forscher unter den Deutschen, gilt ein kühner Alleingänger, der, von Licht und Irrlicht geheimnisvoll geführt, einer neuen Wissenschaft die Spur gewiesen, seiner undankbaren Nachwelt als zweideutiger Phantast, als unlauterer Schwärmer, und all dies, ohne daß man sich rechte Mühe genommen, sein Leben und seine Lebensleistung zu überprüfen, ohne zu untersuchen, wie viele wichtige und weltverändernde Wahrheiten aus seinen Irrtümern und ungelenken Anfangsübertreiblichkeiten uns erwachsen sind. So sühnt man offenbares Unrecht, dies Bildnis eines verkannten Deutschen zumindest im Geistigen wieder aufzurichten.

Mesmers Tragik: er kam zu früh und kam zu spät. Die Epoche,

in die er tritt, ist, eben weil sie sich auf ihre Vernunft so hahnen-stolz viel zugute tut, eine der Intuition völlig abholde, jene (abermals nach Schopenhauers Wort) „superkluge“ Epoche der Aufklärung. Auf den Dunkelsinn des Mittelalters, den ehrfürchtig und verworren ahnenden, war eben der Flachsinn der Enzyklopädisten gefolgt, der Alleswisser, wie man's wohl am sinnfälligsten übersetzt, jene grobmaterialistische Diktatur der Holbach, Lamettrie, Condillac, der das Weltall als interessanter, aber noch verbesserungsfähiger Mechanismus, der Mensch als sonderbarer Denkautomat und die Seele ebenso irreal galt wie Gespenster und Dämonen. Mächtig aufgeplustert, daß sie keine Hexen mehr verbrannten, daß sie die Bibel ins Fabelbuch geschrieben und dem lieben Gott mit der Franklinschen Leitung den Blitz aus der Hand genommen, erklärten diese Aufklärer (und ihre schwachbeinigen deutschen Nachtänzer) alles für gauklerischen Wahn, was man nicht mit der Lanzette packen, nach der Regeldetri beweisen konnte, derart mit dem Aberglauben auch jedes Samenkorn Mystik aus ihrem glashellen, glasklaren (und ebenso zerbrechlichen) Weltall des Dictionnaire philosophique hinausfegend. Was nicht als Funktion tabellarisch nachweisbar war, dekretierte ihr flinker Hochmut als Phantom. Was man mit den Sinnen nicht fassen konnte, nicht etwa bloß als unfaßbar, sondern einfach als nicht vorhanden.

In eine so unbescheidene, unfromme, einzig ihre eigene kaltklare Ratio vergötternde Zeit tritt nun unversehens ein Mann mit der Behauptung, unser Weltall sei keineswegs ein leerer, kraftloser Raum, ein totes teilnahmsloses Nichts ringsherum um den Menschen, sondern ständig durchdrungen von unsichtbaren, unfaßbaren und nur innerlich fühlbaren Wellen, von geheimnisvollen

Strömungen und Spannungen, die in dauernder Überleitung einander berührten und belebten, Seele zu Seele, Sinn zu Sinn. Unfaßbar und vorläufig unbenannt, vielleicht dieselbe Kraft, die von Stern zu Stern strahle und im Mondlicht Schlafsüchtige lenke, könne dies unbekannte Fluid, dieser Weltstoff, von Mensch zu Mensch weitergegeben, Wandlung bei seelischen und körperlichen Krankheiten bringen und derart jene höchste Harmonie wiederherstellen, die wir Gesundheit nennen. Wo der Sitz dieser Urkraft sei, wie ihr wahrer Name, ihr wirkliches Wesen, dies vermöge er, Franz Anton Mesmer, nicht endgültig zu sagen, vorläufig nenne er diesen wirkenden Stoff ex analogia Magnetismus. Aber man sehe doch, bittet er die Akademieen, drängt er die Professoren, einmal vorurteilsfrei, welche erstaunliche Wirkung diese seine Kur durch Bestreichen mit den Händen, durch die Faszination des stählernen Magnetstabs hervorbrächte, man beobachte sie doch, bittet er, von nah und genau, die krankhaften Krisen, die rätselhaften Zustände, die geradezu zauberhaften Heilungen, die er bei psychogenen Gebresten einzig durch magnetische (wir sagen: suggestive) Einwirkung erzeuge. Aber die professorale Aufgeklärtheit der Akademieen weigert sich hartnäckig, auf all diese von Mesmer vorgewiesenen und hundertfach bezeugten Phänomene nur einen einzigen unbefangenen Blick zu tun. Jenes Fluid, jene sympathetische Übertragungskraft, deren Wesen man nicht deutlich deklarieren kann (schon verdächtig dies!), steht nicht im Kompendium aller Orakel, im Dictionnaire philosophique, folglich ist sie nicht vorhanden. Die Phänomene, die Mesmer vorweist, sind mit der nackten Vernunft nicht erklärbar. Folglich existieren sie nicht.

Er kommt um ein Jahrhundert zu früh, Franz Anton Mesmer,

und er kommt um ein paar Jahrhunderte zu spät. Die Frühzeit der Medizin hätte seine abseitigen Versuche mit aufmerksamem Anteil begleitet, denn die weite Seele des Mittelalters hatte Raum für alles Unbegreifliche. Sie vermochte noch kindhaft rein zu staunen und der eigenen inneren Erschütterung mehr zu glauben als dem blanken Augenschein. Leichtgläubig, war diese Zeit doch zutiefst glaubenswillig, und wenn sie oft das Kindische an das Sublime, das Törichte an das Geniale verworren anreihte, immer stand ihre wunderbereite Seele dem Außerordentlichen offen, nichts Unerwartetes schien ihr unmöglich. Nicht absurd wäre ihren Denkern, weder den frommtheologischen noch den profanen, Mesmers Dogma erschienen, daß zwischen Makro-kosmos und Mikrokosmos, zwischen Weltseele und Einzelseele, zwischen Stern und Menschheit stofflich verwandte, transzen-dente Beziehung walte, und selbstverständlich seine These, daß ein Mensch auf den andern zauberkräftig einwirken könne durch die Magie seines Willens und wissende Prozedur. Nicht einmal neu und als Erleuchtung wären jener Frühzeit Mesmers magne-tische Experimente erschienen, denn daß man Heilkraft üben könne durch Auflegen der Hände, schrieben die fromm Gläu-bigen längst den Heiligen und den Königen Frankreichs als unbe-streitbares Wesenseigentum zu. Daß an Wallfahrtsorten vermöge der religiösen Durchschütterung des Leibes und dank einer blitz-haften Ekstase Krämpfe entflüchten und Lähmungen weichen, dies gehörte längst zum unverlierbaren Bestand der katholischen Welt. Daß das zarte Streicheln die Nerven entlang den kranken Körper zur Krise reize oder Konvulsionen beruhige, diese Sugge-stivtechnik des Besprechens, Berührens, übten längst die Ensal-madores in Spanien, die Toucheurs in Frankreich. Und jenem

geheimnisvollen Zusammenhang zwischen siderischer und irdischer, zwischen der Sternenwelt und der Menschheit mühte sich seit tausend Jahren das faustische Denken ihrer besten Geister entgegen. Ohne Mißtrauen also, mit neugierig aufgetanem Herzen hätte noch die nachparacelsische Zeit Mesmers Versuche begrüßt, und ebenso empfindet wieder die neuzeitliche Wissenschaft manche der psychotechnischen Wirkungen dieses ersten Magnetiseurs weder als Gaukeleien noch als wunderhaft. Daß unsere Nerven, unsere Sinne geheimnisvollen Gebundenheiten unterliegen, daß wir „ein Spiel sind von jedem Druck der Luft", suggestiv beeinflußbar von unzähligen äußern und innern Impulsen, wer denkt dies heute noch zu bestreiten? Und daß unser Äther durchschwungen sei von unzähligen Vibrationen, von unfaßbaren Wirksamkeiten, lehrt uns dies nicht immer eindringlicher jeder neue Tag? Selbst gegen Mesmers kühnste Auffassung wehrt sich unser Gefühl nicht mehr, daß unserem individuellen Sein bestimmte Eigenkraft entströme, die weit über das Ende des Nervs hinaus in geheimnisvoller Weise bestimmend auf fremden Willen und fremdes Wesen einwirken könne. Aber Verhängnis, er ist zu früh gekommen oder zu spät: gerade jenes Zeitalter, in das Mesmer das Unglück hat, sich zu verirren, besitzt für dunkles und ehrfurchtsvolles Ahnen, für instinktiv tastendes Vorauswittern schöpferischer Zusammenhänge kein Organ. Gemengte und flutende Begriffe, prophetische Undeutlichkeiten stören dieser materialistischen Epoche die schöne Pappschachtelordnung der Kategorieen. Unerbittlich fordert ihr wasserfarbener Schulmeistergeist für jeden Begriff ein exerzierplatzmäßiges Rechts und Links, hie wahr und hie unwahr, hie Schlaf und hie Wachen, hie krank und dort gesund. Alle Verästelungen im Psycholo-

gischen werden einfach abgesägt, so wie die fülligen Äste in den geometrischen Parken des Rokoko. Nur kein Clair-obscur in seelischen Dingen, Ordnung vor allem und schattenloses Licht! Gerade dort also, wo das geheimnisvolle Zwielicht von Bewußt und Unbewußt beginnt, erweist sich das frostige Tagauge dieser Vernunftwissenschaft als völlig blind. So anerkennt die aufklärerische Medizin in dem Uhrwerk homo sapiens einzig Störungen der Organe, einen kranken Leib und niemals eine kranke Seele. Kein Wunder darum, daß solche mechanistische Arzneikunde für psychogenetische, für neuropathische Verstörungen nichts anderes weiß als die barbarische Baderweisheit, die therapeutische Dreieinigkeit: Purgieren, Aderlassen und kaltes Wasser. Geistesgestörte schnallt man auf das Drehrad, kurbelt sie so lange um, bis ihnen der Schaum vom Munde läuft, oder prügelt sie bis zur Erschöpfung. Epileptikern pumpt man den Magen mit Quaksalbereien voll, alle nervösen Affekte erklärt man als einfach nicht vorhanden, weil man ihnen nicht beizukommen weiß. Und wie jetzt dieser unbequeme Außenseiter Mesmer als Erster vom Psychischen her, durch die Suggestion, durch magnetische und deshalb magisch erscheinende Einflußnahme Erkrankungen seelischen Ursprungs lindert und ihre organischen Folgeerscheinungen beseitigt, da dreht die entrüstete Fakultät die Augen weg und behauptet, nichts gesehen zu haben als Gaukelei und Betrug.

In diesem verzweifelten Vorpostengefecht der modernen Psychotherapie steht Mesmer vollkommen allein. Seine Schüler, seine Helfer sind noch um ein halbes, ein ganzes Jahrhundert zurück. Und tragische Verstärkung dieses Alleinseins – nicht einmal ein vollgewichtiges Selbstvertrauen — panzert diesem einsamen

Kämpfer den Rücken. Denn nur die Richtung ahnt Mesmer, er
weiß noch nicht den Weg. Er fühlt sich auf der rechten Spur, fühlt
sich durch Zufall einem Geheimnis, einem großen und frucht-
baren Geheimnis brennend nah und weiß doch, er kann es nicht
allein lösen und völlig entschleiern. Erschütternd darum, wie
dieser Mann, den leichtfertige Nachrednerei ein Jahrhundert lang
als Scharlatan verrufen, gerade bei den Ärzten, seinen Kamera-
den, um Beistand und Hilfe sucht; nicht anders als Kolumbus
vor seiner Ausfahrt von Königshof zu Königshof mit seinem
Plan des Seeweges nach Indien irrt, überall seine ihm heilig-
bewußten Vermutungen offen darlegend, so wendet sich Mesmer
mit seinen Experimenten von einer Akademie an die andere und
bittet um Interesse und Mithilfe für seine Idee, gleich jenem ver-
höhnt und verspottet, bis er schließlich selbst auf seinem kleinen
schwanken Fahrzeug die Segel hißt und ins Unbekannte steuert.
Genau wie bei seinem großen Entdeckerbruder, der eigentlich nur
einen Seeweg nach Indien sucht, steht ein Irrtum am Anfange
seiner Bahn, aber ein schöpferischer und forttreibender; genau wie
jener verkennt er selbst am erreichten Ziel die Größe der eigenen
Tat. Befangen vom mittelalterlichen Wahn des Arcanums, meint
Mesmer, mit seiner magnetischen Theorie das Allheilmittel, das
ewige Indien der alten Arzneikunde, aufgefunden zu haben,
aber sich selber unbewußt, hat er, wie Kolumbus, unendlich viel
mehr entdeckt als einen neuen Weg – er hat einen neuen Kon-
tinent der Wissenschaft gefunden, mit ungezählten Archipelen
und noch lange nicht durchforschtem Gelände: die Psychothera-
pie. Denn alle die heute erst aufgeschlossenen Domänen der
neuen Seelenkunde, Hypnose und Suggestion, Christian Science
und Psychoanalyse, sogar Spiritismus und Telepathie liegen in

jenem Neuland, das dieser tragisch Einsame entdeckte, ohne selbst zu erkennen, daß er einen andern Erdteil der Seele betreten.
Andere haben seine Reiche gepflügt und Saat gewonnen, wo er unbewußt den Samen gestreut, andere den Ruhm geerntet, indes sein Name von der Wissenschaft verächtlich auf dem Schindanger der Ketzer und Schwätzer verscharrt wird. Seine Mitwelt hat ihm den Prozeß gemacht und ihn verurteilt. Nun reift die Zeit, mit seinen Richtern zu rechten.

Einleitung zu einer Studie über Franz Anton Mesmer, die zusammen mit Arbeiten über Mary Baker-Eddys und Sigmund Freud unter dem Titel „Die Heilung durch den Geist" im Februar 1931 erscheinen wird.

K. H. WAGGERL
DER ALTE MESNER KOMMT NACH HAUSE

Ach ja, der alte Christian, es geschieht nicht oft, daß er sich daheim einfindet, um ein paar Tage lang ein geregeltes Leben zu führen und ein Mensch von dieser Welt zu sein. Er ist ein Vagabund, eine Landstreichernatur, unter Tags säuft er Schnaps bei den Bauern, bettelt und säuft, so treibt es der alte Mann. Und nachts schläft er im Heu oder auf der Tenne, wie es sich gerade trifft.
Christian ist es, der dreimal am Tage die Glocken läutet, das tut er trotz allem und versäumt es nicht ein einziges Mal. Er gräbt die Gruben für die Toten des Dorfes und singt den Neugeborenen zur Taufe. Gleich einem grauen riesigen Wächter steht Christian vor den beiden Toren der Ewigkeit. Es macht nichts aus, daß er betrunken ist, dieses Laster besiegelt gewissermaßen seine Unzerstörbarkeit, seine überirdische Würde.

Nun kommt er also nach Hause, der schöne leuchtende Abend stimmt ihn mild und dämpft seine Trunkenheit zu seliger Schwer-mut. Christian singt leise vor sich hin, und dann hat er ein freund-liches Gespräch mit den Zäunen – „da bist du ja," sagt er, „du Dreckpfosten, mein alter Freund! Ja ja ja, es macht nichts aus, sage ich euch. Steht nur ein bißchen schief, meine Lieben, es ist gleichgültig... Du warst ein guter Pfosten, das weiß ich, ein prächtiger Pfosten, du auch. Eine Säule warst du, jawohl, mit Tür und Angeln. Aber jetzt ist deine Jugend dahin. Ja, das ist sie, steh nicht im Wege..."
Christian findet die Tür seines Hauses offen, er tritt ein und setzt sich im Dunkeln auf die Treppe. Das alles rührt ihn so sehr, diese Finsternis, dieses bequeme Ding von einer Stiege, er könnte jetzt gut einen Abendsegen sprechen und alle Menschen darin einschließen, in sein wohlgesprochenes Gebet. Gott würde das vielleicht von ihm annehmen.
„Ich bin nichts wert," sagt Christian laut und andächtig. „Ich bin gar nichts wert, nicht das mindeste, schweigt mir davon! Ja freilich, ich bin betrunken, o Gott, das macht nichts aus, und vielleicht stehe ich auch ein bißchen schief in meinen alten Ta-gen. Tür und Angel habe ich nicht mehr"...
Tür und Angel, ja, wie geschieht das? Gott sitzt in den Wol-ken und treibt die Welt vor sich her. Da geht er durch seinen Garten, ein üppiges Gartenland mit vielerlei Gewächsen unter seiner strengen Hand, mit Sträuchern und Blumen. Oh, an manchen Tagen hat Christian einen tiefen Blick, er hat Ge-sichte, wenn man so sagen will. Die Welt ist ein Rad, ein Mühlrad unter dem sausenden Wasser der Ewigkeit. Sie ist die Werkstatt Gottes, hier arbeitet er, vielleicht besitzt er eine andere

schönere Welt, für die er da arbeitet. Vieles liegt bereit, vieles wird ausgerottet und im Feuer vertilgt. Es ist nichts nütze, auch Christian, ja, auch er. Aber Gott vertilgt ihn dennoch nicht, nein. Zuweilen nimmt er ihn sogar in die Hand und betrachtet ihn lächelnd, er ist ein Stück aus seiner Jugend. Gott war noch jünger, als er ihn machte. Er schuf ihn aus einer Laune, gewiß hatte er nichts weiter damit im Sinn, keinen ernsthaften Gedanken. Aber dann wurde ein wunderliches Ding daraus, eine bunte singende Seele, und gänzlich unnütz.

Das warst du, Christian, lustig in der Welt. Einmal begrubst du etwas in der Nacht, im tiefen Wald, und ein anderes Mal warst du weit weg über dem Wasser. Aber das weißt du nicht mehr, du bist betrunken...

Der Mond steigt herauf, Christian sitzt da und schaut durch die Tür in den lichten milchigen Sternhimmel. Das ist schön. Man könnte fluchen, zum Beispiel ganz unflätig fluchen, so schön ist das. Christian hört auch etwas, die ganze Zeit, während er hier sitzt und schwätzt, hört er irgendwo eine Stimme, ein leises Krähen. Er merkt es recht gut und ist aufgebracht darüber, geradezu wütend: „Schweig," sagt er, „kleine Drecksäule, was willst du? Du Nichts!"

Aber dieser Laut will nicht verstummen. Christian muß schließlich aufstehen, um das stillzumachen, was da kräht. Er findet die Tür in seine Stube und sieht sich um.

Christian schüttelt den Kopf, er strengt seine Augen an und schaut noch einmal hin, – da steht etwas im weißen Mondlicht vor dem Fenster. Es ist ein Wäschekorb, jawohl. Aber Christian hat niemals einen solchen Korb besessen, was soll das nun heißen, ein krähender Wäschekorb in seiner Stube?

„He!“ sagt er drohend. – „Still, du besoffenes Ding!“
Christian ist vorsichtig, das kann ihn nicht aus der Fassung bringen, so ein verteufelter Spuk. Er kommt näher und streckt seinen Hals, fährt zurück und wagt wieder einen Schritt, – wahrhaftig, es ist nicht der Wäschekorb, der da kräht. Das ist etwas Lebendiges. Nimm dich zusammen, das ist ein Kind.
Christian kann das nun nicht begreifen. Er hat eben freundschaftlich mit Gott gesprochen und aus seiner Demut und Nichtigkeit ein Wort an den Herrn gerichtet. Das tut er zuweilen, und auch Gott hat wiederum seinen Spaß mit ihm. Er läßt ihm zum Beispiel den Mond vor die Füße fallen, und ein anderes Mal geschieht es, daß Christian plötzlich drei Schatten hat. Ja, er dreht sich im Kreise und kann diese zwei überzähligen Schatten nicht loswerden, das begibt sich mitten auf dem Dorfplatz, in schlafender Nacht...
Hier aber ist nichts dergleichen im Spiel, hier liegt ein Kind in seinen Windeln, es schaut ihn an und schlägt mit den Händchen.
Der alte Christian lächelt dem kleinen David zu, er sagt auch „Tü tü tü“ und droht ein wenig mit dem Finger. Man muß sich auf einen Spaß verstehen, auf einen lustigen Streich in einer Frühlingsnacht. Jawohl, und „Tü tü tü“, – liege du nur da und krähe! Den alten Christian wirst du nicht um den Verstand bringen, einen Mann, der den Mond aus dem Wasser fischte, einen schneeweißen Suppenteller, wenn du das glauben willst! Christian ist entschlossen, gar nicht weiter auf diese Sache einzugehen. Er wird sich jetzt auf sein Bett legen und schlafen, zum Teufel mit allen Wäschekörben und krähenden Kindern!

Am frühen Morgen aber beginnt der kleine David zu schreien, und nun ist er nicht mehr aus der Welt zu leugnen. Christian steht lange vor ihm, wiegt seinen grauen Schädel und überlegt sich diese Sache. Am Ende ist es wohl so, daß dieses Kind mit einer gewissen Absicht hier liegt. Es schreit, Christian gerät in immer größer werdende Bedrängnis wegen dieses Geschreies, es kommt wie ein Sturzbach aus dem Korbe, ohne Unterbrechung, nicht aufzuhalten, durch nichts zu beschwören. Christian denkt nach, bei Gott, er strengt seinen Kopf an, aber da hilft nichts, kein Tütü, kein Augenrollen und Hörnchenmachen.
Endlich beschließt er, einfach zu fliehen, er will zum Pfarrer gehen oder zur Hebamme. Christian läuft wirklich in das Dorf zur Hebamme, heraus mit ihr, es gilt da etwas ausfindig zu machen, ein Mittel gegen einen brüllenden Wäschekorb!
Nun wird dem alten Christian damit geholfen, daß er eine Milchflasche zu leihen bekommt. David besinnt sich keinen Augenblick, auf diesen Vorschlag einzugehen, er saugt sogleich an der Flasche und streckt auch seine Beinchen in die Luft, um noch besser trinken und schlucken zu können. Christian steht vor ihm und betrachtet ihn schweigend; er ist jetzt keineswegs betrunken, oder doch nur ganz wenig, nur bewegt und gerührt in seiner wirren, verkommenen Seele.
Das Kind ist nun satt, es wendet den Kopf zur Seite und seufzt. Vielleicht will es jetzt schlafen. Christian deckt den kleinen David zu, dann setzt er sich still auf sein Bett.

Ja, die Pflichten häufen sich, diese vielerlei schwierigen Geschäfte. Christian muß noch oft zur Hebamme gehen und ein umständliches Gespräch anknüpfen, – wie ist das zum Beispiel

mit dem Baden? Ein warmes Bad ist wohl unerläßlich, ein tüchtiges Schaff Wasser, Bürste und Seife?
Da steht nun der alte Christian um den hellen Mittag am Pfarrbrunnen und besorgt die Wäsche. Zaun und Fenster sind mit Zeugstücken behängt, mit weißen Windelfahnen und Tüchern an allen Enden. Er geht in seinem Hause aus und ein, steht und reibt seinen kahlen Schädel mit dem Finger. Sorgen umschwärmen ihn wie Fliegen, beladen ist er mit schweren Gedanken. Er vergißt das Ave zu läuten, der Pfarrer muß ihn mahnen. Früher, als er betrunken war und in den Ackerfurchen schlief, damals vergaß er es nicht.
Manchmal überfällt ihn auch wieder der alte Drang im Schlafe, die Traumlust des Herumstreifens. Er verläßt das Haus in der Nacht und läuft davon, ein Stück an den Wiesen entlang, über Äcker und Gräben. Er hört die Frösche rufen, der Wind streicht durch Laub und Gräser. Das ist so seltsam: die Bäume stehn schwarz an den Zäunen und atmen im Schlafe...
Aber Christian kommt nicht weit, ein Glockenschlag hält ihn auf, oder ein Licht in der Ferne. Er besinnt sich plötzlich und kehrt hastig um. Läuft und rennt und kommt atemlos in der Stube an, – da liegt David friedlich schlafend in seinem Korbe.
Ja, der kleine David gedeiht, er wird rund und behäbig, ein vergnügter Kamerad, das ist er für den alten Christian. Sie verstehen einander vortrefflich, obgleich David ja nicht ordentlich reden kann und überhaupt eine gewisse Zügellosigkeit in seinen Äußerungen an den Tag legt. Er lacht und kräht aus vollem Halse, wenn Christian ein ernstes Wort an ihn richtet, eine Abmahnung wegen der Decke, die David keinen Augenblick über sich

dulden will. David findet das nun über die Maßen lustig: – seht nur, Christian, der alte Vagabund, er hält etwas auf eine glattgestrichene Bettdecke!

Es zeigt sich, daß der kleine David auch sonst dem Alten in vielen Stücken überlegen ist, es hilft nicht, mit Augenrollen und ausgesuchten Schimpfworten wider ihn anzugehen. Christian ist selbst ein Kind. Er war einmal unterwegs in der Welt, ja, aber das ist nun schon lange her. Das liegt unendlich weit zurück. Der Bogen senkt sich, und das Leben zieht ihn wieder in den Schoß, die große Mutter...

Abends nimmt Christian den kleinen David aus dem Korb, und dann sitzt er eine Weile im Dunkeln mit dem Kinde auf der Treppe. Er verzehrt dort sein Brot und seine Zwiebeln, während David still im Arm liegt und mit den Rockknöpfen spielt. Christian kaut und trinkt Schnaps dazu. Das kann er nicht aufgeben, er ist so gut wie tot, wenn er nicht trinkt. Es ist warm und gemütlich auf dieser krachenden, ausgetretenen Stiege, Christian rückt sich zurecht, und dann erzählt er dem Kinde etwas:

„Siehst du die Sterne," sagt er, „kannst du sie sehen? Sie sind Löcher, verstehst du, diese Sterne." In Wirklichkeit ist da ein Tuch über uns ausgebreitet, Gott spannte es am Anfang über die Welt. Aber durch alle Ewigkeit halten wohl auch Gottes Zelte nicht, und nun scheint die Herrlichkeit des Himmels doch ein wenig durch, aller Glanz und alles Licht.

„So verhält es sich also mit diesen Sternen, kleiner David! Du möchtest wohl wissen, wie ich dahinter gekommen bin?"

Oh, Christian ist nicht ganz unerfahren, so leicht gelingt es keineswegs, ihm etwas weiszumachen. Da gibt es zum Beispiel auch diese Sache mit den Irrlichtern im Moor...

„Ein Mann geht nachts über die Felder, es ist stockfinster, er hat sich ein wenig verirrt. Und jetzt sieht er plötzlich einen Schein durch den Nebel leuchten, ein mattes freundliches Licht. Jawohl, aber der Mann ist ein schlauer Kopf, er läßt sich nicht irre machen, es ist eine Nacht voller Heimtücke und höllischer Finsternis.
Er geht nach der anderen Seite weiter, allein nun kommt dieses Licht hinter ihm her, siehst du wohl, auf und ab, es hüpft und blinzelt und bleibt ihm ganz munter auf den Fersen. Der Mann schreitet ein wenig rascher aus. Er fühlt etwas Kaltes in seinem Rücken, das ihn weitertreibt, und nun will er doch nicht nachgeben und hier im finsteren Moor den Kopf verlieren. Nein, er ist ein beherzter Mensch, er pfeift auf diesen verdammten Irrwisch und fühlt sich geradezu aufgelegt, einen Spaß mit ihm zu wagen, einen Tanz auf dem trügerischen Sumpf. Es gibt Gespenster, kleiner David, die in feuchten Löchern hocken, grüne dickbäuchige Gespenster. Nachts kriechen sie hervor und verwirren den Wanderer mit dem fahlen Licht ihrer großen Augen, mit ihren hohlen unheimlichen Stimmen. Sie locken ihn weiter und weiter, andere jagen ihn vor sich her, schweben da und dort über dem mörderischen Moor und rufen.
Auch der Mann hört diese Stimme durch den Nebel kommen, es ist sein Name, das kann er deutlich hören.
Rufe du nur! denkt er grimmig.
Der Mann kennt den Sumpf, er hat ein Haus auf der anderen Seite. Vielleicht ist er ja ein wenig vom Wege abgekommen, aber das macht nichts aus, er wird sich durchschlagen, wartet nur! Er ist durchaus nicht betrunken, wenn es etwa darauf abgesehen sein sollte. So ein Spuk, so ein lächerliches Gespenst, denkt der Mann aufgebracht, ja, er bleibt sogar plötzlich stehen und

antwortet auf die Stimme. He da! ruft er, so verwegen ist dieser Mensch. Er will dem Irrwisch einen Streich spielen und einfach in den Sumpf hineingehen. Von Zeit zu Zeit ruft er, auf den Grasschöpfen stehend, und dann hört er wieder seinen Namen zur Antwort. Das Licht kommt unaufhaltsam hinter ihm her.
Nun aber wird es unheimlich im Moor, der Boden schwankt, der zähe Schlamm faßt plötzlich seinen Fuß und beginnt zu ziehen. Der Mann wirft sich zurück und rettet das Bein mit aller seiner Kraft. Er springt und tastet sich durch, prüft jeden Tritt und kriecht auf den Händen fort. Es gluckst und faucht um ihn her, die ganze Hölle brodelt, wirft Blasen auf, saugt ihn an sich, aber er ergibt sich nicht. Manchmal hockt er im Sumpfgras, keucht und horcht, ruft zurück... Kämpft weiter, ja, und ringt sich wahrhaftig durch bis auf das feste Land.
Steht endlich mitten in den sicheren Wiesen, hehe, der Mann, der schlaue Kopf. Und das Gespenst hat ihn nicht bekommen, siehst du, es ist selbst verschwunden. Er hört noch einen Schrei, einen langen flehenden Ruf, – ja, brülle du nur!
Dann ist es still.
Ist das nun nicht ein Hauptspaß? Ist er nicht ein verteufelter Kerl, dieser Mann in der Nacht?
Jawohl, aber nun kommt er nach Hause und findet das Haus leer. Er hat eine Frau daheim, was heißt das, zum Teufel, es regt sich nichts in allen Stuben und Kammern. Der Mann sucht und lärmt herum, und wenn er etwa wirklich betrunken war, als er über das Moor lief, so ist er jedenfalls jetzt nüchtern, der Spaß muß ein Ende haben!
Er hat auch ein Ende, aber der Mann will es nicht glauben. Niemals kann er diese Sache begreifen: – daß er also in jener Nacht

seine eigene Frau in den Sumpf gelockt hat. Sie wollte ihn suchen, nicht wahr, mit ihrem Licht und ihrer angstvollen Stimme, und dann erstickte sie im Schlamm. Er hörte ihren letzten Ruf und lachte sich zu Tode dabei. Stand auf der Wiese, o mein Gott, und vielleicht kauerte das Gespenst neben ihm im Grase. Es hatte die glühenden Augen fest zugedrückt und lachte mit..."

Christian schweigt eine Weile, auch der kleine David liegt still in seinem Schoß und schläft.

„Ja, schlafe du nur," meint Christian zufrieden. „Aber das ist nun diese Sache mit den Irrlichtern, so verhält es sich mit den Gespenstern im Moor. Die Frau war schwanger, als sie starb, und was den Mann betrifft, so konnte er es eben nicht glauben, laßt diesen Narren!

Er suchte und suchte, natürlich müßte er ja sein Leben lang im Sumpfland wühlen und suchen, es ist eine lächerliche Geschichte. Und vielleicht liebte er die Frau gar nicht so sehr, am Ende war er sie längst satt gewesen, was meinst du? – Oder doch, er liebte sie. Stand im Moor, grub und schrie, suchte und schrie. Er war ein beherzter Mann, sage ich, ein schlauer Kopf, wir sind alle schlaue Köpfe, wir haben das Pulver erfunden. Aber es könnte trotzdem sein, daß sich der Teufel nicht darum kümmert. Ja ja, das wäre nicht unmöglich, wenn man alles zusammennimmt!

Dieser Mann grub da zwei Jahre im Moor und fand nichts. Zwei Jahre lang ging er täglich an einer gewissen Stelle vorüber, und doch lag dort eines Tages ein Schuh, ein kleiner Frauenschuh vor seinen Augen...

Aus dem werdenden Roman „Schweres Blut"

Goldflaumige Frühe.. die Nacht
Die vergebliche ist herum, – noch dunkelts.
Aber Gefieder der Wolke schon glüht
Rosenschwebend im blauenden See über Bergen.
O du zärtliches lügendes Gift
Für die Augen, blind im Abgrund der Finsternis.
Denn wieder ist der erflehte
Der Herr nicht gekommen.

O Wems gelingt,
Des Schicksals riesigen Kristall,
Die himmlische Gottes-Kugel
Und ohne Hinsehn
Auf leichter Schulter zu tragen:
Der komm und lehre mich!
O zu tragen, wie das geheiligte Weib
Mit schlankem Schritt den unsichtbaren Krug auf ihrem Haupt
Und wie ein Engel die Würde des Himmels
Die Bürde der Lauterkeit.

Denn ich, ach, gehe zwar immer
Tief beladen, doch blick ich empor,
Ist Nichts dort, und das gebeugte Haupt
Richtet entsetzt erleichtert ins Leere sich auf.
Wieder dann seh ich,
Herr, deinen heiligen Fuß,
O Goldgestalt in der Ferne,
Schwebend in Eile, o menschenhaft schön,
Her zu mir, her, und ich fliege entgegen

Und kniee und küsse – ach,
Nichts ist dort. Wie das Kind
Steh ich, das lief, seine Hände zu tauchen
In die Feuer-Säulen des farbigen Bogens, und kam
Nur in die Fremde,
Der Armut graue Bitterkeit.

Von Anderen hab ich gehört –
Auch ihrer Keiner ist doch
Bis zum Rand der Erde gegangen
Und lehnte die Stirn und stemmte die Hände
An die berghoch über ihm schwindelnde Wand
Des Himmels und fühlte sie: Erz!
Daß er es wußte mit Händen,
Küßte mit Lippen – Gewalt
Unendlichen Erz-Sturms, den ganzen
Himmel bis oben.
Und kam er nicht hin, wie hat er gewußt?
Hatte denn ihm Gott selber
Alles Innre der Brust
Aus dem Erze geschaffen?

Voll wie mein Fruchtbaum mir in den Garten hängt,
So war euch der Himmel mit schwebenden Göttern gefüllt.
Der Mann sah auf, das Weib sah auf,
Sie sagten: Ja. – Da saß der Gott
In Lüften schwebend wie im Schlaf,
Und lächelnd lag er schon Dem
An der brausenden Brust, der ihn trug
In das Haus, in die wartende Nische.

Und wars geschehn, und war es dann
Nur der Olive grüne Frucht,
Die Traube groß und blau
Oder braunes Büschel des Kornes –
Unsterblichkeit glühte aus allen Winkeln mit Augen,
Der Gott war im Haus.

O er war,
Daß erschreckend von fernher der Wandrer
Hügelauf lief, weil all aus den Fugen
Der Heimstatt himmlischer Brodem strömte.
Und innig es wissend trat er mit Schweigen
Zur ewigen Speise ins nektardurchduftete Haus.

O komme, Herr! O werde Leib
Und bleibe Gott! Bist du bereit?
Ich bin bereit zu sterben,
Wenn ich dich angerührt.

EGON CAESAR CONTE CORTI / DER ERSTE TABAK IN EUROPA

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert war das Königreich Portugal eine reiche und stolze Weltmacht. Heinrich der Seefahrer und König Johann III. hatten in jeder Weise die abenteuerlichen Fahrten zur Entdeckung neuer Gebiete gefördert und das Mutterland Portugal durch die in Afrika, Indien und Südamerika neu erschlossenen Gebiete mit ihren Erzeugnissen, wertvollen Metallen, Gewürzen, Farbstoffen u. dgl. unendlich berei-

chert. Portugal besaß fast das Monopol des Handels mit Indien und hielt gleichzeitig in kluger Weise gute Beziehungen zur Europa umspannenden Weltmacht Karls V. aufrecht, was sich auch in der Heirat König Johanns III. mit der jüngeren Schwester des Kaisers äußerte.
Die Residenz Lissabon wurde zu einem prachtvollen Hafen und einer großartigen Handelsmetropole ausgestaltet. Im Jahre 1557 starb der König, ohne daß einer seiner zahlreichen Söhne ihn überlebt hätte. Sein Enkel und Nachfolger Sebastian war beim Tode des Großvaters, zur Zeit, als Lissabon im Mittelpunkt des Weltinteresses stand, noch ein dreijähriges Kind. Alles träumte und schwärmte von Entdeckungen, Eroberungen und sagenhaften Reichtümern, die in den Ländern jenseits des Weltmeeres mühelos errafft werden konnten, und von neuartigen Früchten, Pflanzen, Gebrauchs- und Kunstgegenständen aller Art. Ein Goldfieber hatte das portugiesische Volk, den damaligen Herrn der Meere, erfaßt, das zahllose unternehmende Männer in die Kolonieen nach Asien, Afrika und Brasilien trieb. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts zeigte sich der zunehmende Reichtum des Landes in unerhörter Prachtentwicklung des königlichen Hofes und im sprunghaften Wachstum der 1559 ohne Vororte etwa 100000 Einwohner zählenden Hauptstadt, die unter anderem in bezeichnender Weise auch der Mittelpunkt einer hoch entwickelten Goldschmiedekunst wurde. Der Ruf portugiesischer Größe und Macht verbreitete sich über die Welt. Schiffe aller Nationen kamen nach Lissabon, um dort die Erzeugnisse überseeischer Länder, insbesondere Gewürze zu holen, und ihre Bemannungen lauschten mit heißem Interesse den Erzählungen der spanischen und portugiesischen Seeleute über Sitten und Gebräuche ferner

Erdteile. Sie ließen sich die fremdartigen Früchte und Gewächse zeigen und zerstreuten sich dann mit der Kunde von all dem Neuen über die Welt. Auf diesem Wege war auch die Sitte des Rauchens von den spanischen und portugiesischen Seeleuten in den Hafenstädten zuerst nur spärlich, später aber in immer wachsendem Maße von den Matrosen anderer seefahrender Nationen aufgenommen und ihre Verbreitung langsam vorbereitet worden. Da vor allem in Lissabon die neuartigen Erzeugnisse der Überseeländer eintrafen, strömten Kaufleute und Ärzte aller Art dahin, in der Hoffnung, auf diese Weise gewinnverheißende Kenntnisse zu sammeln. Insbesondere war dies auch die Aufgabe der am portugiesischen Hofe beglaubigten Gesandten der übrigen Mächte.

1559 hatte Frankreich einen gewissen Jean Nicot aus Nîmes als Gesandten an den portugiesischen Hof geschickt. Er stammte zwar nur aus einer einfachen Notarsfamilie, es war ihm aber gelungen, am Hofe Heinrichs II. eine Verwendung im Dienste des Großsiegelbewahrers Frankreichs zu bekommen und auf diese Weise schließlich die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen, der ihn in der Folge zu seinem Privatsekretär ernannte. In dieser Verwendung kam er sowohl mit der königlichen Familie als auch mit den anderen Angehörigen des Hofes, um den sich alles scharte, was Namen und Reichtum besaß, in Berührung. Er war erst neunundzwanzig Jahre alt, als er nach Lissabon abging, um dort die Heirat des – fünfjährigen Königs Sebastian mit der damals – sechsjährigen Margarete von Valois, der Tochter Heinrichs II., zu betreiben!

Neben dieser Aufgabe, deren Lösung übrigens nicht gelang, interessierte sich Nicot außerordentlich für die portugiesischen

Das Tabakskollegium König Friedrich Wilhelms I. von Preußen

Fortschritte in den Kolonieen und beeilte sich, jede neue Errungenschaft, die nach Lissabon kam, der Heimat zu vermitteln. So hatte er dem König schon das Indigo übersandt mit der Bemerkung, es sei eine so ausgezeichnete Farbpflanze, daß sie alle bisher verwendeten Mittel völlig in den Schatten stelle. Auch der Tabak war inzwischen sowohl in getrockneten Exemplaren wie auch durch Einpflanzen von Samenkörnern in Ziergärten und solchen für medizinische Pflanzen nach Lissabon gelangt, weniger aber zum Zwecke des Rauchens oder Schnupfens, vielmehr teilweise als Zier-, insbesondere aber als Heilpflanze. Nicot war mit dem berühmten Damian de Goës, einem Gelehrten, Musiker, Paläographen und eifrigen Botaniker, sehr befreundet und erhielt von ihm viele wichtige wissenschaftliche Nachrichten, insbesondere solche über in den neuentdeckten Gebieten gewonnene Pflanzen. Damian de Goës zeigte auch Nicot, als dieser einmal bei ihm speiste, die Tabakpflanze in seinem Garten und erzählte ihm dabei die Mär, daß dem Kraute unerhörte Heilkräfte innewohnten. Nicot erbat sich daraufhin einige Stücke und ließ sie in den Gärten der französischen Gesandtschaft zu Lissabon einsetzen. Er war erfreut, wieder etwas entdeckt zu haben, was er seinem König vermitteln und was ihm dessen Anerkennung und Dankbarkeit eintragen konnte. Von Damian de Goës und auch von anderen Seiten hatte er gehört, daß die Pflanze durch Auflegen auf krebsartige Geschwüre – „Noli me tangere" nannte man diese damals –, dann auf allerhand Wunden und sonstige „fressende Schäden" wunderbare Heilungen erzielt habe. Insbesondere ein Freund eines seiner Kammerjungen wollte durch dieses Kraut von einer Wunde nahe der Nase geheilt worden sein. Nicot ließ sich den Jungen kommen, behandelte ihn

noch zehn Tage weiter mit der Pflanze und beobachtete, daß die Wunde wirklich gänzlich ausheilte. Andere ähnliche Fälle völliger Heilung von Wunden und Abszessen, denen man Unheilbarkeit zuschrieb, soll Nicot beobachtet haben, und zahlreiche Leute kamen zu ihm, um ihn um die wundertätige Pflanze zu bitten.

Jetzt war er, der ja nichts mehr wünschte, als dergleichen Wundermittel zu entdecken, von der Heilkraft völlig überzeugt. Er fand auch, daß der kühlende Duft der Pflanze, wenn sie gegen Nase und Stirn gehalten wurde, das Kopfweh, unter dem er litt, erstaunlich linderte.

Am französischen Hofe hatte man bisher nur einmal Kunde von Heilkuren erfahren, die mit der Tabakpflanze durchgeführt wurden. Giovanni de Verazzano hatte in einem Briefe an Franz I. von Frankreich im Jahre 1523 den merkwürdigen Gebrauch der Indianer erwähnt, den Rauch bestimmter Pflanzen sowie diese selbst als Heilmittel zu benutzen, doch König Franz I. war gestorben und die Nachricht in Vergessenheit geraten.

Nicot empfahl die Tabakpflanze aber ausschließlich als Heilmittel; von Rauchen oder Schnupfen in der damals schon in Amerika üblichen Form ließ er kein Wort verlauten, höchstens daß er vielleicht später nach seiner Rückkehr an den Pariser Hof die Anwendung in Rauch- oder Pulverform durch die Nase, nach dem medizinischen Jargon späterer italienischer Apotheker, gleichsam als „clysterium nasi" empfahl. Wenige Monate nach dem Briefe Nicots an den Kardinal von Lothringen im August 1560 kam dessen Bruder, der Grand Prieur Franz von Lothringen, einer der höchsten geistlichen Würdenträger Frankreichs und vollendeter Kavalier, der nach dem Tode König Franz' II.

dessen Witwe Maria Stuart nach Schottland zurückgeleitet hatte, mit einer Galeerenflotte in Lissabon an. Er sollte die Freundschaft zwischen den beiden Reichen Frankreich und Portugal befestigen und den schlechten Eindruck verwischen, den der gescheiterte Heiratsplan zwischen den königlichen Kindern hervorgerufen hatte. Der Prinz besuchte natürlich den französischen Gesandten Nicot in der portugiesischen Hauptstadt, stieg bei ihm ab und wurde von ihm auch in den Garten geführt, wo die im Frühjahr gesäten Tabakpflanzen schon zu gewaltiger Höhe emporgewachsen waren und nach schöner Blüte bereits ausgereifte Samenkörner trugen. Nicot erzählte auch dem geistlichen Würdenträger von den wunderbar heilkräftigen Eigenschaften der Pflanze, die die Fama mittlerweile ins unendliche übertrieben hatte, und gab ihm Samen und Pflanzen in die Heimat mit. Gleichzeitig ließ er auch durch den nach Paris zurückkehrenden Grand Prieur solche für die Königinmutter Katharina von Medici mitnehmen, eine Frau, die, wie bekannt, dem Einfluß von Magikern, Alchimisten, Astrologen, abergläubischen und wunderbaren Gebräuchen höchst zugänglich war. Sie sah auch wahrscheinlich in dieser so sehr empfohlenen Heilpflanze eine übersinnliche Kraftwirkung und interessierte sich daher sehr für die neue Errungenschaft. Der Grand Prieur tat so viel zur weiteren Verbreitung der Pflanze im Lande, daß diese schließlich in Frankreich vielfach „l'herbe du Grand Prieur“ genannt wurde.
Es war geradezu märchenhaft, welche Fülle von Krankheiten diese Pflanze heilen sollte. Ein berühmter Arzt der Universität Sevilla, Nicolò Monardes, beschäftigte sich damals besonders mit all den heilkräftigen und nützlichen Dingen, die aus Indien nach Spanien kamen, und schilderte in einer diesen Studien ge-

widmeten, 1565 veröffentlichten Schrift ausführlich die wunderbaren Heilkräfte des Tabaks, die ihm aus der Neuen Welt heimgekehrte spanische Seefahrer mitgeteilt hatten. Er erwähnt zwar flüchtig die mexikanischen Rauchrohre, aber den breitesten Raum nehmen die medizinischen Eigenschaften ein. Husten, Asthma, Kopfschmerz, Magenkrämpfe, Gicht und Frauenleiden sollten nach Monardes der Wirkung dieser Pflanze nicht standhalten. Bloßes Auflegen eines frischen Tabakblattes auf den Bauch sollte sofortiges Abgehen etwa vorhandener Eingeweidewürmer bewirken. Frische Wunden, bösartige Geschwüre seien durch frische Blätter und aus Tabak bereitete Salben spielend zur Heilung zu bringen. Die Schrift des gelehrten Professors der Universität Sevilla machte ungeheures Aufsehen in der gesamten Alten Welt, die unter der Unfähigkeit und oft auch unter den schwindelhaften Kuren damaliger Ärzte litt. Suchten diese doch noch vielfach mit Aberglauben und Beschwörungen zu heilen. Der Hunger nach besseren Medizinen und Heilmitteln bewirkte bald, daß des Monardes Schrift sofort ins Lateinische, Französische, Englische und Italienische übersetzt wurde.

Der französische Übersetzer Gohorry, der das Buch im Jahre 1572 neu herausgab, wollte ihm in Frankreich eine besondere Verbreitung sichern. Er wußte, daß die Königin Katharina von Medici, die seit 1560 die Regentschaft für den unmündigen König Karl IX. führte, sich für die Pflanze interessierte und an ihre Heilkraft glaubte. Es lag ihm daran, daß sein Buch bei Hof bekannt und wohl aufgenommen werde, weshalb er der Tabakpflanze den Namen „Herbe Médicée“ gab; er nahm diese Bezeichnung in den Titel seiner Übersetzung auf und ließ sie dann durch einen ihm befreundeten Arzt der Königinmutter überrei-

chen. So verbreitete sich eine Zeitlang der Name „Herbe Médicée“ in Frankreich und gab zu einer Legendenbildung Anlaß, die unter anderem die Königin zur Erfinderin des Tabakschnupfens machen sollte, das erst viel später in Frankreich eingeführt und geübt wurde. Es ist jedoch keineswegs nachweisbar und nach den Nachrichten jener Zeit sogar unwahrscheinlich, daß Katharina von Medici jemals geraucht oder geschnupft habe. Auch sie scheint den Tabak lediglich als Heilmittel gekannt und entweder selbst oder bei einem ihrer Söhne Franz II. oder Karl IX. gegen Kopfschmerzen verwendet zu haben.

Auch dieser Übersetzer fügte einige in seiner Heimat Frankreich gemachte Beobachtungen hinzu und erwähnte, daß Herr de la Brosse Chapelin, erster Arzt und Mathematiker des Königs, die Pflanze bereits in seinem Garten gezogen habe, wo sie bis sieben Fuß hoch geworden sei. In der Chirurgie habe sie sich von so großer Nützlichkeit erwiesen, daß der erste Chirurg des Königs, Race, sie in einem Garten nächst dem Temple in Massen angepflanzt habe.

Indessen war Nicot über das Mißlingen seiner diplomatischen Mission im Jahre 1561 etwas verärgert nach Frankreich zurückgekehrt und entschlossen, sich nun nicht mehr politischen, sondern bloß wissenschaftlichen Zwecken, so z. B. der Abfassung eines französischen Wörterbuches, zu widmen. Er hatte große Massen von Tabaksamen und Tabakblättern mitgebracht und scheint sich von dieser Pflanze auch wissenschaftlichen und geschäftlichen Erfolg versprochen zu haben. Doch betrachtete er den Tabak immer nur als eine pharmazeutische Heilpflanze. In Nicots Dictionnaire der französischen Sprache zum Beispiel kommt ein Ausdruck für Rauchen nicht vor. Aber sein begei-

stertes Eintreten für die Pflanze heftete doch wieder seinen Namen an ihre Einführung in Frankreich, und die Verfasser eines Buches über Agrikultur und Landwirtschaft, die Brüder Liebault, nennen zum erstenmal die Tabakpflanze nach dem „premier inventeur de cette herbe“ Nicotiana. Seither blieb der Pflanze der wissenschaftliche Name Nicotiana, während das ihr eigene Gift, das erst im 19. Jahrhundert als solches entdeckt wurde, damals den Namen Nikotin erhielt. Beide Namen gehen auf den Gesandten Jean Nicot zurück.

Aus dem Werke: Die Trockene Trunkenheit.
Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens

ERNEST CLAES / WIE FLACHSKOPF DIE WASSERSUCHT BEKAM

Fompe hatte am Tage vorher geflucht, und der Lehrer hatte es gerade gehört. Er hatte den jungen Sünder verprügelt, ihn dann im Strafzimmer eingeschlossen und nach Schulschluß dabehalten, damit er das ganze Kapitel der Samariterin abschriebe. Dann gab er ihm noch ein Briefchen mit, damit auch sein Vater von dieser Missetat unterrichtet wäre, in der Hoffnung, daß Fompes Vater seinen Sohn auch noch einmal übers Knie legen würde. Fompe hatte das Briefchen unterwegs selber gelesen und es so gefährlich für seine persönliche Sicherheit gefunden, daß er es in tausend Stücke zerrissen und weggeworfen hatte. Die Strafe in der Schule war nach seiner Meinung ausreichend gewesen, und Fompe urteilte, daß es angebracht sei, seinen Vater mit dieser Geschichte nicht zu belästigen.

Jetzt schritten sie hinter dem Lehrer in den Schulraum, suchten ihre Plätze auf und waren ziemlich laut, da sie sofort bemerkt hatten, daß der Lehrer heute seinen guten Tag hatte. Nur Fompe war anfänglich ruhig, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der Lehrer hatte öfters solche Launen. Den einen Tag schien er ganz vergessen zu haben, daß er Lehrer sei, und die Knaben trieben es so bunt, daß sie bald die ganze Schule einzureißen drohten. Am nächsten Tag hätte er jemand halbtot geschlagen wegen der lumpigsten Kleinigkeit. Es war wiederholt vorgekommen, daß er einen Schuljungen so zugerichtet hatte, daß die Eltern sich beschwerten und drohten, sich an den Minister oder an den König zu wenden. Was den Lehrer dazu veranlaßte, den einen Tag so und am nächsten Tag wieder anders gelaunt zu sein, blieb ein Rätsel.

Nach dem Gebet nahm er Karl Frommes „Vaterländische Geschichte“ zur Hand, schlug das Buch auf gut Glück auf und sagte: „Lernt die zwei ersten Seiten über das Lehnswesen.“ Dann reichte er Karl das Buch zurück. Sein abwesender Blick glitt flüchtig über die Köpfe; und da Fompe, halb versteckt hinter Mul Tümmers Rücken, ihn mit scheuem Blick verfolgte, erinnerte er sich plötzlich und fragte halb lächelnd:

„Nun, Fompe, was hat dein Vater zu dem Briefchen gesagt?“

Alle hoben gespannt den Kopf. Da der Lehrer „Fompe“ gesagt hatte, wußte dieser, daß ihm kein Unheil drohte.

„Er... er mußte lachen, Herr Lehrer“, antwortete er mit unsicherer Stimme.

Und über die Antwort mußte der Lehrer nun auch lachen; denn er las ganz deutlich in Fompes Augen, daß er das Briefchen nicht

abgeliefert hatte. Er konnte von Glück reden, daß der Lehrer heute so guter Laune war! Die ganze Klasse lachte, weil der Lehrer gelacht hatte. Eigentlich hätten sie es ergötzlicher gefunden, wenn Fompe noch einmal verprügelt worden wäre.

Der Lehrer stellte sich hinter sein Pult und fing an, irgend etwas zu lesen. Seine Gedanken waren nicht mehr in der Schule. Die Knaben schlugen ihre „Vaterländische Geschichte“ auf, pflanzten die Ellbogen aufs Pult, schoben den Kopf zwischen beide Fäuste und studierten, als ob sie sich die Geschichte des Mittelalters fürs ganze Leben einprägen wollten. Sie murmelten halblaut den Text des Buches. Das war so Mode. Auch wechselte dieser und jener seinen Platz, und Tjeef hatte sich neben Flachskopf gesetzt. An solchen Tagen kam es nicht so genau drauf an.

Es gab aber nicht viele, die bei dem Studium beharrten. Sie wußten, daß der Lehrer das Kapitel nur aufgegeben hatte, um sie zu beschäftigen, und wenn er zum Schluß darüber fragte, dann kamen höchstens die Knaben auf der ersten Bank dran.

Mul Tümmer war mit dem Kopf auf dem Pult eingeschlafen. Fix Knut, der gerade hinter Flachskopf saß, flocht eine Schnur, Petik Lange und Paul Fuchs unterhielten sich über Tauben, Tjeef zeichnete auf dem Umschlag seines Schreibheftes eine Kanone, und Flachskopf unterstützte ihn dabei mit guten Ratschlägen. Bei dieser anstrengenden Arbeit guckte Tjeefs Zunge halb zum Munde heraus und bog sich um die Oberlippe; bei ganz schwierigen Stellen schob sie sich von rechts nach links.

Eine Viertelstunde lang war alles ruhig. Man hörte nur das Gemurmel derer, die sich tapfer auf das Lehnswesen stürzten, das Scharren eines Holzschuhes unter den Bänken und ab und zu ein leises Flüstern.

Fopke Naets summte das Lied vom Lehrer, das der Schuljugend seit Jahr und Tag bekannt war:

„Ziegenbart – huhuhu,
Gar nicht zart – huhuhu,
Langer Stecken – huhuhu,
Kannst verrecken – huhuhu“,

und das „huhuhu“ wurde von einzelnen mitgebrummt.
Flachskopf fragte Tjeef flüsternd:
„Wo ist Dabbe?“
Dries vom Weidenhof, der sich umgedreht hatte, um sich mit Tjeef und Flachskopf zu unterhalten, antwortete: „Er ist krank, er hat ein dickes Ohr, wie ich gehört habe.“
Alle drei beneideten Dabbe. Lieber ein dickes Ohr, als hier in der langweiligen Schule zu sitzen!
„Das habe ich voriges Jahr auch gehabt,“ sagte Flachskopf, „und da bekam ich gute Milch und Kandiszucker.“
„Ich täte sonst was, um auch krank zu sein!“ seufzte Dries mit betrübter Miene.
„N... nun,“ stotterte Tjeef, „ich ha... habe hier eine Z... Z... Zwiebel, und wenn du d... die unter d... deinen Arm steckst, d... da bekommst du die Wa...Wa...Wassersucht“, holte eine kleine runde Zwiebel aus seiner Hosentasche und zeigte sie Dries.
„Ist das auch wirklich wahr?“
„Ei gewiß,“ bestätigte Flachskopf, „das habe ich schon hunderttausendmal gehört... ich will verrecken, wenns nicht wahr ist.“
Dries nahm die Zwiebel und wandte sein Gesicht dem Lehrer zu. Er zog sein Hemd über dem Gürtel etwas in die Höhe und schob sie in die linke Achselhöhle. Dann drückte er den Arm

fest an seinen Körper, um bald die erhoffte Wassersucht zu bekommen und nach Hause gehn zu dürfen.
Flachskopf hatte unter der Bank etwas gesucht. Als er wieder heraufkam, flüsterte er Tjeef ins Ohr:
„Tjeef, schau mal unter die Bank, Driesens Hemdzipfel hängt aus seiner Hose."
Tjeef guckte auch nach. Wahrhaftig, um die Zwiebel unter den Arm zu stecken, hatte Dries das Hemd hochgeschoben, und nun hing es feierlich hinten herunter. Tjeef mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut zu lachen.
„Es si–sieht aus wie ein Spüllappen", stotterte er.
Alle Knaben, die Dries sehen konnten, amüsierten sich köstlich, und ein heimliches Kichern summte durch den Schulraum. Sie paßten aber gut auf, daß Dries es nicht merkte, um möglichst lange ihren Spaß dran zu haben.
„Dries," fragte Flachskopf mit ernster Miene, „kommt die Wassersucht noch nicht?"
„Ich spüre noch nichts," flüsterte Dries, „mein Mund ist noch pulvertrocken."
„Du mußt ver–verdammt Geduld haben!" sagte Tjeef.
Dries saß da wie eine dumme Ziege, er merkte wohl, daß die anderen sich über ihn lustig machten, aber er glaubte in seiner Unschuld, es wäre deswegen, weil er sich mit dieser Zwiebel krank machen wollte. An sein Hemd dachte er mit keiner Silbe.
Aber das gedämpfte Lachen und Kichern störte den Lehrer in seinen ernsten Gedanken. Sollte er denn bei diesen Bengeln nie einen Augenblick Ruhe haben? Sein Blick ging unbemerkt über die Köpfe, erst zu Fompe, ob der vielleicht wieder die Zehe durch die Bank gesteckt hatte... Nein, Fompe bohrte in seiner Nase

herum und schien seinen ganzen Verstand dazu nötig zu haben. Der Lehrer merkte, daß es irgendwo in der Nähe von Tjeef und Flachskopf sein mußte. Er schritt scheinbar gleichgültig durch den Schulraum, – und ja, jetzt sah er den Hemdzipfel auch hängen. Wütend sprang er hin und versetzte Dries eine schallende Ohrfeige. Dries sprang erschrocken auf und warf beide Arme in die Höhe, um seine Ohren zu schützen; die Zwiebel rutschte aus seiner Achselhöhle und kollerte unter die Bank. Der Lehrer hatte es glücklicherweise nicht gesehen, und Flachskopf hob sie schnell auf.

Dries bekam noch ein paar Backpfeifen, und überzeugt, daß es immer noch wegen der Zwiebel war, schrie er:

„Die Zwiebel gehört Tjeef, Herr Lehrer, ich sollte die Wassersucht davon bekommen!"

„Das ist ver–verdammt eine Lü–Lüge!" widersprach der Beschuldigte.

Aber der Lehrer begriff nicht den Zusammenhang zwischen einem Hemdzipfel und der Wassersucht, sah nur die von Dries ausgehängte Fahne und hieß ihn vorn auf die Estrade knieen, die Nase fast an der schwarzen Tafel. Nun sah die ganze Klasse den Hemdzipfel hängen, und die Bengel schrieen und lachten wie wahnsinnig. Der Lehrer gab auch Tjeef noch eine Maulschelle, ohne eigentlich zu wissen, warum, und befahl ihm, auf der letzten Bank Platz zu nehmen. Tjeef war wütend, weil er überzeugt war, daß man ihn ganz unschuldig in diese Sache verwickelt hatte.

Flachskopf war gut weggekommen, und er hatte außerdem die Zwiebel, ohne daß jemand es gesehen hatte. Nun wollte er die Probe an sich selbst machen, denn daß man krank davon wurde, das hatte er wirklich oft gehört.

Die Zwiebel wanderte also in Flachskopfs Achselhöhle. Es war ein sonderbares Gefühl, die glatte, kühle Knolle auf der bloßen Haut zu spüren. Genau wie Dries drückte er den Arm fest an seinen Körper, aber er tastete ein paarmal hinten an seiner Hose, um sich zu vergewissern, daß sein Hemd nicht auch heraushing.
Die „Wassersucht" kam bei ihm ebensowenig wie bei Dries. Er fing an zu glauben, daß das nur ein leeres Gerede sei, und ungeduldig vom langen Warten, holte er nach einer Weile vorsichtig die bereits warm gewordene Zwiebel aus der Achselhöhle wieder heraus. Er betrachtete die glänzende, rote Knolle mit einem zornigen Blick, roch einmal dran, und dann fiel ihm plötzlich ein: wenn ich sie nun aufäße... Ja, das beißt wohl ein wenig, aber er würde bestimmt davon krank werden und nach Hause dürfen.
Flachskopf schob also die Zwiebel in den Mund, biß ein paarmal darauf mit fest zugekniffenen Augen, schluckte mit einer Schnute, als kaue er auf seinem eigenen Magen herum, und dann klang plötzlich durch den stillen Raum ein ängstlicher Schrei: „Öh! Öh! Öh!... Ich muß mich brechen!" Die Knaben erhoben die Köpfe, der Lehrer sprang hastig herbei, sah Flachskopf, der grün und blau im Gesicht war, würgen, als müßte er Kieselsteine hinunterschlucken, und wollte schon zu seinem bewährten Mittel, den Ohrfeigen, greifen. Es kam ihm aber zu seltsam vor, er dachte, daß diesmal wirklich etwas Ernstes mit Flachskopf los wäre, und wollte ihm gerade beim Aufstehen helfen, als dieser mit einem Seufzer der Erleichterung und mit heiserer Stimme sagte: „Sie ist durch!" Er keuchte wie ein kurzatmiges Pferd, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren.
„Was ist durch?" fragte der Lehrer verwundert, während er ihm streng in die Augen sah.

„Nichts, Herr Lehrer... Das macht, glaube ich, die Wärme... Ich dachte, daß ich mich brechen müßte... Ich wäre beinahe gestorben..."
Aber Tjeef, auf der letzten Bank, hatte plötzlich erraten, was geschehen war.
„Ich glaube, Herr Lehrer, da-da-daß er m-m-meine Zwiebel ver-verschluckt hat, u-u-um die Wassersucht zu bekommen..."
Das brüllende Gelächter der Knaben bestätigte diese Worte, und alle riefen, auch die, die nichts davon wußten: „Jawohl, Herr Lehrer, es kommt von der Zwiebel!" Jetzt wußte der Lehrer Bescheid. Er brauchte übrigens nur Flachskopfs rotes Gesicht zu betrachten und seinen Mund, der vom scharfen Nachgeschmack noch ganz verzerrt war, um sich zu überzeugen, daß es nicht von der „Wärme" kam. Dries hatte auch etwas von einer Zwiebel verlauten lassen, aber da war er nicht klug daraus geworden... Es war also wieder dieser verfluchte Flachskopf, der die ganze Klasse in Aufruhr gebracht hatte.
Anstatt Mitleid zu zeigen, anstatt ihn nach Hause zu schicken, gab ihm der Lehrer eine tüchtige Tracht Prügel und beförderte ihn mit einem Fußtritt auf den Spielplatz. Er sollte eine halbe Stunde nachsitzen. Dries, der jetzt erst richtig wußte, was geschehen war, durfte seinen Hemdzipfel wieder einstecken und sich auf seinen Platz setzen.
Flachskopf stand noch eine Viertelstunde lang auf dem Spielplatz, schnaufte und zog schiefe Gesichter. Ihm war, als hätte er eine glühende Kohle im Magen. Und an allem war die Zwiebel schuld.
Er war außerdem entsetzlich wütend, hauptsächlich auf Tjeef,

weil der ihn verraten hatte, während die Zwiebel doch von ihm stammte. Auch auf diesen blöden Dries, der eigentlich an allem schuld war, und auch auf Mul und Petik, die ihn noch ausgelacht hatten. Er überlegte, wie er sich an ihnen rächen könnte.
Wenn er auf den Fußspitzen stand, konnte er gerade durch das hohe Fenster in den Schulraum blicken. Er sah nur den Wuschelkopf von Lewieke Saenen, der gerade unter dem Brett mit den Inhaltsmaßen saß. Er hörte, daß der Lehrer mit besonders zorniger Stimme über irgend etwas Fragen stellte.
Der große Spielplatz lag voll Sonne. Die Spatzen hatten nun freies Spiel und flatterten lustig aus den beiden Obstbäumen heran, die armselig an der Straßenmauer entlang standen, und von den Dächern ringsum. Der Spielplatz sah jetzt merkwürdig verlassen und dreckig aus. In der Luft hing der üble Geruch der Aborte. Vom Dorf her klang gedämpfter Lärm.
Plötzlich hörte er den Lehrer von neuem losdonnern. Da wurde einer verprügelt, die Tür flog abermals auf, und Monne Wizze landete mit verstörtem Gesicht und tränenden Augen bei Flachskopf.
„Was hast du gemacht?“ fragte dieser sofort.
„Nichts, – er fragte, was ein Zugvogel sei, oder so etwas Ähnliches.“
„Und was hast du gesagt?“
„Ich sagte ‚'ne Fliege‘, und da wurde er so ruppig, der Affe!“ antwortete Monne mit grollendem Gesicht.
Flachskopf sagte, daß seiner Meinung nach eine Fliege kein Zugvogel sei, daß aber vielleicht eine Fledermaus oder ein Kronenkranich so etwas sein könnte.
„Dann hätte er darüber unterrichten sollen“, muckte Monne...

„Mit seinen Zugvögeln!... Wer hat denn jemals davon gehört?... Ich dachte erst, daß er ein Zugpflaster meinte."
Im Schulzimmer war nun alles wieder still. Flachskopf und Monne hörten, wie Artur Leunes etwas aufsagte, und ab und zu brummte die schwere Baßstimme des Lehrers dazwischen. Wenn das Nachsitzen nicht gewesen wäre, dann hätten sie es hier draußen sehr angenehm gefunden.
Zwei Meter von ihnen entfernt plusterte sich ein Spatz im Sande. Monne spuckte danach, der Spatz flog auf die Schulmauer und fing an, wütend zu schimpfen. Dann unterhielten sie sich lange über die Frage, ob Spatzen auch Zugvögel wären.
Es schlug zwölf. Sie hörten, wie drinnen die Bücher zugeschlagen und die Schiefertafeln in die Pulte geschoben wurden. Es folgte eine kurze Stille, während der Lehrer das Gebet sprach. Dann flogen die Türen krachend auf, und drängend und stoßend kamen die Jungen herausgestolpert, liefen wie die Wilden über den Spielplatz auf die Straße hinaus. Tjeef rief noch im Vorbeigehen zu Flachskopf hinüber: „Zwiebelfresser!" Fompe machte ein paarmal: „Öh! Öh!", wie Flachskopf es vorhin in der Schule gemacht hatte. Dries steckte ihm die Zunge heraus, um sich zu rächen für den Hemdzipfel, und rief: „Das geschieht dir gerade recht!"
„Das werden sie alle büßen müssen", murmelte Flachskopf und schritt mit Monne in den leeren Schulraum, um noch eine halbe Stunde lang Strafarbeiten zu machen.
Um halb eins kam der Lehrer, der inzwischen schon gegessen hatte, und ließ sie hinaus. Anstatt sogleich nach Hause zu gehen, bog Flachskopf in die Breite Straße ein, warf einen flüchtigen Blick durchs Fenster in die Wohnung des Lehrers, zog die Mütze

vor dem Gemeindesekretär, der vor seiner Tür stand und ihm streng nachblickte, und trat etwas weiter bei Mul Tümmer ein. Hier war die ganze Familie gerade beim Mittagessen, und Flachskopf ging direkt auf Franz Tümmer, Muls Vater, zu und sagte ohne Stocken: „Franz, der Lehrer läßt Sie bitten, ihn heute nachmittag mal aufzusuchen." Dabei warf er einen vielsagenden Blick auf Mul, der bei Flachskopfs Eintreten verdutzt aufgesehen hatte und jetzt, als er dessen Botschaft vernahm, rot bis ins Haar wurde. Franz Tümmer blickte sofort mit gerunzelter Stirn auf seinen Sohn, und bevor Flachskopf zur Tür hinaus war, hatte Mul bereits ein paar Ohrfeigen erhalten. Denn der Vater konnte die Aufforderung des Lehrers nur dahin deuten, daß sein Sohn irgend etwas Schlimmes angestellt hatte. Von dort begab sich Flachskopf zu Tjeefs Eltern und wiederholte dieselbe Botschaft. Tjeef wollte sofort ausreißen, aber sein Vater hatte ihn beim Kragen und hieß ihn vor dem Kruzifix knieen, – er sollte den ganzen Tag nichts mehr zu essen bekommen. Tjeef glaubte fest daran, wegen der Zwiebel. Bei Locke, Fompe, Dries und noch fünf anderen Schulkameraden wurden die Väter von Flachskopf eingeladen, am Nachmittag den Lehrer in der Schule aufzusuchen. Und überall war die unmittelbare Folge davon, daß diese Schulkameraden eine Tracht Prügel bekamen. Die Väter brauchten nicht einmal zu wissen, was der Lehrer ihnen zu sagen hatte, sie erkannten sofort ihre Pflicht. – So wußte Flachskopf sich zu rächen.

Er wäre zwar gern dabeigewesen, wenn diese zehn Väter nachmittags in der Schule ankamen und einer nach dem anderen vom Lehrer erfahren mußte, daß er von nichts wüßte, aber er befürchtete, selbst zehnmal verprügelt zu werden, und...



Amelia Curran: Percy Bysshe Shelley

Als Flachskopf nach Hause kam, drückte er mit beiden Händen auf seinen Magen und klagte so jämmerlich über Bauchschmerzen, daß er ins Bett durfte und seine Mutter ihm eine Schüssel Milch mit Zwieback kochte.

Aus dem Buch „Flachskopf", mit einem Vorwort und mit Bildern von Felix Timmermans. Übertragen aus dem Flämischen von Peter Mertens

---

HUGO VON HOFMANNSTHAL / SCHÖNE SPRACHE

Ich liebe diese Sprache, schreibt mir Jemand, schon um ihrer formalen Schönheit willen: dasselbe Wohlgefallen, das mich immer wieder zu diesen Bänden treibt, führt mich auch immer wieder an die lateinische Prosa der deutschen Humanisten heran. Wenn ich wenig Genüsse kenne, die sich mit der Kostbarkeit von Huttens lateinischen Dialogen vergleichen ließen, so denke ich dabei weniger an den Inhalt als an die Form. Nur unter den Deutschen ist das Schlagwort möglich, daß der Gehalt über die Form geht. Die Sprache, an sich und zwecklos, soll und kann Gegenstand und Ausdruck einer Kunst sein. Es handelt sich hier um ein Formgefühl, das den Griechen und Romanen etwas naiv Selbstverständliches ist." – Gewiß, das ist ganz richtig, man darf das sagen, es deutet in die Richtung hin, wo die Wahrheit liegt, aber man müßte noch ein wenig in die Tiefe gehen, um auf die wirkliche Wahrheit zu kommen. Denn „schön", das ist eines von den Worten, mit denen die Leute am geläufigsten operieren und bei denen sie sich am wenigsten denken, und „schöne Sprache" oder „schön geschrieben" ist ein richtiges Ver-

legenheitswort, das dem in den Mund kommt, dem ein Buch nichts gegeben und ein Stück Prosa nichts gesagt hat. Und doch gibt es keinen schönen und auch keinen bedeutenden Gehalt ohne eine wahrhaft schöne Darstellung, denn der Gehalt kommt erst durch die Darstellung zur Welt, und es kann ein schönes Buch ohne schöne Sprache ebensowenig geben, als ein schönes Bild ohne schöne Malerei; und gerade das ist das Kriterium des schöngeschriebenen Buches, daß es uns viel sagt, des häßlich geschriebenen aber, daß es uns wenig oder nichts sagt, wenngleich es uns immerhin irgend etwas übermitteln, oder zu Verstand bringen, oder Tatbestände vor die Augen führen kann. Der Theolog oder der Anthroposoph, trägt er uns das vor, was ihm als höchste Einsicht oder überirdische Ahnung vorschwebt – und welch höherer Gegenstand wäre denkbar als die Zusammenhänge unserer Natur mit dem Göttlichen, – aber trägt er es in einem Kaufmannston, in einer abgenützten Zeitungssprache oder in einer flauen, stammelnden Bildersprache vor, so ist es nicht da; aber Boccaccio hat seine Erzählungen so hingeschrieben, das alles daran für ewig da ist, und ihr Gegenstand sind die Begegnungen von Verliebten, Überlistungen von Ehemännern und andere schlechte Streiche; aber in ihrer Unzerstörbarkeit und geistigen, man kann nicht anders sagen als geistigen Anmut, stehen diese frivolen Geschichten neben den Dialogen des Platon, deren Gehalt der erhabenste ist. So käme man fast in die Nähe des Gedankens, es gebe keinen an sich hohen und keinen an sich niedrigen Gegenstand, sondern nur Reflexe des unfaßlichen geistig-sinnlichen Weltelementes in den Personen, und diese Reflexe seien von unendlich verschiedenem Rang und Wert, je nach der Beschaffenheit des spiegelnden Geistes. Von

den Gegenständen gleitet unser Blick plötzlich zurück auf den Mund, der zu uns redet. Aber auch das Montaignesche „Tel par la bouche que sur le papier" ist eine subtile Wahrheit, die verstanden sein will: denn zwar ganz sicherlich ist das, was den tiefsten Zauber des schöngeschriebenen Buches ausmacht, eine Art von versteckter Mündlichkeit, eine Art von Enthüllung der ganzen Person, durch die Sprache; aber diese Mündlichkeit setzt einen Zuhörer voraus; somit ist alles Geschriebene ein Zwiegespräch und keine einfache Äußerung. Von dieser Einsicht aus fällt wie durch ein seitlich aufgehendes Fenster eine Menge Licht auf gewisse Vorzüglichkeiten, an denen wir das gutgeschriebene Buch, die gutgeschriebene Seite Prosa – denn die Prosa und durchaus nicht die Poesie ist es, welche wir hier betrachten – erkennen und die wir an ihr hervorzuheben gewohnt sind. Eine behagliche Vorstellung oder eine bedeutende körnige Kürze, eine reizende oder eine kühne Art zu verknüpfen und überzugehen, wohltuende Masse, eine angenehme Übereinstimmung zwischen dem Gewicht des Dargestellten und dem Gewicht der Darstellung; die Distanz, welche der Autor zu seinem Thema, die, welche er zur Welt, und die besonders, welche er zu seinem Leser zu nehmen weiß, die Beständigkeit des Kontaktes mit diesem Zuhörer, in der man ihn verharren fühlt, das sind lauter Ausdrücke, die auf ein zartes geselliges Verhältnis zu zweien hindeuten, und sie umschreiben einigermaßen jenes geistig-gesellige leuchtende Element, das der prosaischen Äußerung ihren Astralleib gibt, und es ist keins unter ihnen, daß sich nicht auf den Stil des Robinson Crusoe ebensogut anwenden ließe als auf den Voltaires, auf Lessings Streitschriften ebenso wie auf Sören Kierkegaards Traktate. Auf Kontakt mit einem idealen Zuhörer läuft

es bei ihnen allen hinaus; dieser Zuhörer ist so zu sprechen der Vertreter der Menschheit, und ihn mitzuschaffen und das Gefühl seiner Gegenwart lebendig zu erhalten, ist vielleicht das Feinste und Stärkste, was die schöpferische Kraft des Prosaikers zu leisten hat. Denn dieser Zuhörer muß so zartfühlend, so schnell in der Auffassung, so unbestechlich im Urteil, so fähig zur Aufmerksamkeit, so Kopf und Herz in eins gedacht werden, daß er fast über dem zu stehen scheint, der zu ihm redet, oder es wäre nicht der Mühe wert, für ihn zu schreiben; und doch muß ihm von dem, der ihn geschaffen hat, eine gewisse Unvollkommenheit zugemutet werden, mindestens eine gewisse Unvollkommenheit der Entwicklung, daß er es notwendig hat, auf vieles erst hingeführt zu werden; eine starke Naivetät, daß er mit dem, was das Buch bringt, wirklich zu ergetzen sei und dadurch etwas wesentlich Neues erfahren werde. Vielleicht könnte man eine ganze Rangordnung aller Bücher und ganz besonders der belehrenden danach aufrichten, wie zart und wie bedeutend das Verhältnis zu dem Zuhörer in ihm erfühlt sei; und nichts zieht ein Buch und einen Autor schneller herunter, als wenn man ihm ansieht, er habe von diesem seinem unsichtbaren Klienten eine verworrene, unachtsame und respektlose Vorstellung im Kopf gehabt.
Es sind also immer ihrer zwei: einer, der redet oder schreibt, und einer, der zuhört oder liest, und auf den Kontakt zwischen diesen zweien läufts hinaus; aber dieser Kontakt gibt, je bedeutender er ist, in je höherer Sphäre er wirksam wird, um so mehr das Übergewicht dem Gebenden, während der Empfangende in diesen höheren Sphären immer leichter und dünner wird, ohne daß er freilich je aufhören würde, da zu sein. Wenn Goethe sagt, ihm sei, sooft er eine Seite Kant aufschlage, als trete er in ein helles

Zimmer, so ist uns ein lichtvoller, mit der höchsten Quelle allen Lichtes kommunizierender Geist vorgestellt. Aber ebenso wie diese Eigenschaft, ein Licht zu sein, spüren wir bei anderen großen Autoren andere oberste Qualitäten des Geistes: die Stärke, welche von der inneren Ordnung nicht zu trennen ist; die wahre Selbstachtung, welche zusammengeht mit der Ehrfurcht; die seltene Glut der geistigen Leidenschaft. In der Darstellung eines solchen Geistes meinen wir wahrhaft die Welt zu empfangen, und wir empfangen sie auch und nicht nur in den Gegenständen, die er erwähnt, sondern alles das, was er unerwähnt läßt, ist irgendwie einbezogen. Gerade die Kraft und die Überlegenheit, von dem ungeheuren Wust der Dinge unzählig viele fortzulassen, – nicht ihrer zu vergessen, was die Sache eines schwachen und zerstreuten Geistes wäre, sondern sich mit bewußter Gelassenheit über sie hinwegzusetzen; die unerwarteten Anknüpfungen und Verbindungen hinwiederum, in denen plötzlich eine nach allen Seiten gewandte Aufmerksamkeit und Spannkraft sich offenbart; die scheinbare Zerstreutheit sogar endlich und die Willkürlichkeiten, welche zuweilen reizend sein können, all dies gehört zu dem geistigen Gesicht des Schriftstellers, dem Gesicht, das wir zugleich mit der Spiegelung der Welt empfangen, während wir seine Prosa lesen. Wie ein Seiltänzer geht er vor unseren Augen auf einem dünnen Seil, das von Kirchturm zu Kirchturm gespannt ist; die Schrecknisse des Abgrundes, in den er jeden Augenblick stürzen könnte, scheinen für ihn nicht da, und die plumpe Schwerkraft, die uns alle niederzieht, scheint an seinem Körper machtlos. Mit Entzücken folgen wir seinem Schritt, mit um so höherem, je mehr es scheint, als ginge er auf bloßer Erde. So, wie dieser wandelt, genau so läuft die Feder des

guten Schriftstellers. Ihr Gang, der uns entzückt und der so eigenartig ist wie eine menschliche Physiognomie, ist die Balance eines Schreitenden, der seinen Weg verfolgt, unbeirrbar durch die Schrecknisse und Anziehungskräfte einer Welt, und eine schöne Sprache ist die Offenbarung eines unter den erstaunlichsten Umständen, unter einer Vielheit von Drohungen, Verführungen und Anfechtungen aller Art, bewahrten inneren Gleichgewichtes.

EUGEN KÜHNEMANN / GOETHE UND HERDER

Was man eigentlich den jungen Goethe nennt, ist erst in Straßburg geboren. Die Welt erhielt die herrliche Offenbarung davon, was Jugend im Geiste bedeutet. Wenn Land, Stadt und Leben dort dem alternden Goethe in der Selbstdarstellung von „Dichtung und Wahrheit" wie in einem einzigen Glanz verklärender Erinnerung vor der Seele lagen, während er bei den ersten Eindrücken Straßburg wie das meiste im Leben höchst mittelmäßig fand, so liegt es an dem nachwirkenden Bewußtsein des Werkes, das diese Tage an ihm getan, indem sie ihn in das Leben des Geistes erst hineingeboren haben. Die alte deutsche Stadt, die nun französischer Boden war, löste ihn von allem französierenden Geisteswesen und erschuf ihm seine Deutschheit. Alles wirkte in derselben Richtung zusammen und auf dasselbe Ziel. Er blickte von der Plattform des Münsters hinaus in das dämmernde ahnungsvolle Land. Er genoß die liebliche Natur, indem er, wie die Straßburger es waren, ein leidenschaftlicher Spaziergänger und darüber hinaus ein unermüdlicher Wanderer

ward. Er übte den Blick für landschaftliche Lagen und Zusammenhänge und versäumte nicht die Bergwerke und anderes Gewerk, die aus dieser Natur hervorgingen. Mit hellem Auge faßte er die Reste uralter Römerkultur auf. Er wuchs weniger hinein in ein Stück seiner großen Lebenskunst, als daß sie vielmehr unmerklich in ihm heranwuchs, – die große Kunst, in den Dingen zu leben, indem er genießend und froh in verstehender Liebe Natur, Menschenwerk und Geschichte als eine Einheit ergriff. Die beste Schule ward ihm in dem Kreis der Jugendgenossen, die als eine Genossenschaft voll leidenschaftlichster Unruhe in einem verständigen älteren Freunde eine Art von ruhigem Mittelpunkt besaßen. Hier verwarfen sie mit lachender Verachtung das Greisenhafte, Absterbende, im Dünkel Erstarrende der französischen Gesellschaftskultur. Wofür Lessing sein Leben eingesetzt, indem er es in heroischem Kampf verbrauchte, das fiel ihnen als eine reife Frucht in den Schoß. Paris und Versailles hörten endgültig auf, die Hauptstadt des europäischen Geistes zu sein. Was sie nun als Deutschheit dem überalterten Formenwesen entgegensetzten, war die Stärke des redlichen Gefühls und seine Wahrheit. „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft – trägt die sich nicht von selber vor?" Sie meinten aber Tieferes, – sie meinten die Ursprünglichkeit, in der uns im Gefühl eine eigene geistige Welt lebendig entspringt –, sie meinten die Unmittelbarkeit des Gefühls, das sich selber Gesetz und Inhalt des Lebens ist, im Gegensatz zu aller Konvention überkommener Formen. Wenn sie dann zum Werke Erwin von Steinbachs emporblickten und das Straßburger Münster als gewaltigen Zeugen und Ausdruck deutscher Art und Kunst liebten, dann floß ihnen Vergangenheit und Zukunft deutschen Wesens zusammen in einer Gegenwart, die

eine einzige Verheißung kommender Wunder war. „Deinem Unterricht dank ichs, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: Es ist gut."
Eine wahre Fügung gab Goethe in diesem Augenblick gerade den Lehrer, dessen er bedurfte. Herder, nur fünf Jahre älter als er, aber vom zwanzigsten Jahre an lebend durch seiner Hände oder seines Kopfes Werk als Lehrer und Geistlicher, hat in Riga den inneren Zwiespalt, in den er zwischen den Anforderungen an die geachtete Standesperson im bürgerlichen Leben und den völlig andersartigen des freien Schriftstellers geriet, nicht ertragen. Er ist zu Schiff von Riga nach Nantes gefahren, hat in Paris französisches Geisteswesen gewogen und zu leicht befunden und dort jene Gesinnung der Deutschheit in sich entwickelt, die in den Goethischen Jugendgenossen widerklang. Er hat vor Holland auf scheiterndem Schiff Ossian gelesen, in Hamburg mit Lessing vierzehn Tage verlebt, in Eutin die neue Stellung des Reisebegleiters für den Erbprinzen des evangelischen Fürstbischofs angetreten und in Darmstadt zur Zentnerlast seines – geistig und seelisch – allzu problematischen Daseins die schwerste in einer halben Verlobung gefügt. Nun sitzt er in Straßburg in der Krankenstube und erduldet Schmerz, Ungeduld und Mißlingen einer monatelangen Augenkur. Hier leistet ihm Goethe brüderliche Gesellschaft, – eben ein Jüngling geworden, umwittert von Glück und Geist. Bedenkt man, daß Goethes Erkrankung ihn in seinen Studien verzögern mußte und so der seltsamste Zufall ihn wie andererseits Herder nach Straßburg gebracht hat, so darf man bei diesem Zusammentreffen von einem göttlichen Wunder re-

den. Kein bequemer Lehrer war es, zu dem Goethe kam. Herder vergalt die rührende Treue einer nicht zu ermüdenden Liebe durch die Rücksichtslosigkeiten, Grobheiten und zuweilen Grausamkeiten einer gequälten, durch das kindliche Selbstvertrauen des unerbetenen Schülers gereizten und seine unbedingte Überlegenheit auf das schroffste unterstreichenden Natur. Aber dem Genius sagt eine innere Stimme, welche Erziehung ihm not tut. Der Genius war es in Goethe, der aushielt. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Und er ward gesegnet.

Herder zerriß vor Goethe den Vorhang, der ihm die Armseligkeit der deutschen Literatur verdeckte. Das Alte ist vergangen, siehe, es will alles neu werden. Er tat es – und das war das Entscheidende – im Namen des Ideals. Noch hatte kein Mensch vor Herder in demselben Grade gewußt, was wahrhaftige Dichtung ist. Es gibt keine allgemeine Regel des Dichterischen, – es gibt keinen auf Regeln gebrachten Geschmack, der für alle Zeiten verbindlich wäre. Endgültig bricht der falsche Herrschaftsanspruch des Französischen, eigentlich des Neu-Lateinischen zusammen, die anmaßliche Mauer, die eine Welt der äußersten Künstlichkeit in sich abgrenzte und für die absolute Schönheit ausgab. Die Dichtung ist eine allgemeine Menschen- und Völkergabe. Jedem Volk, jedem Menschen ist an seiner Stelle das ewige Schicksal des Menschseins gegeben. Wer es in den ewigen Urgefühlen rein und ursprünglich faßt und erlebt und seinem Erlebnis die einfache Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks gibt, der ist ein Dichter. Der nach Regeln gemachten Kunstpoesie tritt die Volkspoesie gegenüber, die wie eine Blume wächst. Jede Dichtung, die nicht ein Naturlaut ist, ist tot. Die Volkspoesie umfaßt aber im Herderschen Sinne alles Lebendige in der Dich-

tung. In Homer, in den griechischen Tragikern, in Shakespeare, in Ossian dichtet das Volk. Ursprünglichkeit des Gefühls wird die Grundbedingung, reine Einfachheit des Ausdrucks im Naturlaut der Muttersprache wird der Ausweis des Dichtertums, Natur ist der Begriff, unter den alles tritt. Natur kann zuweilen das Urtümliche bedeuten – die kindliche ungebrochene Natürlichkeit im Verhältnis der Seele zu den Erlebnisinhalten des Alls, und vielleicht ist dies der Ursinn des Herderschen Wortes. Aber Natur bedeutet sodann und vor allem den Gegensatz zu aller Künstlichkeit, es sei der Sitte, der Sprache, des Gedankens, des Gefühls, der Dichtung. Dann meint es die Mächtigkeit, mit der ein ursprünglich persönliches Leben sich in seinen lebendigen Notwendigkeiten behauptet. Persönlichkeit ist, wer sein eigenes Gesetz der Wahrheit lebt im Leben wie in der Kunst. So verstanden bedeutet die Herdersche Natur den Gedanken der höchsten und letzten Kultur, die Vollendung im Urpersönlichen der Wahrheit. Die Menschheit im Gegensatz zu den Zufallsformen der Gesellschaft besagt dasselbe. Es sind die Rousseaugedanken, die in Herder das Verstehen des Geistes erneuern. Während derselbe Gedanke in Frankreich in der Revolution ein jahrtausendaltes Gesellschaftssystem zerbrach und eine neue Menschheit forderte, erschuf er in Deutschland eine neue Kultur des Geistes aus neuem Verstehen des Geistigen und damit die Kraft der Erziehung für eine neue Seele, die von innen heraus der Menschheit ohne Blut Größeres hervorbrachte, als es in Frankreich geschah. Durch den Gedanken der Volksgenialitäten, die wie Stimmen den Chor der Menschheit bilden, stieg Herder zu jener mächtigen Völkerpsychologie der Kulturen empor, die seine Geschichtsphilosophie bildet. Goethe aber empfing in dieser Gestalt und

Stunde den Gedanken der Natur, der die einzige Aufgabe und der einzige Inhalt seines ganzen Lebens blieb. Natur ist, was aus dem Innern gesetzlich notwendig sich bildet und das Leben schafft. Natur ist die ewige Wahrheit der Dinge. Als Kulturbegriff trat sie in Goethes Leben hinein. Indem sie ihm zum Gesetz seines Dichtens und Lebens ward, stellte sie ihn in den Kreis der Gottesgedanken, den auszumessen das reichste Leben von mehr als achtzig Jahren gerade genug war, ohne ihn je bis zu Ende auszuschreiten.

Herder arbeitete damals an seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache“. Wie keine andere läßt sie das Ganze seines geistigen Seins vom innersten Quellgedanken aus überschauen. Vom Ursprung der Sprache an wird die Gesamtheit aller geistigen Gebilde als eine Folge und Einheit von Schöpfertaten verstanden, in denen allen der Genius sein Erleben der Welt ausdrückt und gestaltet. Dies ist die einheitliche Haushaltung der Menschheit, das Menschengeschlecht eine fortschreitende Einheit des Bildens und Schaffens, der Geist überall derselbe, überall geniale Schöpferkraft. Wenn je ein Lehrer nur zerstörte, um zu schaffen, nur niederriß, um aufzubauen, so daß das Vernichten selber eigentlich Schaffen war, so war es Herder. Er vernichtete Goethe die grundlose Freude an ein paar zierlichen Künstlichkeiten und schenkte ihm die Menschheit. Er gab ihm den neuen Blick, vielmehr das mitlebende und aneignende Gefühl für die Bibel, Homer, Shakespeare und Ossian. Aber er tat noch viel mehr. Er brachte ihn zum Bewußtsein dessen, was in ihm selber war, und vollendete damit das Werk, das in ihm arbeitete und freilich auch ohne diesen großen Lehrer sein Ziel hätte erreichen müssen, aber nun durch den Lehrer der rechten Stunde in einer Klarheit und

Sicherheit ohnegleichen zum Ziel kam, – jenes Werk, in dem nicht weniger und nicht mehr als die neue Seele Goethes sich erschuf. Denn Herders Lehre erging ja nicht an den Schriftsteller, sondern an den Menschen. Sei ein Mensch, sei selber eine Natur, erfahre in der mächtigen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit ewig wahrer Urgefühle dies dein Dasein, dies dein Leben. Dann laß diese deine Unmittelbarkeit offenbar werden in der Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit des einfachsten Ausdrucks, – in der Muttersprache, nicht wie das Kind sie in der Schule als Grammatik lernt, wie sie zwischen Mensch und Mensch das fertig zubereitete Werkzeug der Verständigung ist, – nein! die Muttersprache erschafft sich in dem Dichter immer neu, ihre Worte scheinen ihre Bedeutung im Zusammenhang seiner Rede erst zu gewinnen, – sie ist Leben, wie du Leben bist –, sie soll dein Leben sein, wie es sich zwingend in seiner Unmittelbarkeit darstellt, – und entwickelt Leben in dem, der sie empfängt. Darum gibt es auch lebendige Dichtung nur in der Muttersprache, denn nur sie ist in dir ein Lebendiges, ist dein Leben als ein Stück Leben deines Volkes. In lebendige Deutschheit tauche ein, wenn du neben die großen Dichter der Vergangenheit treten willst. Goethe wurde eingeweiht in die Gemeinschaft der Großen und lernte, sich unter ihnen zu fühlen wie ein Bruder unter Brüdern. So lebe, so bilde, so schaffe, – und du wirst in Wahrheit ein Dichter sein. Sei ein Genius! Es ist eine grausame Erziehungskunst, die den Zögling unter die Forderungen der Genialität stellt, außer wenn er ein Genius ist. Goethe war es. Er wurde durch Herder im vollen Bewußtsein seiner Genialität erweckt. Herder verrichtete an Goethe allein sein höchstes Werk, zu dem er ganz eigentlich berufen war, nämlich: der Lehrer des Genius

zu sein. Aber er wußte es nicht. Während er Goethe in die volle Klarheit half, die die Klarheit seines Lebens blieb, ging Herder wie immer im Dunkeln seinen Weg. Er hat an Goethe das Höchste getan, was der Lehrer am Schüler tun kann: er schenkte ihm sich selbst, schenkte dem jungen Goethe den jungen Goethe. Er fand die einzige Seele, die seiner Lehre gewachsen war, die einzige, die sich fähig erwies, nicht nur für den neuen Sinn der Dichtung, sondern für den neuen Sinn des Lebens, – vielmehr, die zu dieser letzten Wahrheit vordrang, die Herder selbst versagt blieb –, nämlich, daß nur aus einer neuen Art zu leben die neue Art zu dichten hervorgehen konnte. Die große Unmittelbarkeit der persönlichen Kraft, die in eigenem Weltgefühl das Leben meistert, – er machte sie wahr.

Was Goethe durch Herder geschah, läßt an das Bild des Michelangelo von der Schöpfung des Adam denken. Er hat ihn an den Fingerspitzen mit dem Finger berührt, und der Geist des Herrn ist rauschend zu ihm hinübergeströmt, hat ihn von der Gebundenheit an die Erdbeschränktheit gelöst, so daß er sich erhebt in der ganzen Mächtigkeit seiner gottgegebenen Gestalt. Der Herr aber ist der, der sein Leben hat in den Seelen der Ungeborenen, der die Geister teils trägt, teils drückt. So empfing Goethe den Geist seines künftigen Werkes als den Gottesdruck und die hebende Gotteskraft: in dem Auge, mit dem er auf Herder sah, lag alle seine Bedeutung für das Menschengeschlecht.

Das Erlebnis, an dem die neue Kraft sich betätigte, konnte nur ein Erlebnis der Liebe sein. Zum ersten Male tritt auch hier ein Grundgesetz des Goethischen Seins hervor: er kann den Weg seines Schaffens nur als ein Liebender gehen. Er liebte in Friederike den Frühling, das Knospen und Sprießen, die Natur, wie

er sie damals im Sinne ihrer holden Urtümlichkeit und Unmittelbarkeit verstand. Er liebte in ihr den höchsten Gedanken seines Lebens, – sie war ihm der Ruf zum eigenen innigsten Sein, war im Sinne des Platonwortes das Pochen des wachsenden und durchbrechenden Gefieders, das ihn beflügelte zum Fluge in seine Heimat im Reiche der Gedanken. Indem er sich von der Geliebten empfängt, gibt der Genius in der Liebe sein ganzes Sein. Auch die Schwermut der großen Liebe hat hierin ihren Grund. Der Genius geht durch seine vielen Gestalten, mit jeder Gestalt seines Seins aber welkt auch eine Gestalt seiner Liebe dahin. Der Zug zur Natur war in dem Goethe jener Tage zugleich der Zug zur Idylle, – so entzückt ihn das unschuldig Beschränkte in Friederikens mädchenhaftem Sein. Wie er die Wirklichkeit durch das Auge der Maler sah, so sieht er sie mit dem Auge der Dichter, die er liebt. Die Welt des Vikars von Wakefield steigt mit ihrem Lebenskreise im Pfarrhaus von Sesenheim vor ihm auf. Dichtung und Wirklichkeit fließen ineinander in einem seligen dichterischen Erlebnis. Der Ideenträger in Goethe tritt unter den Bann einer den ganzen Menschen hinnehmenden Liebe und unter den Reiz all des Traulichen, Engen und Kleinen; den ganzen Reichtum seines Geistes trug er seinem Mädchen zu. Aber dies für ihn erblühte Leben wurde gebrochen –, die Dichtung, die er lebte, endete als Tragödie, – nach all der Seligkeit blieb die nagende Reue. Sicher webten seine Gedanken in den Schrecklichkeiten, die hier lauerten. Man nehme den Namen Gretchen und das Schicksal Friederikens, und die Gretchentragödie wächst heran. Sorgfältig hatte er Herder seine größeren dichterischen Pläne verborgen, – die alte Puppenspielfabel vom Faust klang vieltönig in ihm wieder. In den Liedern aber, die er

Friederiken sang, begann die deutsche Stimme im Chor der Menschheit zu tönen.

Die folgenden Jahre vom August 1771 bis zum Ende Oktober 1775 – meist in Frankfurt zugebracht – bringen die volle Erfüllung des Versprechens, welches Straßburg war. Billig ist zuerst von der Schule des Lebens zu berichten. Auch in dieser Zeit fehlt es nicht an einem Freunde, wie der neue Abschnitt der Goethischen Entwicklung ihn brauchte, – nämlich nicht mehr einen gewaltigen Anreger von bestimmender Geisteskraft, sondern einen Geleiter voll sicheren Verständnisses. Der Kriegsrat Merck in Darmstadt war wie geboren, um der Freund des Genius zu sein. Mit dem schärfsten Verstande und der sichersten Kritik verband er den feinsten Sinn für Dichtung, nicht in jener Freude am geschaffenen Werk, wie sie häufig der Ausdruck einer sehr hohen Bildung ist, sondern mit dem Spürsinn für die neuen Möglichkeiten und der sicheren Auffassungsgabe für das nie Gewesene. Als der erste hat er die innerste Wesenheit der Goethischen Dichtweise erkannt. „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und es gibt nichts wie dummes Zeug." Die Seele der Goethischen Dichtung ist die Wahrheit, die das Wirkliche in seinem Kern ergreift und zu seinem Sinn erhöht. Die geringen Dichter setzen erträumtes Poetisches an die Stelle der Wirklichkeit, wie wenn es das Wirkliche wäre, da es doch keine Lebensgeltung in sich hat. So hielt Merck den jungen Künstler fortwährend unter dem eigenen höchsten Maß, das Schwächliche zerstoßend, das Große erkennend, immer rüttelnd, unheimlich überlegen, – der Mann mit dem scharfen Pro-

fil, den grauen Raubtieraugen, dem tigerartigen Gange –, Mephistopheles. Er bewegt sich in einem Kreise hochgestimmter schöngeistiger Frauen, einige von Adel, wie Luise von Ziegler, Henriette von Roussillon, Karoline Flachsland aber unter ihnen als Braut und spätere Gattin Herders dem Schicksalhaften des Daseins am nächsten vertraut; ihr Verkehr ist Überschwenglichkeit und Getue miteinander in schönen Gefühlen –, unter ihnen erscheint dann, zu Fuß von Frankfurt die fünf Stunden herüberwandernd, bei Regen und Sonnenschein, unstet Goethe, der „Wanderer", und sagt sich etwa beim Schreiten seinen „Halbunsinn" in den freien Rhythmen von „Wanderers Sturmlied", „Elysium", „An Psyche", „Pilgers Morgenlied" vor, ans Selbstgespräch mit sich und in sich als die Art des Erlebens seiner Geistigkeiten mehr und mehr gewohnt.

Aus dem zweibändigen Werke „Goethe"

RICHARD BILLINGER / SANKT HUBERTUS

Im Kirchlein auf dem Bühel stand
In seinem grünen Himmelsgewand
Sankt Hubertus zuhöchst am Altar
Mit dem Häslein und dem Füchslein gar.

Zu prunken mit den Gaben,
Hatte Bauernfaust in den Sockel gegraben
Das Ährenkorn und Spatz und Maus,
Der Blütlein auch den güldnen Strauß.



Wolfgang Huber: Weiden (1514)

Sankt Hubertus wohl die Kunde vernahm.
Er schluckte das Löfflein bitterer Scham.
Er bat die Heiligen, mit ihm zu gehn,
Die toten Tiere sich anzusehn.

Die Heiligen, sie blieben all,
Sie kosteten der Sternlein Fall,
Sie mochten vom Altare nicht steigen
Mit dem Martyrergerät', mit der Flöten und Geigen.

Sankt Hubertus schritt vor das Wirtshaustor
Und er fand den Beutewagen davor.
Das Blut, es tropfte noch
Aus Riß und Biß und Kugelloch.

Hubertus zählte die Tiere. Von eins bis zehn –.
Das Hundert blieb in der Kehle stehn.
Über die Wange rolle, er meinte,
Die Träne, die lang' nicht geweinte.

Da packte Hubertus den Wagen,
Er durfte den Diebstahl wagen,
Und zog ihn durch das Himmelstor
Mitten in den lautesten Engelschor.

– – Der selbst, gehetzt wie von Hunden,
All Leid der Kreatur hat empfunden,
Der zeigte Lanzenfurche, der Nägel Mal,
Der Wunden volle Schmerzenszahl.

Sankt Hubertus wieder den Altar erklomm
Und schaute als ein Heiliger fromm
Und harrte still bei Spatz und Maus
Auf dem körnleingeschmückten Sockel aus.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / EIN MÄRCHEN AUS DER SÜDSEE

ALAUAS ABENTEUER

Als der fremde Jüngling, der sich Alaua nannte, in die Hütte Umis trat, hieß ihn der Alte willkommen und bereitete ihm das Gastmahl; dann aber, ehe noch Alaua sein Begehren vortragen konnte, begann Umi zu ihm zu sprechen:
„Ich weiß, Alaua, warum du zu mir gekommen bist. Siti, meine einzige Tochter, ist noch jung, aber sie denkt an nichts anderes mehr als an dich. Du willst mich bitten, dir Siti zum Weib zu geben. Ist es so?"
„Ja, Umi, es ist so. Ich begehre Siti zu meiner Frau."
Umi wiegte nachdenklich das Haupt. Umi war ein alter Mann, der älteste des Dorfes, sogar der älteste der ganzen Insel; gleichzeitig galt er als der klügste ringsumher. Es hätte lächerlich ausgesehen, wenn Umi diesem zwar schönen und starken, aber sehr jungen und von einer entlegenen Insel stammenden Menschen seine Tochter ohne weiteres zur Frau gegeben hätte. Seine Tochter war zart und lieblich, und die Vornehmsten des Dorfes machten schon Anstalten, um sie zu werben. Es ging nicht an, daß Umi sie einfach an einen unbekannten und armen Burschen verschenkte.

Und Umi überlegte, was er für Siti fordern sollte, wie es in der Südsee üblich ist.
Während er den geduldig vor ihm sitzenden Alaua betrachtete, dessen Arme stark waren und dessen Waden von großer Leichtfüßigkeit zeugten, kam ihm der Gedanke, daß es keine Kleinigkeit zu sein brauchte, die er von Alaua für Sitis Hand fordern durfte. Alaua war ganz allein übers Meer gekommen, von dorther, wo man viele Tage rudern muß, um wieder auf Korallenriffe zu stoßen, und er wußte ohne Aufhören von den größten Heldentaten zu erzählen, die er vollbracht hatte. Zweifellos würde er bereit sein, nicht minder schwierige Taten um Sitis willen zu vollbringen, und die Früchte dieser Taten würde Umi einheimsen. Deshalb sann Umi nach einem Auftrag, der ihm recht viel Gewinn einbringen würde.
Endlich sprach er: „Bevor du Siti als dein Weib mitnimmst, sollst du mir drei Aufträge ausführen. Zum ersten sollst du das Beil des Häuptlings Wakoi, unseres Feindes, rauben und mir bringen. Dieses Beil ist aus Stein, aber es hat Zauberkräfte: es tötet jeden, der es nur an der Schneide berührt. Sodann, zum zweiten, sollst du zur Insel Wantee fahren und mir eine Kokosnuß von der einzigen Palme holen, die dort steht – aber nimm dich in acht, daß du nicht auf dem Stamme ausgleitest! Noch keiner ist dort hinaufgelangt, denn der Baum ist von Geistern bewohnt, die jeden zu verderben trachten, der ihn erklettern will oder sich ihm nur nähert. Hüte dich auch vor dem Versuch, den Baum zu fällen; jedes Beil zerschellt daran! Die Nüsse dieser Palme sind kostbar, und mit ihrer Milch hat es eine besondere Bewandtnis. Deine dritte Aufgabe aber will ich dir nennen, wenn du die beiden ersten gelöst hast."

Alaua hatte sich dies aufmerksam angehört. Er erhob sich nun und versprach, in wenigen Tagen seien die verlangten Dinge zur Stelle. Dabei ließ er vergebens seine Augen in der Hütte umherschweifen, um einen Blick von Siti zu erhaschen. Siti stand draußen an der Wand und hatte alles erlauscht; nun verbarg sie sich, um ihre Tränen nicht zu zeigen, denn sie weinte, weil sie große Angst um Alaua ausstand. Er wußte ja nicht, was es bedeutete, das Beil des Häuptlings Wakoi und eine Kokosnuß aus Wantee zu holen, sie aber wußte es wohl: jede dieser Aufgaben war so gefahrvoll, daß hundert mutige Männer daran zugrunde gehen mochten. Und dann kannte sie ihren Vater, der nun Tag und Nacht darüber grübeln würde, das dritte Abenteuer noch viel schwieriger zu gestalten als die beiden ersten, denn wenn Alaua bei der dritten Aufgabe verderben würde, dann blieben das Beil, die Kokosnuß und obendrein Siti in Umis Besitz.
Aber Alaua dachte nicht an dergleichen; für ihn bestand kein Zweifel daran, daß ihm alles aufs beste gelingen würde. Er nahm seinen Bogen, seine Pfeile und sein Messer und machte sich ohne Säumen auf den Weg zu dem Nachbarstamm, der von Wakoi beherrscht wurde. Unterwegs dachte er sich eine List aus, um zu dem Zauberbeil des Häuptlings zu kommen – auch das Nachdenken war nicht seine Schwäche, er verstand sich ebensogut darauf wie der schlaue alte Umi.
Als er das Gebiet des Nachbarstammes betrat, rief er sogleich die ersten Krieger an, die ihm begegneten, und begehrte, vor Wakoi geführt zu werden, da er ihm eine wichtige und äußerst nützliche Mitteilung zu machen habe, eine Mitteilung, die wohl ein köstliches Geschenk genannt werden könne. Die Leute führten ihn zu Wakoi, der in seiner Hütte saß und rauchte; er war so

groß, daß die Hütte fast zu klein für ihn erschien; er war größer als Alaua, er war auch sehr stark, aber Alaua hielt ihn dennoch nicht für stärker als sich selbst. Wakoi trug sein Beil, das er nie von sich legte, an einer Schnur um die Lenden gebunden, aber so, daß die Schneide ihn niemals berühren konnte. Es dünkte Alaua ein gefährliches Stück, diese Waffe ihrem Besitzer anders als mit List zu entwinden.

Er blieb vor dem Häuptling stehen und sprach ihn als erster an: „Ich bin in dein Land gekommen, Wakoi, weil ich von den Zauberkräften jenes Beils gehört habe, das du da an der Seite trägst. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß dir noch lange nicht alle Zauberkräfte dieses Beils bekannt sind. Ich aber will dir zeigen, wie dir das Beil noch viel größere Dienste leisten kann als bisher."

„Du sprichst leichte Worte, fremder Mann", sagte Wakoi. „Woher solltest du mehr über diesen Zauber wissen als ich selbst oder der erste Zauberer meines Dorfes?"

„In meiner Heimat", redete Alaua, „gibt es die schnellfüßigsten Geister der Welt, und ich selbst stehe mit ihnen in Verbindung. Sie kamen geradeswegs aus dem Wald, der an der äußersten Grenze deines Landes gelegen ist, und sie berichteten mir wissenswerte Dinge!"

„So erzähle sie", sagte Wakoi.

„In diesem Walde", fuhr Alaua fort, „gibt es einen Brotbaum, der von mächtigen Geistern bewohnt wird. Diese Geister verstehen es, selbst den Tod zu überwinden und die Toten wieder lebendig zu machen, aber nur auf eine einzige Art ist diese Macht einem Menschen dienstbar zu machen. Wenn du dein Zauberbeil in den Stamm dieses Brotbaumes haust und es nur eine ein-

zige Nacht dort stecken läßt, dann erhält es die Kraft, jeden, den es getötet hat, durch eine zweite Berührung wieder zum Leben zu erwecken. Die Lage dieses wunderbaren Baumes ist mir beschrieben worden; ich werde sie sicherlich wiederfinden. Laß uns zusammen dorthin gehen, ich will dich führen, und dann sollst du dein Beil in den Baum schlagen und es eine Nacht dort stecken lassen. Wir wollen zusammen vor dem Baume wachen, damit niemand das Beil stiehlt."
Wakoi freute sich sehr, als er das hörte, und war Alaua dankbar. „Was aber wünschst du zum Lohn für diese Mitteilung?" fragte er ihn.
Es fiel Alaua ein, zu sagen, daß er durchaus keinen Lohn wünsche, daß er nur gekommen sei, um dem mächtigen Wakoi einen Dienst zu erweisen, aber dann fürchtete er, Wakois Mißtrauen damit zu erwecken, und so sagte er unbefangen: „Ich wünsche mir zum Lohn eine schöne Korallenkette und ein Boot mit Ruder, denn meins hat der Sturm verschlagen, und ich will auf meine Insel zurückkehren."
Wakoi war damit einverstanden, und sie machten sich beide auf den Weg nach dem Walde an der äußersten Grenze des Landes. Endlich, nach einer langen Wanderung, hielt Alaua bei einem großen Brotbaum an und sagte: „Dieser ist es." Er hielt die Stimme dabei gesenkt und setzte hinzu: „Wir dürfen nicht laut reden, damit die Geister nicht auf unser Vorhaben aufmerksam werden!"
Wakoi nickte, zog sein Beil hervor und trieb es mit einem mächtigen Schlag in den Stamm des Baumes, daß es zitternd dort sitzen blieb. Zweifellos würde es nun einiger kräftiger Handgriffe bedürfen, um es wieder herauszuziehen. Das Beil war un-

schädlich gemacht, und Alaua konnte in Ruhe mit seinem Gegner kämpfen. Er griff ihn auch sogleich an, sie umschlangen sich und rangen miteinander. Wakoi schnaufte vor Wut, als er sich überlistet sah, er wandte seine ganze Kraft an, um seinen Angreifer zu bezwingen, aber Alaua war jünger und stärker: er überwand den Häuptling und schlug ihn mit Fäusten, daß er ohnmächtig liegen blieb. Dann ergriff er das Beil Wakois am Stiel und zog es aus dem Stamm des Brotbaumes. Dabei bemerkte er, daß der Stamm, der doch kurz vorher gesund und fest gewesen war, an der Stelle, wo das Beil gesessen hatte, im Absterben begriffen schien: das Holz war rissig und verfault, und wenn das Beil nur eine Stunde länger seine todbringende Wirkung getan hätte, so wäre der ganze Baum gestürzt. Das aber brachte Alaua auf einen neuen Gedanken.

Er befestigte das Beil an seinen Gürtel und trat die Reise nach Wantee an. Wantee war eine Insel, die eine gute Strecke über die See entfernt war, und da Alaua kein Boot besaß und sich vor Wakois Leuten nicht sehen lassen durfte, mußte er sich entschließen, schwimmend an sein Ziel zu gelangen. Er nahm das Zauberbeil wieder aus dem Gürtel und hielt es zwischen den Zähnen, um es sogleich zur Hand zu haben, wenn er von einem Hai angegriffen würde, und stieg ins Wasser. In der Tat geschah es mehrere Male, daß ihn die Rückenflossen eines Hais in bedrohlicher Nähe umkreisten, aber keinmal getraute sich der Räuber näher: er mochte wohl ahnen, daß die bloße Berührung mit dem Beile genügte, um ihn auf der Stelle zu töten.

Endlich, nachdem Alaua zwei Tage und zwei Nächte hindurch immer in derselben Richtung geschwommen war, näherte er sich dem Strand von Wantee und setzte sich dort hungrig und müde

zur Rast. Vergebens hielt er nach anderen Nahrungsmitteln Umschau als den Nüssen einer vereinzelten, riesigen Kokospalme, die alle übrigen Gewächse des Gestades weit überhöhte. Offenbar war dies der Baum, von dem Umi eine Nuß verlangte. Konnte das so schwer sein? Alaua war schon auf andere Bäume geklettert! Nicht nur der Wunsch, seine zweite Aufgabe zu vollenden, sondern auch der Hunger trieb ihn, den hohen, schlanken Stamm sogleich zu besteigen, denn die schweren, dicken Nüsse dort oben ließen ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Er stieg also hinauf, und über die erste Hälfte des Stammes ging es ganz gut; dann aber begann das Holz plötzlich so glatt und schlüpfrig zu werden, daß seine Füße keinen Halt mehr fanden; er rutschte unaufhaltsam den ganzen Stamm hinab und blieb ratlos und zerschlagen unten sitzen, während ein leises Gekicher ihn von der Höhe verfolgte. Sicherlich waren das die Geister, von denen Umi gewußt hatte! Alaua unternahm noch zwei oder drei ebenso vergebliche Versuche, dann beschloß er, den Gedanken, der ihm in Wakois Land gekommen war, in die Tat umzusetzen. Er führte zuerst einen mächtigen Schlag mit dem Beil gegen den Fuß der Palme, aber der Stamm schien aus härtestem Stein zu bestehen, denn das Beil prallte zurück, ohne auch nur eine winzige Ritze im Holz zu hinterlassen. Da lehnte Alaua einfach die Waffe gegen den Stamm, so daß die Schneide ihn lose berührte, und ließ sich am Strand nieder, um zu warten.

Er brauchte sich nicht lange zu gedulden. Er konnte von fern beobachten, wie der Stamm an der Stelle, wo er vom Beil berührt ward, morsch und morscher wurde, als ob eine Fäulnis an ihm fräße. Schließlich aber begann er zu bersten, der Stamm neigte sich zur Seite, gerade auf die Stelle zu, wo Alaua am

Strande saß, und fiel. Wäre Alaua nicht schleunigst aufgesprun-
gen und davongelaufen, so hätte sicherlich ein Ast oder eine der
dicken, harten Nüsse ihn erschlagen, denn es war nicht ohne Ab-
sicht geschehen, daß die Palme noch im Fallen versuchte, sich
an Alaua zu rächen. Jetzt aber hörte er nur noch ein fernes, wil-
des, klagendes Röcheln, das langsam erstarb; dann war die Ko-
kospalme tot, und ihre Geister hatten keine Macht mehr.

Alaua näherte sich und bückte sich, um eine Kokosnuß aufzu-
heben, denn er gedachte nun endlich seinen Hunger zu stillen.
Aber da sah er, daß sämtliche Nüsse bis auf eine einzige so un-
glücklich auf die am Strande liegenden großen Steine gefallen
waren, daß sie zerschellt waren und die Milch sich über den wei-
ßen Sand ergossen hatte. Nur eine einzige Nuß war heil geblie-
ben, und Alaua konnte trotz eifrigsten Suchens keine zweite ent-
decken. Da machte er sich denn über einige Stücke der zerschla-
genen Nüsse her und stillte seinen Hunger, aber nicht seinen
Durst, der inzwischen immer quälender wurde. Er mußte eilen,
zu Umi zu kommen oder doch irgendwohin, wo es etwas zu
trinken gab; deshalb verschmähte er es auch, seinem ermüdeten
Körper Ruhe zu gönnen. Er band sich die übriggebliebene Ko-
kosnuß auf den Rücken, nahm das Beil wieder zwischen die
Zähne und stieg ins Wasser.

Das war eine beschwerliche Reise! Ähnlich große Mühsal hatte
er noch nie ertragen. Die Kehle brannte ihm vor Durst, und
wenn er Meerwasser zu schlucken bekam, so war es salzig und
vermehrte seine Pein. Dazu dachte er immerfort an die Nuß mit
der wohlschmeckenden Milch, die er auf dem Rücken trug und
von der er nicht kosten durfte. Der Kiefer begann ihm zu schmer-
zen, denn das Beil war schwer, und nur mühevoll hielt er den

Kopf mit dieser Last über Wasser. Er durfte es aber nicht wagen, das Beil so zu befestigen, daß er es nicht sofort bei der Hand hatte, denn die Haifische, er bemerkte es wohl, lauerten nur darauf; sie umkreisten ihn in raschen Bögen und warteten auf sein Erschlaffen. Er erschlaffte jedoch nicht, denn er besaß einen starken Willen, und er dachte immerfort an Siti, die bald sein Weib werden sollte. So gelangte er nach einer abermaligen Reise von zwei Tagen und zwei Nächten an den Strand, fand zu essen und zu trinken und schlief hiernach todmüde ein.

Als er erwachte, stand Siti vor ihm. Es war ihm, als ob die Sonne ihm gerade ins Gesicht schiene, als er in ihre Augen blickte, die ihn zärtlich ansahen. „Ich werde dich nun bald zum Weibe bekommen, Siti“, sagte er. „Sieh her: das Zauberbeil des Wakoi und die Nuß von der Insel Wantee habe ich erlangt. Nun bleibt mir nur noch die dritte Aufgabe deines Vaters!“

Aber Siti blickte traurig drein und sagte: „Ach, wenn du wüßtest, wie gründlich mein Vater nachgesonnen hat, um eine recht schwere Aufgabe für dich zu finden!“

„Ist es ihm denn gelungen?“ fragte Alaua.

„Ich glaube, ja,“ erwiderte Siti niedergeschlagen, „denn er ist seit gestern sehr guter Laune und grübelt nicht mehr.“

„Dann will ich sofort zu ihm gehen“, sagte Alaua. Siti hielt ihn zurück, als sie sah, daß er sich erhob und Beil und Kokosnuß aufraffte. „Laß das Beil und die Nuß hier!“ sagte sie. „Du darfst diese beiden Dinge meinem Vater nicht eher geben, bis du das dritte auch herbeigeschafft hast, denn vielleicht können dir beide unterwegs sehr nützlich sein.“

„Das Beil gewiß“, versetzte Alaua. „Aber mit der Kokosnuß weiß ich nichts anzufangen.“

„Wenn du das Beil und die Nuß meinem Vater gibst," sagte Siti, „so wird er trachten, dich mit der dritten Aufgabe zu verderben, um hernach die beiden Zauberdinge für sich zu behalten, mich aber dem reichsten Manne unseres Stammes zur Frau zu geben."

Da hörte Alaua auf Siti. Er verbarg das Beil und die Kokosnuß im Walde und begab sich zu Umi; diesem berichtete er von dem Erfolg seiner Taten und fragte ihn nach der dritten Aufgabe.

Umi ärgerte sich sehr, daß Alaua ihm seine Beutestücke nicht sogleich übergeben wollte, aber er konnte nichts dagegen machen. So rückte er denn mit seinem letzten Wunsch heraus:

„In unseren Wäldern", sagte er, „lebt ein großer Zauberer, der sich den Menschen unsichtbar macht; der bald hier und einen Augenblick später schon wieder in unendlich weiter Entfernung sein Wesen treibt. Keiner weiß, wie er sich nennt; wir nennen ihn den Unsichtbaren. Er ist der mächtigste Zauberer, den es gibt! Er besitzt die Macht, Tote wieder zum Leben zu erwecken, denn er allein kennt den Weg, der nach Bulu, ins Geisterland führt; dort trifft er alle Toten und nimmt sie, wenn er will, wieder mit sich auf unsere Inseln zurück. Sie müssen ihm dienen, und wir wissen nicht, womit und wozu. Das aber ist schlimm, sehr schlimm, daß nur dieser Zauberer und keiner von uns Menschen den Weg nach Bulu weiß. Wüßten wir ihn, so wäre das Geheimnis der Toten in unserem Besitz; wir könnten sie lebend machen und uns dienen lassen nach unserm Begehr. Ja, ich, Umi, ich will das Geheimnis kennen; du aber, Alaua, du sollst, ehe du Siti zur Frau bekommst, mir in Erfahrung bringen, welches der Weg nach dem geisterhaften Bulu ist!"

Da verstummte Alaua und hatte viel von seiner früheren Zuver-

sicht verloren, denn er wußte gut, was es hieß, dem Unsichtbaren sein großes Geheimnis zu entreißen. Er ging betrübt in den Wald zurück, wo er seine beiden Beutestücke verborgen hatte, und grübelte hin und her, wie er den Unsichtbaren finden sollte.

Darüber sank er in Schlaf, und im Traum erschien ihm Siti. Sie stand vor ihm und weinte bitterlich, daß er so viele Gefahren um ihretwillen auf sich nehmen müßte, aber auch sie konnte ihm nichts sagen, wie das Gewünschte zu erlangen sei. „Das Einzige, was ich dir raten kann," sagte sie, „ist, daß du das Zauberbeil und die Kokosnuß von Wantee mit auf die Reise nehmen sollst: beide Dinge werden dir vielleicht sehr nützlich sein."

Da erwachte er und fühlte, daß seine Wangen und seine Hände naß waren; es waren Tränen, die salzig schmeckten, aber er konnte sie nicht geweint haben, denn seine Augen waren völlig trocken. Er erhob sich und trat seine Reise an; das Beil und die Kokosnuß aber nahm er mit sich.

Ach, er war lange, lange Zeit unterwegs, viele Jahre! Er unterließ es nie, wenn er jemanden traf, nach dem Wege zum Unsichtbaren zu fragen, aber niemand konnte ihm den angeben; darauf fragte er jedesmal, wo denn der Weg nach Bulu führe, aber da hielten ihn die Leute für närrisch und sagten: „Nur der Unsichtbare kennt den Weg nach Bulu, aber er gibt keinem das Geheimnis preis, denn er will, daß kein Zweiter imstande sei, die Toten zu holen."

So zog Alaua von Land zu Land, fuhr über viele Meere, durchquerte viele Wälder, genoß die Gastfreundschaft vieler Hütten. Aber er hatte auch schreckliche Gefahren zu bestehen: oftmals geriet er in Dörfer, wo man ihn überfiel, um ihn zu fressen, aber

immer wurde er durch sein wunderbares Beil gerettet, mit dem er einen Feind nur zu berühren brauchte, um ihn zu töten. Oftmals trieben auch Kobolde und Zwerge ihren Schabernack mit ihm, aber er ließ sich nicht von seinem Ziel, von der Suche nach dem Unsichtbaren oder dem Weg nach Bulu ablenken.
Er freute sich, daß er das Beil zur Hand hatte, doch ihn ärgerte die schwere Kokosnuß, die er mit sich herumschleppte, und die ihm doch nichts nützen konnte. Aber jedesmal, wenn er versucht war, sie von sich zu tun, erschien ihm Siti im Traum, weinte und beschwor ihn, die Nuß nicht aus den Händen zu lassen. Und jedesmal, wenn Siti ihm des Nachts erschienen war, dann waren am Morgen beim Erwachen seine Wangen und Hände naß von ihren Tränen.
Die Zeit verfloß, die Suche wollte kein Ende nehmen, aber Alaua hielt immer verbissener daran fest, seine Aufgabe zu erfüllen – schon wußte er kaum noch, für wen! Da geschah es eines Tages, daß er auf seinen langen Wanderungen, ohne es zu wissen, in das Land zurückkehrte, wo Umi und Siti wohnten, und daß er vor eine Hütte kam, aus der er die Stimme Umis vernahm. Diese Hütte gehörte einem Freunde Umis, der für zauberkundig galt, und gerade hörte Alaua, daß Umi seinem Freunde auseinandersetzte, wie er Alaua an der Nase herumgeführt habe! Er verbarg sich rasch und kauerte sich an der Wand zusammen, an die er sein Ohr legte, um jedes Wort zu verstehen; und was er vernahm, erzürnte ihn über die Maßen.
„Alaua ist dumm“, sagte Umi. „Alaua weiß nicht, daß er den Unsichtbaren niemals finden wird; er weiß aber auch nicht, daß er das einzige Mittel, das Geheimnis zu ergründen, auf dem Rükken immerfort mit sich trägt. Die Milch von Wantee ist es, die

die Augen für den Weg nach Bulu öffnet! Niemals wird Alaua darauf verfallen, daß er mit den beiden ersten Aufgaben ja schon die dritte gelöst hat."

„Auch du aber bist dumm, Umi", sagte die andere Stimme. „Denn auf diese Art wirst du niemals zu dem Beil und der Nuß gelangen. Alaua wird sein ganzes Leben lang auf der Suche nach dem Geisterland umherziehen, in der Hand den Tod, den er nach Belieben austeilt, auf dem Rücken das Leben, von dem er nichts weiß; beides übergibt er dir nicht; nach beiden hast du ihn vergebens ausgesandt."

„Du hast recht", sagte Umi. „Ich hatte gehofft, daß er mir das Beil und die Nuß sogleich aushändigen würde! Ich muß nach einem Mittel sinnen, endlich in den Besitz der beiden Zauberdinge zu kommen."

„Ich will Umi prügeln für seine Falschheit", dachte Alaua. Und er wartete den Abend ab, bis Umi wieder in seiner Hütte allein war: da ging er hinein und warf ihm voll Zorn vor, daß er ihn mit Absicht habe überlisten wollen. Umi bekam vor seinen drohend erhobenen Fäusten Angst und beteuerte, er wolle nicht mehr für Siti haben als das Beil und die Nuß; er möge ihm beides geben und Siti mitnehmen. Aber nun, da er am Ziel aller seiner Bemühungen war, nun wurde Alaua ganz plötzlich von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach der Milch von Wantee gepackt, die er nur zu trinken brauchte, um das Geheimnis der Toten zu erfahren. Die ganzen abenteuerlichen und gefahrvollen Jahre hatte er dieser Aufgabe nachgejagt, und nun sollte er auf alles verzichten um Sitis willen. Siti hing sich an seinen Hals, schmeichelte ihm und machte ihre schönsten Augen, aber Alaua blieb stumm und lief schließlich zur Hütte hinaus, weil er es

nicht über sich bringen konnte, die Nuß wegzugeben. Nur das Beil ließ er bei Umi liegen.

Er streifte in tiefen Gedanken im Walde umher, saß stundenlang am Strand vor den murmelnden Wellen und konnte sich nicht entschließen, die Nuß aufzuschlagen, die Milch zu trinken und so auf Siti zu verzichten, oder aber die Nuß Umi zu bringen und endlich Siti zur Frau zu bekommen. Gewiß liebte er Siti, aber er liebte den Gedanken, die Geister zu sehen, nicht minder. Er hatte schon mehrmals die Hand erhoben, um die Nuß zu zerschlagen, aber er hatte sie immer wieder sinken lassen. Und ebenso war er schon mehrere Male vor Umis Hütte gestanden, aber er getraute sich nicht einzutreten und die Nuß für immer fortzugeben.

Siti beobachtete ihn betrübt von fern, endlich aber kam ihr ein Gedanke; sie nahm sich ein Boot und blieb drei Tage lang fort, dann kam sie wieder und ging zu Alaua.

„Was zögerst du, meinem Vater die Nuß zu geben?“ fragte sie. „Liebst du mich nicht mehr? Hast du mich über deinen Abenteuern vergessen?“

Alaua schwieg.

„Du glaubst,“ fuhr Siti fort, „daß dir die Macht über die Geister für immer versagt bleiben wird, wenn du die Nuß fortgibst? Du glaubst, daß es nur eine einzige Nuß gibt, die diese Macht verleih:?“

„Ja“, sagte Alaua. „Ich habe doch selbst gesehen, wie alle anderen Nüsse des Baumes von Wantee bei seinem Fall zerschellten!“

„Du irrst dich“, sagte Siti. „Es ist außer dieser noch eine andere Nuß heil geblieben. Du hast sie nicht gesehen, denn sie ist ein

gutes Stück weit fortgerollt, als der Baum fiel. Sie ist bis unter ein Gebüsch gerollt und dort liegen geblieben. Du kannst ruhig dem Vater deine Nuß geben; wir aber fahren zusammen fort nach Wantee, holen die zweite Nuß und gehen in deine Heimat!"
„Weißt du es ganz bestimmt?" fragte Alaua.
„Ich schwöre es", sagte Siti.
Alaua freute sich sehr über diese Mitteilung und war mit Sitis Vorschlag einverstanden. Umi erhielt die Nuß und ließ Siti ziehen; ob er die Milch getrunken und was er hernach angefangen hat, weiß man nicht.
Alaua und Siti aber fuhren nach Wantee, dieselbe Strecke, die Alaua zweimal schwimmend zurückgelegt hatte; auf der Insel begannen sie zu suchen, und in der Tat fand Siti in einiger Entfernung vom gestürzten Stamm des Baumes, unter einem Gebüsch, eine Kokosnuß. Sie war nicht so groß und schwer wie die anderen Nüsse von Wantee, und das war kein Wunder, denn es war eine einfache Nuß von Umis Palme, und Siti hatte sie vorher mitgenommen und dort unter das Gebüsch versteckt. Aber Alaua glaubte, nun wieder im Besitz des Zaubermittels zu sein; er war voller Freude und wollte die Nuß gleich genießen, doch Siti bat ihn, damit zu warten, bis sie zu Hause angelangt seien. Alaua willigte ein: sie fuhren weit weg in seine Heimat und bauten sich dort eine Hütte.
Und die Nuß? Siti verstaute sie in der letzten Ecke unterm Gerümpel; jedesmal, wenn Alaua sich ihrer entsann, wußte Siti ihn abzulenken, und in dieser Kunst ward sie von Jahr zu Jahr eine größere Meisterin. Alaua aber vergaß schließlich seinen Durst nach der Milch von Wantee, vergaß ihn über seinem Weib, seinen Kindern und der Sorge und den täglichen Freuden.

OTTO VON TAUBE / GEN ABEND

Gen Abend: Vögel ziehen übers Feld;
Wer weiß, woher, wer weiß, auf welchen Bahnen,
Wer weiß, wohin der Zug die Richtung hält.

Gen Abend: Und mein Blick zieht übers Feld.
Wer weiß, woher, welch sonderbares Mahnen
Das alt und stumpf gewordene Herz befällt.

Gen Abend: Ließ ich unter mir das Feld
Und folgte, hingegeben, meinem Ahnen
Weit weg von hier, hinaus aus dieser Welt!

D. H. LAWRENCE / ÜBER SICH SELBST

Wenn ich gefragt werde: „War es sehr schwierig vorwärtszukommen und Erfolg zu haben?" so muß ich antworten: „Wenn ich wirklich vorwärtsgekommen bin und Erfolg gehabt habe, so ist es nicht schwer gewesen.

Ich habe weder in einer Dachstube gehungert noch angstvoll auf den Briefträger gewartet. Ich habe nicht mit blutigem Schweiß darum gekämpft, überragende Werke zu schaffen und bin auch nicht eines Morgens als berühmter Mann aufgewacht.

Ich war ein armer Kerl. Eigentlich hätte ich gegen die Grausamkeit meiner Lebensverhältnisse ankämpfen sollen oder Schicksalsschläge erdulden müssen, bevor ich Schriftsteller von sehr bescheidenem Einkommen und sehr fraglichem Ruf wurde. Aber

ich tat nichts dergleichen. Alles entwickelte sich aus sich selbst heraus, ohne daß ich viel geklagt hätte.
Das klingt bedauerlich, weil ich nun einmal als armer Kerl aus der arbeitenden Klasse nur geringe Zukunftsmöglichkeiten vor mir sah. Doch wer bin ich denn schließlich heute?
Unter der Arbeiterbevölkerung wurde ich geboren und erzogen. Mein Vater war nur ein Bergwerksarbeiter, von dem es nichts Lobenswertes zu erzählen gibt. Er war nicht einmal achtenswert, weil er sich ziemlich häufig betrank, sich nie in der Kirche sehen ließ und meist sehr aufsässig gegen seine unmittelbaren Vorgesetzten im Schacht war.
Fast nie hatte er eine ergiebige Stelle im Schacht, denn stets war er widerspenstig und ärgerte die Aufseher durch albernes Gerede und Beschimpfungen. Fast jeden beleidigte er mit voller Absicht. Wie konnte er also Entgegenkommen erwarten? Trotzdem stöhnte und klagte er, wenn sie ihn nicht bevorzugten.
Meine Mutter war ihm wohl überlegen. Sie war Städterin und entstammte dem Kleinbürgertum. Sie sprach reines King's Englisch und konnte niemals den Dialekt meines Vaters nachahmen, den auch wir Kinder auf der Straße sprachen.
Sie hatte eine sehr gute Handschrift und schrieb hübsche und amüsante Briefe, wenn sie in Stimmung war. Als sie älter wurde, bereitete ihr das Lesen von Familienromanen große Freude.
Aber in erster Linie war diese Frau mit ihrer kleinen, schäbigen, schwarzen Haube, unter der ein kluges, klares, ungewöhnliches Gesicht zum Vorschein kam, die Frau eines Arbeiters und nichts weiter. In dem Maß, wie mein Vater mißachtet wurde, war meine Mutter angesehen. Sie war von feinfühliger, lebhafter Art und vielleicht wirklich etwas Besonderes. Aber sie mußte

eben mitten unter der arbeitenden Klasse, in der Gesellschaft ärmerer Grubenarbeiterfrauen, ihr Leben verbringen.
Ich war ein zarter, bleicher Bengel mit einer Schnupfennase und wurde dieser Zartheit wegen von den meisten Menschen auch zart behandelt. Im Alter von zwölf Jahren kam ich in die Nottinghamer Bürgerschule, wo mir eine Freistelle mit jährlich 220 M. zugesprochen worden war.
Nachdem ich die Schule verlassen, war ich drei Monate Schreiber. Diese Tätigkeit wurde durch eine sehr schwere Lungenentzündung unterbrochen, die meine Gesundheit auf immer zerstört hat.
Ein Jahr später wurde ich Lehrer, und nach drei Jahren heftigen Bemühens, die Kinder der Bergarbeiter zu unterrichten, ging ich auf die Universität in Nottingham.
Ebenso gern, wie ich der Schule den Rücken gekehrt hatte, verließ ich auch die Universität, die für mich nichts als Enttäuschung brachte, denn sie ließ jeden lebendigen Gedankenaustausch vermissen. Von dort kam ich nach Croydon, um an einer Elementarschule mit einem Gehalt von 2000 M. Unterricht zu geben.
Während meiner Lehrtätigkeit hatte ein Mädchen, die Freundin meiner Kindheit, selbst Lehrerin in einem Grubenarbeiterdorf, ohne mein Wissen einige meiner Gedichte abgeschrieben. Sie sandte diese an die „English Review", die damals gerade von Ford Madox Hueffer neu begründet worden war.
Hueffer war sehr entgegenkommend, ließ die Gedichte abdrucken und bat mich, ihn aufzusuchen. Dieses Mädchen hatte mich also in die Öffentlichkeit gebracht, so einfach und leicht, wie eine Prinzessin einen Faden durchschneidet oder ein Schiff tauft.

Vier Jahre lang hatte ich gebraucht, um meinen ersten Roman „The White Peacock“ stückweise aus den Tiefen meines Bewußtseins herauszuholen. Den größten Teil davon habe ich wohl fünf- bis sechsmal geschrieben.

Ich stürzte mich meist auf die Arbeit, schrieb ein wenig und zeigte es meinem Mädchen, das mich stets lobte. Nachher stellte ich fest, daß es doch nicht das war, was ich wollte, und versuchte es anders. Nur in Croydon habe ich, abends nach dem Unterricht, ziemlich stetig gearbeitet.

Schließlich wurde diese Arbeit nach fünfjährigem, krampfhaftem Bemühen fertig. Hueffer wollte sogleich das Manuskript sehen. Er las es sofort und war anscheinend sehr davon eingenommen. Als wir zusammen in einem Omnibus fuhren, sagte er mir mit seiner merkwürdigen Stimme: „Die Arbeit enthält jeden Fehler, den ein englischer Roman überhaupt haben kann.“

Gerade damals hatte der englische Roman angeblich so zahlreiche Fehler, daß er im Vergleich zum französischen kaum eine Daseinsberechtigung hatte.

„Aber,“ überschrie Hueffer den Lärm im Buss, „Sie sind ein Genie!“

Diese Worte, die so komisch klangen, reizten meine Lachmuskeln, denn als Kind hatte man mir dies schon oft gesagt, gewissermaßen, um mich über Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß. Hueffer hatte das natürlich nicht gemeint, denn er war selbst ein genialer Kerl. Jedenfalls sandte er das Manuskript an den Verleger W. Heinemann, der es sofort annahm. Ich hatte nur vier Zeilen zu ändern, über die heute jeder lächeln würde. Von Heinemann sollte ich bei Veröffentlichung des Buches 1000 M. erhalten.

Während dieser Zeit brachte Hueffer mehrere Gedichte und auch einige Novellen von mir in der „English Review". Die Leute lasen sie und redeten mich zu meinem Erstaunen darauf an. Es war mir sehr unangenehm, in den Augen der Leute als Schriftsteller zu gelten, zumal deshalb, weil ich Lehrer war. –



Octave Penguilly.
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts.

Als fünfundzwanzigjähriger Mensch verlor ich meine Mutter. Zwei Monate danach erschien „The White Peacock" – für mich bedeutete das damals gar nichts. Ich blieb dann noch ein Jahr Lehrer und hatte wieder eine sehr gefährliche Lungenentzündung. Nach meiner Genesung ging ich nicht wieder in den Lehrerberuf zurück, sondern lebte dann von den kargen Einkünften meiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Nun sind siebzehn Jahre vergangen, seitdem ich den festen Beruf aufgab und das unabhängige Leben eines Schriftstellers führe. Aber ich habe nie Hunger leiden müssen, bin mir nie arm vorgekommen, obgleich mein Einkommen in den ersten zehn Jahren nicht besser, sondern häufig schlechter war als das eines Dorfschullehrers.

Ein Mensch, der an Armut gewöhnt ist, kann schon mit wenigem auskommen. Mein Vater würde mich heute bestimmt für reich halten, und meine Mutter würde glauben, daß ich eine Rolle in der Welt spiele, – selbst wenn ich das Gegenteil behaupten würde.

Aber irgend etwas stimmt da nicht, bei der Welt oder bei mir oder bei beiden. Ich bin weit herumgekommen, habe viele Menschen verschiedenster Art und Herkunft getroffen und manch einen darunter aufrichtig lieb gewonnen und geachtet.

Die Menschen sind persönlich fast immer sehr freundlich gewesen. Von Kritikern wollen wir hier nicht reden, sie sind eine besondere Fauna für sich. Ich habe den ehrlichen Wunsch gehabt, mit Kollegen freundschaftlich auszukommen, aber es ist mir nie ganz gelungen. Es mag dahingestellt bleiben, ob ich in der Welt weiterkomme, sicher ist, daß ich m i t der Welt nicht gut weiterkomme. Ich zweifle auch, ob ich je in der Welt Erfolg haben werde, sicherlich ist mir aber menschlicher Erfolg nicht beschieden. Ich will damit sagen, daß zwischen mir und der Gesellschaft oder einfachen Leuten nicht gerade ein herzliches Verhältnis besteht. Es ist da ein Riß, und ich fühle mich mehr zu Wesen hingezogen, die keine Menschen sind und auch nicht reden können.

Früher dachte ich, das alte, ausgemergelte Europa sei daran schuld,

aber der Aufenthalt in anderen Erdteilen bestätigt mir das Gegenteil. Europa ist wohl der am wenigsten ausgemergelte Erdteil, weil er der am dichtesten bewohnte ist, ein Erdteil, der nur aus Lebendigem und Leben besteht.

Seit meiner Rückkehr aus Amerika frage ich mich selbst sehr ernsthaft: Warum bestehen so wenig Berührungspunkte zwischen mir und den Menschen, die ich kenne? Warum zeitigt diese Berührung keine lebendige Meinung?

Im Augenblick, wo ich überlege, um die Antwort niederzuschreiben, weiß ich, daß dies eine Frage ist, die viele Menschen quält.

Die Antwort hat wohl einiges mit Klassenbewußtsein zu schaffen. Der Klassengeist umschließt die bestgewollten menschlichen Absichten wie ein Ring. Nicht die Mittelklasse als solche hat diese Eindämmung vorgenommen, sondern der Triumph des Klassenbewußtseins.

Als ein Mann aus Arbeiterkreisen empfinde ich, wie das Bürgertum den Lebensstrom in mir hemmt, wenn ich mit ihm zusammenkomme. Ich gebe gern zu, daß es sich dabei oft genug um gebildete und gute Menschen handelt, aber ihre Gegenwart genügt, um etwas in mir abzuriegeln.

Warum lebe ich also nicht mit meiner arbeitenden Klasse zusammen, wird man mich fragen. Weil ihre Lebensfäden in einer anderen Richtung verlaufen. Sie sind eng, aber tief veranlagt und leidenschaftlich, während die Mittelklasse flach, breit und leidenschaftslos ist. Völlig leidenschaftslos! Bestenfalls erreichen sie den Grad der Zuneigung, als den leidenschaftlichsten Zustand der Mittelklasse.

Aber die Arbeiterklasse hat einen engstirnigen Standpunkt, ist

voreingenommen, auch ihre Intelligenz ist beengt. Das bedeutet wiederum Einengung für mich. Man kann überhaupt keiner Klasse angehören.

Doch stelle ich fest, daß ich hier in Italien z. B. mit den Bauern, die den Grundbesitz bewirtschaften, einige gewisse unausgesprochene Berührungspunkte habe. Ich sage ausdrücklich unausgesprochen, denn wir reden fast nicht miteinander, bieten uns kaum die Tageszeit. Sie arbeiten nicht etwa in meinen Diensten.

Und doch kommt von ihnen ein Lebensstrom zu mir. Ich möchte nicht mit ihnen in ihren armseligen Hütten leben, es wäre ein Gefängnis für mich. Aber hier draußen mag ich sie um mich haben, und ich bringe unsere Lebensbeziehungen einander näher, ohne dabei idealisieren zu wollen. Durch Idealisierung ist schon genug gesündigt worden, und es ist schlimmer als selbstbewußt daherschwatzende Schulkinder.

Ich erwarte weder heute noch in Zukunft irgendwelche Offenbarungen von ihnen. Nur in ihrer Nähe möchte ich sein, weil ihr Leben so ruhig dahinfließt.

Ich weiß genau, warum ich nicht den Spuren von James Barrie oder H. G. Wells folgen kann, die beide der arbeitenden Klasse entstammen und so erfolgreich waren.

Jetzt weiß ich auch, warum ich niemals weltbekannt oder nur ein wenig beliebt und reich sein werde: Weil ich den Übergang von meiner arbeitenden Klasse zur Mittelklasse nicht finden kann!

Um alles in der Welt kann ich nicht meine leidenschaftliche Verbundenheit und meine eingewurzelte Blutsverwandtschaft mit den Arbeitern, Tieren und dem Landleben hergeben, für

die dünne unechte Lebenskultur, das Überbleibsel des geistigen Bewußtseins, das sich einstmals selbst zerstören wird.

Übertragen von Kurt Fiedler

WILHELM SCHMIDTBONN
DIE DREI JUNGFRAUEN VON HEEMSTEEDE

Als die Spanier noch in Holland waren, hatte die Tochter eines spanischen Edelmanns zwei Freundinnen aus Deutschland bei sich zu Gast. Die drei Jungfrauen wollten eines Morgens einmal wie die Vögel, die Bäume und die Wolken sein. Kaum waren sie von den Menschen und Häusern ein wenig entfernt, auf dem Grasweg zum Meere hin – da warfen sie ihre reichen und schweren Kleider hinter einen Busch, ließen nur die blaue, gelbe, grüne Kette um den Hals und liefen so, weiß leuchtend unter dem blauen Himmel, einander im Spiel nach.

Die Kleinste, deren Beine aufrecht und fein wie Rehbeine waren, sprang allen voran, griff nach Schmetterlingen und Blumen, im Übergefühl der Freiheit sogar nach Wolken und Sonne. Da sie so ihre Augen oben hatte, fiel sie jäh zur Erde. Sie wollte aufstehen und nach dem Stock oder Stein sich umdrehen. Da sah sie, daß ihre Füße vom Gras gefangen waren, das rasch höher wuchs und schon um ihre dünnen Kniee sich schlang. Das Mädchen rief erstaunt den Freundinnen zu. Die zweite, schlank und schmal, von kindlichem Wuchs, so daß sie eher einem Knaben gleichsah, hatte, um die Weite ihrer Sprünge zu messen, die Augen nur an der Erde gehabt. Jetzt war sie plötzlich von einem Volk von Käfern umflogen, die ihre Schultern, ihre Arme, ihr

befreites Haar besetzten und eine blaue Wand vor ihre Augen aufstellten, so daß sie erschreckt mit den Händen hineingriff, um sich Luft zu schaffen. Die dritte, groß und königlich, obwohl sie an Jahren nicht älter war als die anderen, schämte sich ein wenig, zu springen, denn die Brüste schmerzten sie beim Laufe, und der reichen Pracht ihrer Gestalt schien die Ruhe angemessener als rasche Bewegung. Sie stand deshalb an einem Strauch und riß Blätter ab, um sie ins Haar zu flechten. Als sie auf den Ruf der ersten sich umwenden wollte, griffen unversehens die Äste des Strauches nach ihr, wanden sich um einen ihrer Arme und eine ihrer Hüften. Mit Not riß sie sich los, zuletzt noch an der Hand gehalten, und blutete ein wenig. Sie lief mit der zweiten, beide nun von der Käferwolke eingehüllt, der ersten zu Hilfe. Diese kniete noch und versuchte das Gras, das schon ihr Kinn erreichte, von sich zu reißen. Die anderen befreiten sie, alle drei jetzt vom Gras umwuchert. Dann liefen sie so schnell, daß die Käfer zurückbleiben mußten. Aber schon schossen von allen Höhen Vögel herunter, daß Sonne und Himmel nicht zu sehen waren, umkreischten sie, kämpften miteinander um einen Platz auf den Schultern oder Haaren, verwundeten im Streit auch die Mädchen mit ihren Schnäbeln. Die Mädchen hielten sich die Ohren vor dem taubmachenden Gesang zu, schrieen vor Furcht und liefen dem Meer zu, bis der Seewind die Vögel zurückschlug.
Im Sand standen die Mädchen still und dachten sich auszuruhen. Sie befreiten den Körper von den letzten blauen Käfern, ließen die schwarzen, braunen, gelben Haare weit durch die Luft wehen und das Weiß ihres Leibes von der Sonne durchleuchten, bis jede Ader und jedes feine Härchen der Haut zu sehen war und kleine Schweißtropfen überall wie Perlen aufblitzten. Sie

legten sich in den Sand in immer neuen Krümmungen, freuten sich über die Abdrücke ihrer Formen, schufen so ein ganzes Volk von schönen Frauen – bis sich der Sand aufhob, in dichten Körnern über ihre Glieder hinlief, die Glieder so beschwerte, daß sie kaum noch zu heben waren. So weit die Mädchen sahen, war der goldene Sand in Wanderung begriffen zu ihnen hin. Sie fürchteten sich, ins Gras zurückzufliehen, wo noch die Käfer wolkten und die Vögel lärmten und Halme und Blumen noch im Wind hochstanden. Waren sie erst errötet und beglückt von dieser unerwarteten Liebe der Welt, so wurden sie nun ihrer Schönheit fast böse. Sie flohen mit Füßen, die der Sand immer wieder festhalten wollte, zum Wasser hin, schon im vorhinein in Furcht. Sie hatten in der Tat das Wasser noch nicht erreicht, da spülten schon plötzliche Wellen in den Sand hinein, kamen heran, standen auf in springenden Spitzen und vorgestreckten Rundungen. Die Mädchen retteten sich in ein Boot, das im Sande lag, sahen sich voll verwunderter Furcht an, sahen auf Sand und Wasser hinaus, hakten die Arme fest ineinander, um Schutz zu haben, aber auch schon in der Freude, hier endlich sicher zu sein. Die Wolken des Himmels würden ja nicht herunterkommen und nach ihnen greifen. Das Boot hob sich ein wenig im steigenden Wasser, schwamm, drehte sich. Es schien ein Spiel und noch nicht nötig, Menschen, die in der Ferne sichtbar waren, zu Hilfe zu rufen. Aber, ehe die Mädchen hinausspringen konnten, glitt das Boot, ohne Segel, von einer unsichtbaren Kraft bewegt, rasch, in gerader Linie, einem bestimmten Ziele zu, vom Land weg auf das silberne Meer hinaus. Alles Schreien kam zu spät. Die Menschen in der Ferne stießen zwar ein anderes Boot ins Wasser, um dem ersten nachzueilen. Aber

das erste war so schnell, daß bald nur noch Wasser und Luft und kein Boot mehr zu sehen war.
Draußen gab das Holz ein seltsames Tönen von sich, wie wenn nicht an Holz, sondern an Glas geschlagen würde. Tausend Blumen in allen bunten Farben sprangen heraus, so daß nur noch hier und da ein Stück des braunen Holzes zu sehen blieb. Die Wellen umher tönten ein wenig heller als das Holz und in kürzeren Absätzen, ein silbernes Volk von Fischen schwamm mit und leuchtete, als wenn sie alle Wunderlampen in sich trügen, daß alle Teile ihres Innern brennend zu sehen waren, neue, nie gesehene, große bunte Vögel kamen so schnell herbei, als ob sie aus der Luft entständen, und sangen mit dunklen, menschenähnlichen Stimmen. Es war kein wilder Streit mehr, sondern eine ritterliche Werbung aller.
Während die Mädchen umschlungen auf den Knieen lagen und mit aufgerissenen Augen zum Himmel hoch beteten, grub das Schiff unter Musik und Wohlgeruch heiter seinen Weg in Sonne und Blau hinein, langsam und unaufhaltsam, und immer diesem bestimmten Ziele zu, obwohl es da draußen keine Insel mehr gab.

Aus dem Band der Insel-Bücherei (Nr. 410)
„Der kleine Wunderbaum"

RAINER MARIA RILKE / EIN BRIEF

An Clara Rilke

Capri, Villa Discopoli, Sonntag, den 20. Januar 1907

... es ist wieder ein Sonntag, und ich bin noch so sehr in dem Feriengefühl unseres lieben Wiedersehens, daß mir ist, als müßt

ich dich in einer Weile da unten in der Villa Pagano abholen. Wenn ich aber aufstehe, dann fällt mein Blick auf den aufgeschlagenen Atlas, immer auf dasselbe, nun schon vertraute Bild, das wie ein Stammbaum aussieht, darstellend das ungeheure lange Leben eines Ahnherrn, der sich ganz zum Schluß weithin auseinanderzweigt und ausbreitet. Immer wieder seh ich mir diesen Strom an, der Wunder tut, und immer mehr scheint er mir die Geschichte der Götter jenes Landes darzustellen; den geheimnisvollen, nie erkannten Ursprung der Gottheit aus dem unerschöpflichen Vorrate hochgelegener Seen, ihren langen, machtvollen, anwachsenden Weg, auf dem sie immer dasselbe tat in allem, was ihr begegnete, und schließlich ihr Auseinanderfallen in Arme und Äste, in die vielen kleineren Götter, mit denen jede Kultur mündet, ausgeht, unkenntlich wird. –
Ich habe mir den großen Andrée herübergeholt und vertiefe mich in dieses merkwürdig einheitliche Blatt; ich bewundere den Verlauf dieser Stromlinie, die, ansteigend wie ein Rodinscher Kontur, eine Fülle abgewandelter Bewegtheit enthält, Ausweichungen und Wendungen wie eine Schädelnaht, Millionen kleiner Gebärden, mit denen sie sich nach rechts und nach links wendet wie jemand, der austeilend durch eine Menge geht und da noch jemanden sieht und dort noch einen, der seiner bedarf, und nur langsam vorwärts kommt. – Zum erstenmal fühle ich einen Fluß so, so wesenhaft, so bis an den Rand der Personifikation heran wirklich, so als ob er ein Schicksal hätte, eine dunkle Geburt und einen großen ausgebreiteten Tod, und zwischen beiden ein Leben, ein langes, ungeheures, fürstliches Leben, das allen, die in seiner Nähe waren, zu tun gab, jahrtausendelang; so groß war es, so anspruchsvoll, so wenig zu bewältigen. (Wie war

die Wolga dagegen unpersönlich, wie war sie nur ein immenser Weg durch jenes andere erhabene Land, dessen Gott noch überall im Werden ist –.) Aber während ich dem heiligen Wundertäter auf seinem Wege nachgehe, an den Namen vorbei, die schwer sind von einem Niederschlag uralter Bedeutungen, steigt, wie ein Gegenspiel seiner Sichtbarkeit und Sicherheit, die Wüste herauf, ungewiß, ohne Ende und ohne Anfang, wie Ungeschaffenes; Weiten, die manchmal aufstehn und überall sind, mit ihrem Nichts die Himmel zerstörend, ein Gewebe uralter Wege, die sich gegenseitig aufheben, ein Meer, dessen Ebbe bis auf den Grund, dessen Flut bis an die Sterne geht und ansteigt wie Jähzorn, unberechenbar, unbegreiflich, unaufhaltsam. Wenn man das Meer gesehen hat und sich gewöhnt hat an die unendliche Gegenwart der Himmel, die die flache Erde spiegelt und denen sie sich an anderen Orten entgegenstemmt mit den Strebemauern ihrer Gebirgszüge, wenn man von alledem einen Anfang begriffen hat, dann bleibt noch dieses Eine, Uneinbegriffene: die Wüste. Du wirst sie sehen. Wirst das Haupt der großen Sphinx sehen, das sich mühsam emporhält aus ihrem beständigen Anschwellen, dieses Haupt und dieses Gesicht, das die Menschen begonnen haben in seiner Form und Größe, dessen Ausdruck aber und Schauen und Wissen unsäglich langsam vollendet ward und so ganz anders als unser Angesicht. Wir stellen Bilder aus uns hinaus, wir nehmen jeden Anlaß wahr, weltbildend zu werden, wir errichten Ding um Ding um unser Inneres herum –: hier aber war eine Wirklichkeit, die sich von außen in diese Züge warf, die nichts als Stein sind. Die Morgen von Jahrtausenden, ein Volk von Winden, der Aufstieg und Niedergang unzähliger Sterne, der Sternbilder großes Dastehen, die

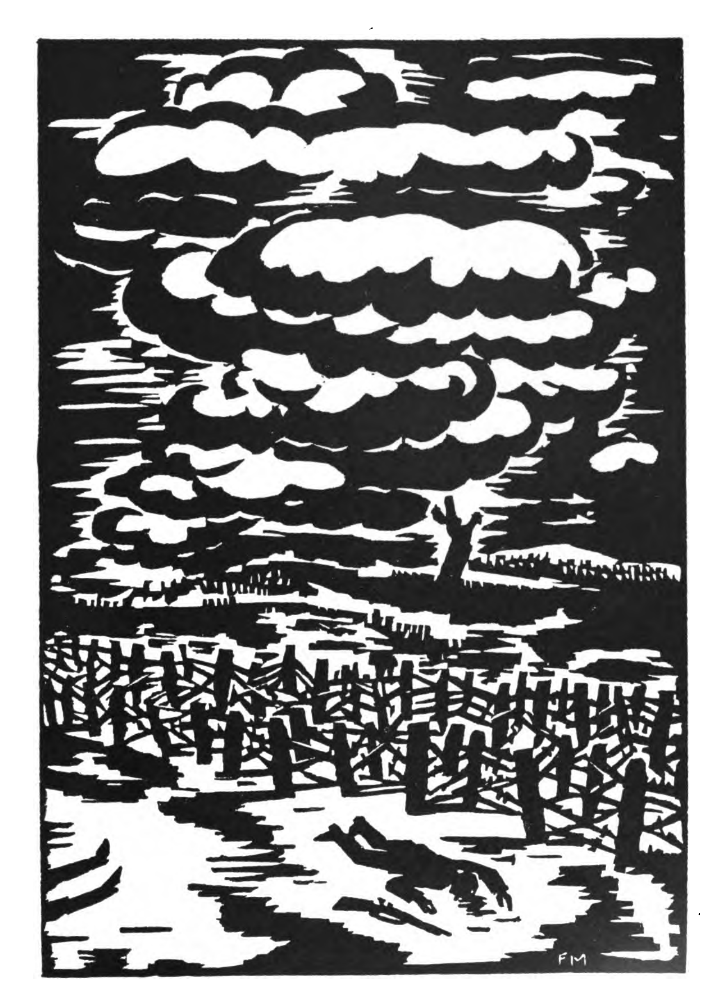
Glut dieser Himmel und ihre Weite war da und war immer wieder da, einwirkend, nicht ablassend von der tiefen Gleichgültigkeit dieses Gesichtes, so lange, bis es zu schauen schien, bis es alle Anzeichen eines Schauens genau dieser Bilder aufwies, bis es sich aufhob wie das Gesicht zu einem Innern, darin alles dieses enthalten war und Anlaß und Lust und Not zu alledem. Und da, in dem Augenblick, da es voll war von allem Gegenüber und geformt von seiner Umgebung, war ihm auch schon der Ausdruck hinausgewachsen über sie. Nun wars, als ob das Weltall ein Gesicht hätte, und dieses Gesicht warf Bilder darüber hinaus, bis über die äußersten Gestirne hinaus, dorthin, wo nie noch Bilder gewesen waren... Sag mir,..., ob es nicht so ist? Ich denke mir: es muß so sein, unendlicher Raum, Raum, der hinter den Sternen weitergeht, muß, glaub ich, um dieses Bild herum entstanden sein...

„Briefe 1906 bis 1907“

KIN PING MEH

Frau Hua knüpft über die Mauer hinweg heimliche Fäden. Zofe Ying Tschun späht durch die Fensterritze

Eines Tages hatte Hsi Men eine Einladung zu seinem Nachbar Hua Tse Hsü erhalten. Als er um die Mittagsstunde hinüberkam und in Gedanken versunken den Außenhof durchschritten hatte, wäre er beinahe mit Frau Hua zusammengestoßen, so überraschend stand sie mit einem Male auf der erhöhten Plattform innerhalb der zweiten Pforte vor ihm. Er hatte sie wohl schon früher einmal bei einem Besuch auf dem Landgut seines Freundes von



Frans Masereel: Holzschnitt aus „Medardus“

weitem gesehen, aber heute war es das erstemal, daß er ihren Anblick aus nächster Nähe genießen durfte. Der heißen Jahreszeit entsprechend war sie nur leicht gekleidet. Ihr dünnes Obergewand ließ den Hals offen und schloß sich über dem Busen so lose wie die beiden Hälften einer gespaltenen Lotoswurzel, die nur noch mit zarten Fasern zusammenhängen. Unter dem durchbrochenen Saum ihres weißen Obergewandes lugten wie zwei spitze Zünglein zierliche rote, mit dem Phönix-Enten-Muster bestickte Satinpantöffelchen hervor. Um das Haar spannte sich ein Silbermaschennetz, an den Ohren funkelten goldgefaßte Rubinanhänger. Ihre volle Gestalt war von Mittelgröße, das runde Oval ihres Melonengesichtes war von zwei feingeschwungenen Brauen markiert. Ihr Anblick machte, daß seine Sinne in Himmelsweiten davonstoben.

Sie erwiderte seine tiefe Verbeugung mit einem leisen Wan fu „Zehntausendfaches Glück!" und zog sich alsbald zurück. Aber nachdem ihn eine Zofe ins Empfangszimmer geleitet und zum Platznehmen genötigt hatte, tauchte ihr herrliches Antlitz halbversteckt am Türrand wieder auf, und er hörte sie sagen: „Verweilt Euch, bitte, einen Augenblick. Mein Gatte ist eben noch auf einem Geschäftswege. Er wird bald zurück sein."

Und eine Weile später, nachdem ihm die Zofe Tee serviert hatte, hörte er ihre Stimme erneut hinter der Tür:

„Darf ich eine Bitte an Euch richten, edler Herr? Sollte mein Mann heute mit Euch auszugehen wünschen, um an einer gewissen Stätte Wein zu trinken, so sorgt um meiner Ehre willen dafür, daß er nicht allzulange ausbleibt. Übrigens bin ich augenblicklich mit meinen zwei Zofen ganz allein im Haus."

Hsi Men hatte gerade noch Zeit zu versichern: „Frau Schwägerin, ich werde nicht verfehlen..."

Da wurde Freund Hua's Rückkunft gemeldet, worauf die Gattin sofort von der Tür verschwand. Ihre Ahnung hatte sie nicht getrogen. Ihr Mann hatte Hsi Men nur herübergebeten, um sehr bald mit ihm zu einem Gang nach Mutter Wu's Kuppelquartier aufzubrechen. Denn dort beging seine Freundin ‚Silberchen' gerade heute, am Vierundzwanzigsten des sechsten Monats, ihren Geburtstag, und der mußte natürlich fröhlich gefeiert werden. Dem Wunsch der schönen Frau Hua entsprechend, brachte Hsi Men den schwer berauschten Freund, dem er nach Kräften zu diesem Zustand mit verholfen hatte, bereits am frühen Abend nach Hause zurück. Als man den Trunkenen glücklich ins Innere gebracht hatte und Hsi Men sich wieder empfehlen wollte, erschien Frau Hua bei ihm im Gastzimmer unter dem Vorwand, ihm für seine Begleitung Dank zu sagen.

„Mein Tölpel von Mann hat sich natürlich beim Trinken wieder übernommen", sprach sie. „Wie rücksichtsvoll von Euch, ihn nach Hause zu begleiten!"

Hsi Men verneigte sich.

„Oh, bitte sehr. Ein Geheiß von Euch wird mir stets wie eine erzene Inschrift ins Herz gegraben, in die Knochen geschnitten sein. Überdies hatten wir denselben Weg. Ich bedaure nur, daß meine Unachtsamkeit es nicht zu verhindern wußte, daß er sich in jenem Haus so lange aufgehalten hat. Es kostete meine ganze Kraft, ihn zum Aufbruch zu bewegen. Und als wir unterwegs an der ‚Halle des Freudensterns', dem Quartier von Mutter Tschong, vorüberkamen, da hatte ich wieder die größte Mühe, einen Aufenthalt zu vermeiden. Kaum hatte er nämlich die kleine

'Lieblingsparfüm', übrigens ein recht hübsches Ding, die zufällig vorm Eingang stand, zu Gesicht bekommen, da zog es ihn mit aller Macht hinein. Hätte ich ihn gewähren lassen, dann wäre er bestimmt die ganze Nacht dort geblieben. Wie kann man nur eine junge liebe Gattin daheim derart vernachlässigen! Es ist wirklich unverantwortlich von dem dummen Kerl!"

„Da habt Ihr recht. Ich bin vor Kummer schon ganz krank über sein leichtsinniges Treiben. Darf ich hoffen, daß Ihr ihn mir zuliebe auch künftig etwas beaufsichtigen werdet? Ich wäre Euch von Herzen dankbar!"

Nun, Hsi Men war ein Mensch, bei dem ein leiser Klaps auf den Kopf genügte, um die Fußsohle augenblicklich das Echo nachklappen zu lassen. Dank seiner jahrelangen Erfahrung im Spiel des Mondes und der Winde begriff er sofort, daß ihm die schöne Frau Hua mit ihren Worten eine bequeme Einfahrt in den Hafen der Liebe geöffnet hatte. Sollte er blöde sein und die Weise, die sie anschlug, überhören? Und ein verstehendes Lächeln schob sich über sein Gesicht, als er erwiderte: „Seid unbesorgt, Frau Schwägerin! Ich werde ihn mit aller Strenge beaufsichtigen."

Sie dankte und empfahl sich. Er aber trank seine Tasse Tee mit Aprikosenkernschaum aus und wandte sich befriedigt zum Gehen.

Von nun an ging er planmäßig vor. Sooft er mit Freund Hua ein Freudenhaus aufsuchte, mußten seine Kumpane Schnorrer Ying und Hsiä Hsi Ta den andern beim Becher festhalten und möglichst dazu verleiden, außer Hauses zu übernachten. Er selbst machte sich dann verstohlen davon und stellte sich daheim vor seiner Haustür auf die Lauer. Sobald er nun bemerkte, daß seine

schöne Nachbarin ihrerseits mit den beiden Zofen im Nebentor erschien, um nach dem abwesenden Gatten Ausschau zu halten, pflegte er von ungefähr in ihrer Nähe vorüber zu spazieren, sich bald nach Ost zu wenden, bald nach West zu drehen, sich auch durch Räuspern bemerkbar zu machen und angelegentlich zu dem Schatten im Torweg hinüber zu spähen. Sie wiederum pflegte sich bei seinem Nahen stets scheu ins Torinnere zurückzuziehen, sobald er aber vorüber war, behutsam wieder herauszuwagen und mit vorgerecktem Kopf nach ihm zu lugen. So trieben sie beide ein erwartungsvolles Augenspiel, und eins hoffte vom andern, es möchte den Beginn der Annäherung machen.

Eines Abends stand er wieder auf seinem gewohnten Posten, da trat von drüben Zofe Hsiu Tschun auf ihn zu.

„Wünscht deine Herrin etwas von mir?“ fragte er gespannt.

„Ja, sie möchte Euch sprechen. Der Herr ist nicht zu Hause.“

Eilig folgte er der Aufforderung und ließ sich in das Empfangszimmer führen.

„Ihr wart neulich so gütig...“ begrüßte ihn die Nachbarin. „Seid Ihr vielleicht heute oder gestern mit meinem Mann zusammengetroffen? Er ist seit zwei Tagen verschwunden.“

„Gewiß, wir waren gestern bei Mutter Tschong zusammen. Ich mußte Geschäfte halber etwas früher fort. Heute habe ich ihn nicht gesehen, und ich kann wirklich nicht sagen, wo er augenblicklich steckt. Ich bin nur beruhigt, daß ich selbst nicht mehr dort bin, sonst müßte ich ja die schwersten Vorwürfe von Eurer Seite gewärtigen, daß ich mein Versprechen so wenig einlöse.“

„Ach, er bringt mich noch zur Verzweiflung mit seiner Rück-

sichtslosigkeit! Muß er sich denn beständig draußen unter Blumen und Weiden herumtreiben und sein Heim vernachlässigen?"

„Er ist sonst der beste, liebenswürdigste Mensch..." heuchelte Hsi Men seufzend, der sich in der Besorgnis, vom Gatten überrascht zu werden, bald darauf empfahl.

Als Freund Hua am nächsten Tage nach Hause kam, entlud seine Frau den gegen ihn aufgespeicherten Groll in heftigen Vorwürfen, dann fuhr sie fort:

„Unser Nachbar Herr Hsi Men war so aufopfernd, sich etwas um dich zu kümmern, sonst würdest du ganz und gar verkommen. Wir sind es ihm schuldig, unsern Dank durch eine kleine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Das erhält die Freundschaft."

Woraufhin Freund Hua gehorsam vier Schachteln mit kleinen Geschenken vollpackte und samt einem Krug besten Weins ins Nebenhaus schickte.

Mondfrau, von Hsi Men über das Motiv dieser Spende aufgeklärt, meinte sarkastisch:

„Sieh da, du kümmerst dich um seinen soliden Lebenswandel! Du solltest dich lieber um deinen eigenen Lebenswandel kümmern! Das ist gerade, wie wenn ein Lehmbuddha einen Tonbuddha schulmeistern will. Treibst du dich nicht selber den ganzen Tag draußen herum? Übrigens, anstandshalber müssen wir diese Aufmerksamkeit erwidern. Sieh doch mal nach, wessen Unterschrift auf dem Begleitschreiben steht. Ist es die Unterschrift seiner Frau, dann muß ich mit einer Einladung an sie erwidern. Ist es dagegen Herrn Huas Unterschrift, dann überlasse ich dir, was du tun willst."

„Es ist seine Unterschrift", erwiderte Hsi Men. „Ich werde ihn für morgen einladen."
Nachdem sich also Freund Hua einen Tag lang hätte üppig traktieren lassen, war es wiederum dessen Gattin, die ihm vorrechnete, daß die paar schäbigen Geschenke doch in gar keinem Verhältnis zu der reichlich genossenen Gastfreundschaft ständen. Man sei dem Nachbarhaus gegenüber wieder in Schuld, und es wäre unbedingt nötig, daß man sich mit einer baldigen Gegeneinladung revanchiere. Dazu bot der neunte Tag des neunten Monats, das Chrysanthemumfest, Gelegenheit. Freund Hua lud also Hsi Men nebst vier weiteren Kumpanen für diesen Tag zur Chrysanthemenschau in sein Haus. Zwei Tänzerinnen waren zur Unterhaltung engagiert, und es ging wie üblich hoch her.

Das ist die Zeit, wenn flinke Hasen
Im Zickzackbogen über Äcker fliehn,
Wenn rot getupft erglühen Baum und Rasen,
Von gelben Blumen seltne Düfte ziehn.
Was kümmert uns der Trauerflug der Raben?
Man muß der Zeiten Gunst nur recht verstehn.
An Wein uns und an schmucken Dirnen laben
Und die Geliebte hinterm Vorhang spähn!

Es war um die Stunde, da man die Laterne zur Hand nimmt, als sich Hsi Men von der Tafel erhob, um einmal zu verschwinden. Draußen vor der Tür wäre er im Dustern beinahe mit Frau Hua zusammengestoßen, die den Platz neben der Geistermauer als Beobachtungsposten erwählt hatte. Sie verzog sich schnell zur westlichen Seitenpforte. Gleich darauf trat aus der Dunkelheit Zofe Hsiu Tschun auf ihn zu.

„Meine Herrin läßt Euch bestellen," flüsterte sie, „Ihr möchtet im Trinken Maß halten und Euch beizeiten empfehlen. Sie wird Euch später eine weitere Botschaft zugehen lassen."
Hsi Men vergaß beinahe vor Freude, sein Geschäft zu Ende zu verrichten. Wieder an der Tafel, vermied er von nun an nach Möglichkeit zu trinken, indem er sich berauscht stellte.
Indes mußte sich die unruhig hinter dem Vorhang auf und ab gehende Frau Hua noch eine geraume Weile gedulden. Die erste Nachtwache war fast schon vorüber, und sie sah Herrn Hsi Men immer noch an der Tafel sitzen und in verstellt schläfriger Haltung vor sich hindösen. Seine Kumpane Schnorrer Ying und Hsiä Hsi Ta schienen wie angenagelt auf ihren Stühlen. Sie rührten sich auch dann nicht vom Platz, als endlich die zwei anderen Zechbrüder Tschu Schi Niän und Sun Tiän Hua verschwanden. Frau Hua verging vor Ungeduld. Endlich erhob sich Hsi Men zum Fortgehen.
„Brüderchen, warum kannst du denn nicht stille sitzen?" fragte vorwurfsvoll Freund Hua. „Du bist heute recht unhöflich gegen deinen Gastgeber."
„Besoffen bin ich, kann mich kaum auf den Beinen halten", gab Hsi Men lallend zurück und schwankte unter künstlichem Torkeln, von zwei Dienern gestützt, zur Tür hinaus.
„Weiß nicht, was heute mit ihm los ist", brummte Schnorrer Ying hinter ihm her. „Will nicht saufen und ist schon von den paar Tropfen besoffen. Aber das soll uns andern nicht abhalten, noch ein paar Dutzend Runden zu genehmigen. Wir sind ja jetzt so schön unter uns."
„Freches Gesindel!" murmelte Frau Hua hinter dem Vorhang wütend vor sich hin. Dann ließ sie ihren Mann herausbitten.

„Tu mir den Gefallen und verziehe dich mit den beiden Kerlen in dein Freudenhaus! Da mögt ihr meinetwegen weiterzechen. Nur verschone mich hier mit diesem wüsten Krach und Lärmen! Soll ich euretwegen die ganze Nacht hindurch Öl und Herdfeuer verschwenden? Das fällt mir nicht ein!"

„Ich möchte schon ausgehen, aber du wirst mir dann wieder Vorwürfe machen."

„Meinetwegen brauchst du vor morgen nicht nach Hause zu kommen."

Das ließ sich Freund Hua nicht zweimal sagen, und seine beiden Kumpane waren nicht weniger einverstanden. So zog man also, es war kurz vor Mitternacht, in Begleitung der beiden Tänzerinnen los. Die Diener Tiän Fu'rl und Tiän Hsi'rl wurden mitgenommen.

Mittlerweile saß Hsi Men im Dunkel einer Parklaube dicht neben der Mauer, die sein Grundstück von dem des Nachbarn Hua trennte, und harrte auf die versprochene Botschaft. Jetzt hörte er, wie drüben ein Hund anschlug und eine Tür kreischte. Dann Stille. Kurz darauf tönte von der Mauerkrone her ein Katzenmiauen. Er blickte hin. Da sah er Zofe Ying Tschun sich über die Mauer neigen und ihm zuwinken. Er begriff. Schnell einen Tisch an den Fuß der Mauer geschoben, eine Bank drauf gestellt, und schon war er hinübergeklettert. Auf der andern Seite fand er zum Abstieg eine angelehnte Leiter vor. Er wurde in das von Kerzen erhellte Gastzimmer geleitet. In leichtem Hausgewand, das Haar bloß und aufgelöst, erschien die schöne Nachbarin, nötigte ihn zum Platznehmen und kredenzte ihm den Willkommentrunk.

„Ich verging schon vor Ungeduld," fuhr sie nach einigen höf-

lichen Eingangsfloskeln fort, „die beiden dreisten Burschen, die
mein Mann eingeladen hatte, machten durchaus keine Anstalt,
sich zu erheben. Da habe ich ihm nahegelegt, das Gelage im
Freudenhaus fortzusetzen. So bin ich die lästige Gesellschaft los-
geworden."
„Aber wenn nun Bruder Hua plötzlich heimkommt?" forschte
der vorsichtige Hsi Men.
„Oh, ich habe ihm bis morgen Urlaub erteilt. Die beiden Die-
ner haben ihn übrigens begleitet. Ich bin ganz allein mit meinen
beiden Zofen. Und die alte Fong, meine frühere Bonne, die das
Tor hütet, ist völlig zuverlässig und verschwiegen."
Hsi Men war beruhigt und begab sich nun unbedenklich dem
Genuß der Stunde hin. Schulter an Schulter, Schenkel an Schen-
kel gepreßt, trank er mit ihr aus gleichem Becher, vom selben Po-
kal. Zofe Ying Tschun schenkte ein, Zofe Hsiu Tschun servierte
die Speisen. Und dann zog man sich in das von Parfümwolken
erfüllte Schlafgemach zurück und überließ sich unter buntsei-
digen Vorhängen den Freuden des Lagers.
Frau Hua hatte vorher vorsorglich das pergamentbespannte Dop-
pelfenster geschlossen, um sich etwaigen neugierigen Blicken von
draußen zu entziehen. Sie hatte nicht mit der Schlauheit ihrer Zofe
Ying Tschun gerechnet. Das vorwitzige siebzehnjährige Ding
konnte sichs nicht versagen, sich unter den Fenstersims zu schlei-
chen und mit einer Haarnadel ein Guckloch durch die zwiefache
Pergamentscheibe zu bohren. Da gewahrte sie nun im Wider-
schein der Lampen und Kerzen ein Etwas, das sich am Bettvor-
hang wie der Schatten eines zappelnden, seltsam geformten Rie-
senfischs abzeichnete, und sie vernahm abwechselnd Laute wie
das Kreischen eines Papageien und das Zwitschern einer Schwal-

be. Dann hatte sich das seltsame Wesen beruhigt, es spaltete sich in zwei Hälften, und an ihr Ohr drangen Worte:
„Wieviel grünende Lenze zählt Ihr gegenwärtig?"
„Dreiundzwanzig. Und welches ist das Alter Eurer Ersten?"
„Sechsundzwanzig."
„Also drei Jahre älter als ich. Ich möchte ihr übrigens gern meine Aufwartung machen und eine Kleinigkeit schenken. Aber vielleicht wird sie meinen Verkehr nicht wünschen?"
„Seid unbesorgt. Sie ist ein gutartiger Charakter."
„Wenn sie nun etwas von Eurem nächtlichen Ausflug gemerkt hat, was werdet Ihr dann sagen?"
„Oh, meine Frauen wohnen alle entfernt, sie können nichts gemerkt haben. Nur die Fünfte bewohnt ganz in der Nähe für sich einen Gartenpavillon. Aber sie wird sich hüten, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."
„Wie alt ist die Fünfte?"
„Ebenso alt wie die Erste."
„Falls sie meine unzulängliche Person nicht verschmäht, möchte ich gern mit der Fünften Schwesternschaft machen. Ich werde ihr und der Ersten morgen zwei Paar eigenhändig angefertigte Pantoffeln überbringen."
Sie löste zwei goldene Agraffen aus ihrem Haar und reichte sie Hsi Men: „Aber laßt sie nicht meinen Mann sehen!"
Sie blieben beisammen, bis draußen der erste Hahnenschrei ertönte und fahler Schein im Osten den nahenden Morgen kündete. Dann kehrte er auf demselben Weg, wie er gekommen war, in sein Grundstück zurück. Sie hatten noch für künftige Besuche ein geheimes Zeichen verabredet. Durch Husten und Herabwerfen eines Mauerziegels sollte ihm von der Mauer

aus zu verstehen gegeben werden, wenn die Luft drüben rein sei.
Hsi Men hatte sich in den Pavillon von Goldlotos begeben, die noch im Bett lag.
„Wo hast du denn diese Nacht gesteckt?“ fragte sie ihn.
„Mit Bruder Hua im Quartier von Mutter Wu. Ich war nur aus Gefälligkeit mitgegangen.“
Sie glaubte ihm, aber dennoch blieb der Schatten eines Zweifels in ihrem Herzen haften.
Eines Nachmittags saß sie mit Mong Yü Loh in einer Gartenlaube bei der Nadelarbeit. Plötzlich plumpste dicht vor der Laube ein Ziegelstein zu Boden. Während Mong Yü Loh erschrocken die Füße einzog und den Kopf senkte, hatte Goldlotos zufällig ihre Blicke nach der nahen Parkmauer schweifen lassen, und da sah sie an einer gewissen Stelle schattenhaft den hellen Fleck eines Gesichts auftauchen und gleich wieder verschwinden. Goldlotos stieß ihre Gefährtin an und zeigte nach der betreffenden Stelle.
„Schwester drei, da drüben liegt doch das Grundstück von Nachbar Hua,“ sprach sie leise, „und das war doch die alte Fong, die da eben herüberschaute und gleich wieder verschwand, als sie uns hier sitzen sah. Ich habe sie deutlich erkannt. Ob die wohl bloß unsere Blumen betrachten wollte?“
An diesem Abend ließ sie insgeheim Hsi Men nicht aus den Augen. Er hatte, als er sie für eine kurze Weile im Pavillon aufsuchte, auf ihre Frage, ob er zu essen und zu trinken wünsche, zerstreut gedankt und sich bald wieder in den Park entfernt. Gespannt folgte sie ihm von weitem nach. Er schlug die Richtung nach der Parkmauer ein. Auf einmal sah sie oberhalb der Mauer dasselbe Gesicht wie am Nachmittag auftauchen, und gleich dar-

auf bemerkte sie, wie er hurtig eine Leiter an die Mauer legte und behutsam hinüberkletterte. Nachdenklich kehrte sie in den Pavillon zurück. Lange Zeit ging sie ruhelos im Zimmer auf und ab, und als sie sich endlich hinlegte, konnte sie die ganze Nacht keinen Schlummer finden.

In der zeitigen Morgenfrühe erschien er in ihrem Schlafzimmer und setzte sich dicht neben sie an den Bettrand. Aus halbgeschlossenen Augen ihn von der Seite anblinzelnd, las sie in seinem Gesicht deutlich Verlegenheit und Schuldbewußtsein. Jetzt richtete sie sich auf, faßte mit der einen Hand sein Ohr und schaute ihn streng an.

„Treuloser! gestehe, wo hast du die Nacht über gesteckt?“ schalt sie. „Aber, bitte, keine Ausflüchte! Ich kenne nämlich deine Schliche. Heute nachmittag, als ich mit Mong Yü Loh in der Laube bei der Nadelarbeit saß, waren wir zufällig Zeugen, wie man dir von drüben her Zeichen gab. Und wenn du neulich behauptet hast, dein Freund Hua hätte dich mitten in der Nacht ins Freudenhaus geschleppt, so verstehst du darunter natürlich dieses Hahnreis eignes Haus, nicht wahr? Also wie oft hast du's mit diesem lüsternen Weib von nebenan getrieben? Bist du offen und ehrlich, so will ich schweigen. Aber suchst du mich mit einem einzigen Wort zu hintergehen, dann werde ich dich undankbaren Schlingel entsetzlich blamieren. Dann sollst du nicht einmal ein Stückchen Erde für einen bescheidenen Begräbnisplatz finden!“

Hsi Men sah sich ertappt. Da zog er es vor, sich klein wie ein Zwerg zu machen. Er fiel vor ihr auf die Kniee und bettelte demütig: „Liebes kleines Ölmaul, bitte, keinen Lärm! Ich will dir alles beichten.“

Und als er gebeichtet hatte, schloß er: „Übrigens will sie dir und der Ersten nächstens einen Freundschaftsbesuch machen und euch mit eigenhändig angefertigten Pantoffeln beglücken. Mit dir möchte sie gern Schwesternschaft schließen."

Aus dem Roman „Kin Ping Meh". Übertragen aus dem Chinesischen von Franz Kuhn

---

KARL SCHEFFLER / REMBRANDT

Die schönsten Bilder von Frans Hals hängen in Haarlem; die bedeutendsten von Rembrandt sieht man im Haag und in Amsterdam. Schon an anderer Stelle war die Rede von dem Plan, in Holland alle großen Galerieen in einer Zentralgalerie, im Amsterdamer Reichsmuseum, zu vereinigen. Selbst wenn man den Plan nicht unterstützt, kommt einem der Wunsch, die wichtigsten Bilder von Hals und Rembrandt einmal nebeneinander zu sehen: die „Regenten und Regentinnen des Altmännerhauses" neben den „Staalmeesters", die „St.-Georgs-Schützen" neben der „Nachtwache", die besten Einzelbildnisse von Hals neben denen von Rembrandt, an der Spitze dessen Sixporträt. Eine solche Ausstellung wäre in einer unerhörten Weise aufschlußreich. Zum Greifen deutlich würde es werden, was die beiden großen Maler verbindet und was sie scheidet, was in beiden holländisch ist und was allmenschlich. Die Begegnung würde zu einer grandiosen Antithese werden.

So einfach, unkompliziert und klassisch in seiner Geradlinigkeit Frans Hals ist, so zusammengesetzt und vielfältig ist Rembrandt. Er vereinigt in seinem Wesen ein ganzes Bündel von Begabun-

gen und Interessen. Er vermochte nicht nur eine Seite des Lebens zu sehen, und er schilderte darum nicht nur rein optisch das Zuständliche, sondern er sah immer mehrere Seiten zugleich; an seinem Sehen nahm das Wissen teil, und er war vielleicht der erste, dem es ganz klar wurde, daß alles Sehen eine Vision und daß alles Reale darum in einem höheren Sinne unwirklich ist. Zum Absoluten ist er vorgedrungen, weil er alles relativ nahm. Auch er lebte durch das Auge und immer wieder mächtig durch das Auge. Neben der Phantasie des Sehens ist bei ihm aber auch die der Lebenserkenntnis beteiligt. Ungesucht wurde ihm alles zum Gleichnis. Vor seinen nach der Natur gemalten Bildnissen sieht man, wie ihm beim Malen eine Fülle von Gedanken durch den Kopf gegangen ist. Aufs tiefste empfand er den Widerspruch zwischen Schein und Sein. Das erzeugte in ihm eine beständige Spannung, die so stark war, daß sie ihn zeitweise zu zerstören drohte. Immer ging er vom Unmittelbaren, von sinnlichen Eindrücken aus; doch verwandelte sich dann der Eindruck in ihm – ohne aber an optischer Überzeugungskraft einzubüßen. Alles ging ihm durch eine deutende und umdeutende Phantasie dahin. Und diese Spannung führte ihn, wie es nicht anders sein konnte, zum Dramatischen.

Was immer Rembrandt anpackt: er hebt es auf eine Bühne, er beleuchtet es mit dem Scheinwerfer eines idealisierten Lichtes, er läßt seine Gestalten das Leben in einer magischen Weise symbolisch agieren. Rembrandt ist von Grund auf dramatisch, und er ist von Grund auf tragisch. Noch mehr: er hat auch das Theaterblut des großen Tragikers, jene künstlerische Wirkungsabsicht, der alles zum Phänomen wird. Die blendende Prunk- und Prachtliebe Rembrandts deutet auf sein Theaterblut. Unwillkürlich

denkt man an Shakespeare, den kongenialen englischen Dichter,
der ein Zeitgenosse Rembrandts war und dessen universelle Natur
ebenfalls barocke Formenfülle zu vermenschlichen verstand, des-
sen Begabung auch ein Kosmos war, im göttlichen Gleichge-
wicht schwebend und doch immer in Gefahr, sich selbst zu ver-
nichten, dessen Genie auch aus stinkender Realität Wunderblu-
men der Romantik emportrieb und in dem auch neben dem ver-
schwiegenen Tragiker der wirkungsfrohe und sogar laute Schau-
spieler lebte.

Alles drängt bei Rembrandt zum Heroischen; doch wird nichts
Wirkliches dabei übersprungen. In diesem Willen zum Hero-
ischen ist nicht eitles Geltungsbedürfnis, er entspringt vielmehr
einem inneren Müssen; Rembrandt ist von Natur ein gesteigerter
Mensch. Auch Rubens ist in einer herrlichen Art heroisch, doch
ist er nicht frei von Heldengesten. Rembrandts Heroismus ist fast
verlegen, ist scheu und blöde, er ist ungeschickt und schämt sich.
Sein Heroismus meint, bei allem Szenarischen, das Seelische, das
ganz Menschliche. Kein menschlicherer Mensch hat je den Pin-
sel geführt und malend die Wechselwirkungen der inneren und
äußeren Welt dargestellt. Es gibt keinen, der diese Mischung von
Prachtliebe und Abkehr vom Weltlichen hätte. Er verkleidet sich
selbst, Saskia und alle Modelle; doch bleiben es nicht Kostüme
und Requisiten, sondern es wird die Stimmung des Alttestamen-
tarischen im holländischen Alltag, im Amsterdamer Judenvier-
tel erweckt. Rembrandt vereinigt gegensätzliche Eigenschaften –
und findet die Synthese. Ein Schauspieler des Lebens, ein Schau-
spieler seines eigenen Glücks und Leidens!

Alle diese Feststellungen enthalten Hinweise auf Gefahren für den
Maler. Rembrandt aber hat alle Gefahren siegreich bestanden.

Sein Auge, das die Leidenschaft für das Licht und für die Schatten hatte, steigerte die Erscheinung: ins Romantische, ins Exotische, ins Phantastische; aber es war immer das Auge, das so verfuhr. Alles war aus Anschauung geboren und blieb Anschauung, alles zielte auf Ausdruck, ohne sich fremd vom optischen Eindruck zu lösen. Rembrandt dirigierte das Licht wie ein Regisseur, aber auch wie ein Schöpfer, der dem Gesetz des Lichts folgt. Seine Malerei wandelt wie an Abgründen: doch bleibt sie schwindelfrei und schreitet sicher dem Ziele zu. Diese Malerei lebt von der großen, immer neuen Verwunderung des Auges und der Seele, in ihr wird jede Form, jeder Ton, jede Farbe wie eine Offenbarung erlebt; wie eine Offenbarung, die berauscht, im Rausch aber nur um so besonnener erscheint. Dieses Talent ist des höchsten Aufschwungs fähig, ja es erscheint beständig inspiriert; und doch steht ein Mensch dahinter, der schwerblütig ist, der mit sich kämpft, immer Neues von sich fordert, das schon Erreichte unbedenklich aufgibt, ewig unzufrieden nach Tieferem verlangt und so wie ein ewiger Phönix erscheint. Er ist das Urbild des faustischen Künstlers, der durch innere Heftigkeit in Freud und Leid bis zum Sensationellen getrieben werden kann, der sich in seinen Bildern entladet und befreit und dessen Lebenslauf darum von seinen Werken abgelesen werden kann. Ein Mensch voll drängender Erotik, der aber alles Erotische in seine Kunst leitete – und den Bürger dadurch verstimmte. Denn gemalte Zwei- und Eindeutigkeiten ließ sich der Holländer des siebzehnten Jahrhunderts gefallen, nicht aber die Erotik als Urkraft. Ein ganz dunkler, undurchsichtiger Charakter, unzugänglich, schwer zu behandeln, sehr empfindlich, geizig und verschwenderisch in einem, ein Charakter, in dem es beständig dumpf zu grollen scheint.

Schon der äußeren Erscheinung, wie er sie selbst in vielen Selbstbildnissen schonungslos gedeutet hat, sieht man die „Wildheit des Geistes“ an, das Süchtige nach Augenschmaus sowohl wie nach Seelenerkenntnis, das Grausame, das Unbedenkliche – das ihn denn ja auch bis zu einer gewissen Unsauberkeit im Geschäftlichen geführt hat. Aber man sieht der Erscheinung auch die Bessesenheit des unter der Geniefülle Leidenden an, dessen Aufgabe es geworden ist, dem Menschen eine neue innere Würde zu verleihen. So mußte das Genie aussehen, damit in einer bürgerlichen Welt der erste Maler-Märtyrer erscheinen konnte, der „erste Ketzer unter den Malern“. Gelebt, gekreuzigt, gestorben, niedergefahren zur Hölle und wiederauferstanden. Er hat malend Zeugnis abgelegt; darum haben ihm die Nachgeborenen den Rang eines Heiligen verliehen.

Rembrandt wurde in Leiden als Sohn eines Müllers geboren. Er hat seine Eltern so oft gemalt und radiert, daß wir mit seiner Familie ganz vertraut sind. Der Unterricht auf der Lateinschule der Leidener Universität hat auf ihn sichtbar Eindruck gemacht; denn die erworbene Gelehrsamkeit spiegelt sich in der Folge in vielen Sujets wider, im „Raub der Proserpina“, in der „Minerva“, im „Raub der Europa“, im „Raub des Ganymed“ usw. Hier sind gleich drei Raubszenen. Sie deuten auf einen Trieb zum Abenteuerlichen in dem jungen Maler. Rembrandt lernte bei Jacob van Swanenburch und bei Pieter Lastman. Durch diesen wurde er auf Caravaggio verwiesen und kam mittelbar auch in Berührung zu Elsheimers römisch-deutschen Idyllen. Als Rembrandt im starken Gefühl junger Männlichkeit und eines üppigen Bluts sich im Jahre 1634 mit der wohlhabenden Saskia verheiratet hatte, gewann er in Amsterdam als Bildnismaler schnell Ruhm. Er konnte sich

fünf Jahre später in der Breestraat das stattliche Haus erwerben, das heute noch ein Ziel aller Rembrandt-Freunde ist. Saskia starb 1642 und hinterließ ihrem Gatten einen schwächlichen Sohn, den oft dargestellten Titus. Rembrandt nahm dann die junge Hendrickje Stoffels ins Haus und hatte wegen dieser freien Verbindung manches von den sittenstrengen geistlichen Behörden auszustehen. Wie denn dieser ganz unbürgerliche Mensch überhaupt in der bürgerlichen Umwelt beständig anstoßen mußte. Um so mehr, als er mit Geld nicht umzugehen verstand und nicht nur das Moralgefühl, sondern auch das Besitzgefühl der Selbstgerechten verletzte. Zu Saskias Lebzeiten füllte er sein Haus an mit teuren Sachen, mit Waffen, Kostümen und edlen Stoffen, mit Möbeln, Rüstungen, Raritäten und mit Werken anderer Künstler aus fremden Ländern. Sein Auge liebte die schönen Dinge, er wollte vom Seltenen und Kostbaren umgeben sein, er schmückte die Geliebte bis zum Phantastischen, und er war hungrig nach fremder Kunst. Denn sein Genie nahm alles auf, um es zu verarbeiten, wie eine ihm notwendige Nahrung: Raffael, Tizian, Lionardo und viele andere, sei es nun in Stichen oder Originalen. Auch hierin gleicht er Shakespeare. So zerrann ihm aber sein beträchtliches Vermögen zwischen den Fingern. Nach Saskias Tode ging es mit dem Wohlstand bergab; und es kam dahin, daß Rembrandt im Jahre 1656 von der Schuldenkammer für zahlungsunfähig erklärt, daß sein Haus verkauft und sein Besitz versteigert wurde.

Die Reihe der Bilder, an die man vor allem denkt, wenn der Name Rembrandts genannt wird, beginnt mit der „Nachtwache", die im Todesjahre der Saskia, 1642, vollendet wurde. Von hier aus wächst die Kunst immer mehr ins Große und Zeitlose, unbe-

rührt vom Vermögensverfall und von der äußeren Verelendung. Ja, man möchte glauben, daß das Unglück Rembrandt gefördert hat. Denn er war nicht nur ein Mensch, der ohne einen Klagelaut zu leiden verstand, sondern einer, von dem man sagen darf, er hätte das Genie des Leidens gehabt. Das Leiden machte ihn groß, tief und weise. Am Ende erscheint Rembrandts Kunst dann wie von der Umwelt losgelöst. Als die holländischen Zeitgenossen ihn fallen ließen, brach er nicht nur mit ihnen, nicht nur mit Holland, sondern mit der Zeitlichkeit überhaupt. Wie er aus den Juden, in deren Viertel er lebte und die er als Modelle ins Atelier holte, alttestamentarische Gestalten machte, wie er mit ihrer Hilfe eine neue Art von Religionsbildern schuf, denen eine Religion reiner Menschlichkeit zugrunde liegt, so sah er fortan alle Wirklichkeit mit sibyllischem Auge.

Hendrickje starb im Jahre 1664, im Jahre 1668 folgte der einzige Sohn Titus. Und als Rembrandt selbst ein Jahr später starb, kannte man ihn kaum noch. Er war vergessen, verachtet; für seine Bilder wollte niemand auch nur wenige Gulden geben. Das holländische Bürgertum hatte die Kunst kräftig gefördert, hatte Grundlagen geschaffen für eine neue Wirklichkeitskunst. Vom Gegenstand erfüllt, hatte es den Talenten erlaubt, eine nie gesehene Art von Malerei hervorzubringen. Über eine gewisse Grenze hinaus aber wollte das Bürgertum die Autonomie des Talents nicht dulden. Und Rembrandt hatte die Grenze überschritten. Das Bürgertum zeigte die ganze Härte, deren es fähig ist, wenn seine Interessen scheinbar verletzt werden: es ließ Rembrandt in den letzten Jahren einfach zugrunde gehen. Der Ruhm des holländischen Bürgertums ist die Pflege des Talents, sein Makel ist die Verkennung des Genies – der eingeborenen Aristokratie des Genies.

Dem Gesamtœuvre Rembrandts gegenüber erhebt sich die Frage, was davon gesichert ist, was ihm mit Recht zugeschrieben werden darf und was nicht. Der Betrachter wünscht eine möglichst präzise Antwort, denn er ist nicht willens, seine Bewunderung an eine falsche Adresse zu richten; er mag nicht das unbehagliche Gefühl haben, von falschen Zuschreibungen oder Fälschungen genarrt zu werden. Doch ist die Echtheitsfrage bei Rembrandt in vielen Fällen schwer zu beantworten. Sein Lebenswerk wimmelte früher von falschen Zuschreibungen, und es ist noch heute durchaus nicht gereinigt. Er hatte eine Reihe von Schülern, die in seiner Art gemalt haben. Nicht selten mag er auch in ihre Arbeiten hineingemalt haben. Das hat dann zu endlosen Irrtümern Anlaß gegeben. Das reine Qualitätsurteil kann hier nicht entscheiden. Da es sich um den persönlichsten Maler handelt, wurden naturgemäß zuerst immer die äußeren Eigentümlichkeiten nachgeahmt, „wie er räuspert und wie er spuckt". Das will sagen, daß ein Räuspern und Spucken vorhanden ist, das nachgeahmt werden konnte, daß in dem sehr persönlichen Stil Rembrandts auch Manier enthalten ist. Es kommt hinzu, daß ein so gesteigerter Künstler notwendig ungleich sein muß, daß er unmöglich dauernd die Höhe halten kann. Es gibt keinen Meister, der nur Meisterhaftes geschaffen hätte; alle Meister haben schwache Stunden gehabt. Ein Rembrandt mußte sie verhältnismäßig oft haben. In den Augenblicken der Schwäche aber wird Rembrandt sich an seine Manier gehalten haben, er hat sich dann selbst imitiert. Und die so entstandenen Arbeiten machen das Lebenswerk auch unsicher. Kein Maler verlangt darum vom Betrachter so viel Kritik wie Rembrandt.

In Holland hat es der Betrachter insofern gut, als die Echtheit der

Hauptbilder über allen Zweifel erhaben ist. Die frühe und die späte „Anatomie" sind beglaubigt, ebenso die „Nachtwache", die „Staalmeesters", die „Judenbraut" und das „Sixbildnis". Das Bild im Mauritshuis „David und Saul" galt eine Zeitlang für unsicher, wird aber jetzt nicht mehr bezweifelt.

Aus der Frühzeit finden sich einige Bilder im Mauritshuis. Das Bildnis der Mutter – alle Maler geben sich bei Mutterbildnissen viel Mühe –, das der Zweiundzwanzigjährige gemalt hat, verrät eine früh gereifte Sicherheit und eine instinktmäßige Fähigkeit, den Ausdruck zu gestalten. In diesem frühen Stadium ist bereits ein Etwas unverkennbar, das nur Rembrandt gehört: ein Griff für das Menschliche und eine fast virtuose Verschleiertheit des Vortrags. Ein anderes Mutterbildnis des Jahres 1631 gehört dem Reichsmuseum. Es ist sehr schön im Stofflichen, ist sehr wirklich und doch wie ohne Schwere. Das Ganze wirkt wie eine Miniatur; und die Hand ist ein Wunderwerk für sich. Nicht so gut ist das 1629 gemalte Bildnis des Vaters im Mauritshuis. Die Auffassung erscheint ein wenig wie voreingenommen. Rembrandt war in dieser Zeit fast ein Kleinmaler; er arbeitete sehr genau, sehr fleißig und gründlich. Doch wetterleuchtet es in den Köpfen. Rembrandts Menschen sehen seltsam ins Leben hinein, als ob sie alle hinter die Dinge geblickt hätten: der Künstler hat allen etwas von seiner großen Verwunderung abgegeben. Der Kopf eines lachenden Mannes aus dem Jahre 1630 ist eine breit im Sinne von Frans Hals heruntergemalte Improvisation. Charakteristische Frühbilder sind der „Simeon im Tempel" (1631) und die „Minerva" (1630). Die „Minerva" hat die bezeichnenden Farben der mythologischen Frühbilder: ein dunkles violettes Rot neben einem drohenden Stahlgrau. Der „Simeon" zeigt den Einfluß des Ba-

rock, vor allem in der Architektur des Hintergrundes. Auch die szenarische Lichtführung darf barock genannt werden. Der Vorgang ist wie auf eine Bühne gehoben; es ist, als höre man schwere pathetische Verse voll menschlicher Aufrichtigkeiten. Merkwürdig stimmt auch in den Frühbildern schon alles überein: der Vortrag ist ein Teil der Gesamtauffassung, die Technik ist ein Teil der geistigen Phantasie. Daß Rembrandt zum Beispiel viel lasiert hat, ist bezeichnend. Die Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und – um alles zu sagen – auch Künstlichkeit der Lasur gehört zu seiner Art, zu sehen, zu erhöhen, zu romantisieren. Auch das tiefe Schattenbraun, aus dem das Licht brünstig hervordrängt, ist in diesem Sinne eine Form der Phantasie.

Vor der berühmten „Anatomischen Vorlesung des Professor Nicolaes Pietersz Tulp“ (1632) wird die hochgespannte Erwartung enttäuscht. Das Bild ist für einen Sechsundzwanzigjährigen, es ist überhaupt schlechthin erstaunlich. Doch bleibt der Eindruck äußerlich. Der Auftrag ist glänzend, er ist in einer Weise erledigt worden, der die Auftraggeber in Verwunderung und Bewunderung versetzt haben muß. Der Aufbau ist entschieden theatralisch; doch fehlt der Anlaß zu so viel Dramatik, der Gehalt entspricht nicht dem Aufwand. Es ist viel Wissen und Können in dem Bild; doch kommt es nicht zu einem malerischen Gesamteindruck. Selbst der bestrickende Esprit der kleinen Jugendarbeiten fehlt. Die große Begabung hat in diesem Fall kühl und berechnend und sichtbar ehrgeizig gearbeitet. Das Interessanteste ist, wie das Korporationsbild hier in Szene gesetzt wird.

Die 1642 vollendete „Schützenkompagnie des Hauptmanns Frans Banninck Cocq“, die den irreführenden Titel „Die Nacht-

wache“ erhalten hat, ist das am meisten diskutierte Werk im
Œuvre Rembrandts. Dieses große Bild wurde Ursache, daß das
Publikum sich von dem bis dahin beliebten Maler abwandte.
Deutlich zeigt dieses Werk, wie Rembrandt dem dämonischen
Drang gefolgt ist, alles schon Erreichte aufs Spiel zu setzen, aus
jedem Auftrag sich eine neue Aufgabe zu machen und vom Zu-
fall der Bestellung Probleme abzuleiten. Die Aufgabe, die Rem-
brandt sich in diesem Fall setzte, bestand darin, ohne Konzes-
sionen auf dem Wege der Dramatisierung des Korporationsbil-
des fortzuschreiten. In der „Anatomie“ war die Dramatisierung
noch äußerlich gewesen; in der „Nachtwache“ wurde sie dem
Absoluten zugetrieben. Das Problem stellte sich dem Maler einer-
seits dar als ein mächtiger Kampf des Lichtes mit dem Schatten
und anderseits als eine Aristokratisierung der Massendarstel-
lung. Das letzte war wohl am meisten die Ursache der Ableh-
nung. Bisher war dem Anspruch der Dargestellten nach deut-
licher Sichtbarkeit jedes Einzelnen Rechnung getragen worden.
Daher war es zuerst nur wie ein Nebeneinander, wie ein Auf-
reihen der Köpfe gewesen. Selbst Frans Hals hatte sich diesem
demokratischen Prinzip gefügt, obwohl auch bei ihm die in den
Hintergrund Gedrängten schon gemurrt hatten. Rembrandt igno-
rierte in der „Nachtwache“ diese Forderung ganz. Er setzte die
Offiziere in ein helles, ja grelles Licht und ließ die übrige Schüt-
zenkompagnie im Schatten eines Torwegs. Er verfuhr auch sonst
malerisch frei, er erfand eine merkwürdig zwerghafte Frauenge-
stalt, die wie ein schönes Irrlicht durch das Gedränge hell dahin-
flackert, und er bemühte sich, die Situation mehr zu verundeut-
lichen als zu klären. Hinzu kommt, daß das übergroße Bild im
ganzen nicht durchaus geglückt ist. Es ist ein Werk des Über-

gangs, es steht da zwischen Frühzeit und Reifezeit, es ist mehr Absicht darin, als dem großen Kunstwerk dienlich ist. Dennoch ist die „Nachtwache" eins der merkwürdigsten und mächtigsten Bilder der Kunstgeschichte. Und es wird um so ergreifender, je länger man es ansieht. Als ich es zuletzt sah, war draußen ein sonniger, leicht bewölkter Sommertag. Das Bild stand im halben Licht da, wenn eine Wolke vor der Sonne vorüberzog, und es glänzte auf, wenn die Sonnenstrahlen direkt darauf fielen. Dann leuchtete die Tiefe golden, alles trat hervor, und es war, als bewegten sich drei Jahrhunderte der Kunstgestaltung embryonisch in den wogenden Schatten. Aber es ist kaum verwunderlich, daß die Besteller einst unzufrieden waren. Noch heute ist es schwer, das Bild zu verstehen, weil hier alle Wirklichkeit durch die Illusionskraft eines sich auf eine bestimmte Wirkung versteifenden Genies dahingegangen ist.

Mit diesem Bild beginnt im Lebenswerk Rembrandts die Reihe jener Werke, von denen Meier-Graefe geschrieben hat: „Ein Rembrandt macht die Luft erzittern, in der er sich befindet." Die „Anatomiestunde des Doktor Joan Deyman", ein Korporationsbild mit neun Figuren aus dem Jahre 1656, das im achtzehnten Jahrhundert zu drei Vierteln verbrannte, so daß nur ein Fragment im Reichsmuseum erhalten ist, gibt dem Betrachter eine klare Vorstellung. Man braucht vor dem Fragment nur den verkürzten Leichnam mit dem der „Anatomie des Dr. Tulp" zu vergleichen, braucht nur zu beobachten, wie der links stehende Gehilfe den Betrachter anblickt, um zu spüren, daß hier ein unendlich tieferer Wille an der Arbeit ist. Eine Welt liegt zwischen den beiden „Anatomieen". Das erste Korporationsbild wollte ein Publikum, es ist in einem sehr hohen Sinne Publikumskunst; in

diesem zweiten ist das Leben, ist die Kunst mit sich allein – wie die Natur mit sich allein ist.
Zwei Jahre vorher malte Rembrandt den ihm bekannten Bürgermeister Six. Goethe hat von „Heinrich dem Vierten" Shakespeares gesagt, man würde von diesem Theaterstück alle Gesetze dramatischer Kunst ableiten können, wenn alles andere von dramatischen Werken der Vergangenheit vernichtet worden wäre. In diesem Sinne kann man von diesem Bildnis sagen, der Begriff guter Malerei könnte nach diesem einen Werk bestimmt werden, das in der allgemach leer gewordenen Privatsammlung Six am Amstelufer als Familienvermächtnis hängt. Es ist spontaner gemalt als das meiste, das wir von Rembrandt kennen, und ohne die geheimnisvolle, unkontrollierbare, reliefartige und mit vielerlei Lasuren arbeitende Technik. Dieses Porträt ist etwa so gemalt, wie Frans Hals in seiner kräftigsten Zeit malte, wie im neunzehnten Jahrhundert Manet arbeitete: es ist die vollendetste Primamalerei, die man sich vorstellen kann. Rembrandt übertrifft hier alle in der Sicherheit, den Ton zu fixieren, in der unmittelbarsten Lebendigkeit der Pinselschrift, in einer unerhörten Spontaneität der Auffassung und des Vortrags. Dieses ist eins jener Bilder, von denen der Künstler selbst einmal an Constantin Huygens geschrieben hat: „Hängen Sie dieses Stück in ein starkes Licht und so, daß man davon weit abstehen kann, so soll sichs am besten schicken." Dieser Zwang, den Betrachter von der Leinwand zu entfernen, ist ein ganz moderner Zug. Das reine Malgenie leuchtet aus diesem Stück Malerei nur so heraus. Hier ist jener höchste Geschmack, der blitzschnell zugreift und nicht einmal weiß, was Geschmack ist. Die eine Hand ist bloß, die andere steckt im Handschuh: dieses Fleisch neben dem Leder und daneben noch

die Spitzen der Armkrausen, das ist anbetungswürdig. Das graue Gewand, der rote Überwurf, die Tressen und Knöpfe: alles hat genau die Bedeutung, die es im Bildganzen haben muß. In dem Kopf aber ist die Ausdruckskraft eines Lebens gesammelt. Die kurze Viertelstunde, die dem Besucher in den schwer zugänglichen Räumen gegönnt ist, wird unvergeßlich.

Ein gewaltiges Werk ist auch der „David vor Saul" im Mauritshuis, dessen Entstehung von den einen um 1658, von anderen noch später angenommen wird. Eine Zeitlang wurde die Autorschaft Rembrandts bestritten, doch gilt es als durchaus echt, seit Bredius es vor etwa drei Jahrzehnten gekauft und dem Mauritshuis als Leihgabe überlassen hat. Was in diesem Bild als unrembrandtisch bezeichnet werden könnte, ist dasselbe, was man auch dem „Gleichnis vom ungetreuen Knecht" in der Londoner Wallace-Collection, das ebenfalls zeitweise Rembrandt abgesprochen worden ist, vorwerfen könnte: es ist das Raumgefühl, eine Tiefenkomposition, wie sie in London in der nach hinten verkürzten Reihe der drei Knechte, im Haag in der verkürzten Harfe und dem dahinter sitzenden David zum Ausdruck kommt. Rembrandt komponiert sonst flächenhafter, oder er betont doch nicht in diesem Maße die Raumtiefe. Davon abgesehen, hinterläßt das große Bild einen mächtigen Eindruck. Schon rein menschlich, weil der Moment: Saul trocknet sich die Tränen mit dem, was ihm zunächst liegt, mit dem Vorhang des Thrones – ebenso wahr wie wirkungsvoll gegriffen ist. Das Dramatische ist wieder auf eine Spitze getrieben. Und dieses macht es, daß Rembrandts Bilder nicht, wie die anderer Maler, in Reihen wirken, sondern daß die Hauptwerke immer alle Kraft in sich sammeln, daß sie

sensationell wirken und für sich allein dastehen. Sie sind in sich isoliert, wie es Dramen sind. Hinzu kommt der merkwürdig erregende Gegensatz des tief Menschlichen zum Prächtigen, hinzu kommt der Reiz der Gefahr, die in dem fast Übersteigerten liegt. Im „David vor Saul" vermißt der Betrachter die enge malerische Verbindung der beiden Gestalten; diese Verbindung ist dafür um so mehr im Menschlichen vorhanden. Das Bild ist stark nachgedunkelt; farbig ist es meisterhaft aus Rot und Braun mit Nuancen von Gelb, Grün und Hellgrau entwickelt.

Eine Steigerung über das „Sixbildnis" hinaus erscheint unmöglich. Und doch erlebt man sie in gewisser Weise vor dem letzten großen Korporationsbild Rembrandts, das im Jahre 1661, acht Jahre vor dem Tode des Künstlers, entstanden ist. Was immerhin darauf deutet, daß der Ruf Rembrandts keineswegs ganz erschüttert gewesen sein kann, denn sonst wäre ihm ein solcher Auftrag nicht zuteil geworden. In diesem Bild erscheinen alle Fähigkeiten klassisch gereift. Der Betrachter erschrickt, wenn er vor das Bild tritt und die rätselhaften dunklen Blicke der sechs Männer mit den hohen Hüten und den schwarzen Gewändern durchdringend auf sich gerichtet sieht, wenn das wahre Leben zu ihm spricht, aber mit einem Ingredienz seiner Unheimlichkeit. Ein Zustand ist dargestellt, doch ist er wiederum aufs höchste dramatisiert. Wenn Courbet nur einen Apfel malte, so schien die Frucht zu bersten vor Elementarkraft. So ist es auch, wenn Rembrandt malt, nur in einer noch erhabeneren Weise: immer will sich das Leben dramatisch über sich selbst äußern. Bei den „Staalmeesters" ist die Dramatik freilich ganz ins Innere verlegt, die Spannung ist unterirdisch da, ist aber darum nur um so eindrucks-

voller. Die Verteilung der hellen, von weißen Kragen akzentuierten Köpfe und der schwarzen Gestalten im Raum ist zwingend. Der Tisch mit dem roten Tuch und dem Buch macht, daß des Staunens über diese Kraft sinnlich immaterieller Darstellung kein Ende ist. Man mag alles abdecken, so daß nur ein Stück der roten Tischdecke bleibt, dreißig Zentimeter im Geviert, und man wird sagen: wer das gemacht hat, wer so den Pinsel führte, muß ein Meister höchsten Ranges sein. Dem Betrachter ist ein ziemlich tiefer Standpunkt angewiesen, etwa in der Höhe der Kniee der Dargestellten. Die Gruppe ist also auch hier, nicht nur seelisch, sondern konkret räumlich, auf ein Podium gehoben. Und da sitzen und stehen nun die Sechs und starren dich an. Mit ihnen starrt dich das tiefste Geheimnis des Lebens an.

Welche Kraft des Alters! Mit diesem grandiosen Werk hat Rembrandt gewissermaßen das Weltmeer in ein Wasserloch geschöpft. Das Licht lebt auf der herrlichen Oberfläche und spricht mit sich selbst. Indem es Menschen trifft, offenbart es das Menschliche, wie es zu jeder Zeit sein wird. Es ist ein Licht, von dem man sagen darf: es denkt.

Kurz vor seinem Tode malte Rembrandt die sogenannte „Judenbraut". Als er es tat, verkehrte er nur noch mit sich selbst und mit dem Geheimnis seines hiobartigen Schicksals. Die Farbe ist gleichnishaft geworden, die dramatische Geste hat symbolische, wenn auch unerklärbare Bedeutung, die Technik ist ungreifbar. Tiefe Einsamkeit ist in diesem Bild; es flüstert nur noch die Unsterblichkeit. Und doch ist alles visuell geblieben, alles ist vom Auge aus erlebt. Der früh gealterte Maler dieses verklärten Bildes ist derselbe, der in seinen besten Jahren als Zeichner in Amsterdam und der Umgebung umherstreifte und mit flüchtigem Pin-

sel die genialsten Zeichnungen schuf, vor der Natur von der Natur abstrahierend.

Aus dem mit 100 Bildtafeln versehenen Buche „Holland" von Karl Scheffler

---

HANS CAROSSA / DER USURPATOR

(Ein Kindheitserlebnis)

Seit wann bin ich? – Die Stunde, da die Welt uns übernimmt, und die andere, da sie uns wieder weitergibt, sie werden aufgeschrieben und nach einer Weile vergessen. Das Herz aber erinnert sich nicht, wann es zu schlagen begonnen; es fühlt sich anfang- und endlos, und in den geistigsten, jugendlichsten Sekunden des Daseins, wenn uns die Lebenswoge so hoch erhebt, daß wir weiter schauen als sonst, ist aller Zeitentrug aufgehoben; einzig die ewige Seele lebt. So wissen wir uns ursprünglich auch Eins mit allem rings Gegebenen. Das Kind, das aus der Säuglingsdämmerung hervorwächst, weiß nicht, daß der allgemeinsame Weltstoff, dem es entnommen ist, sich längst gefährlich von ihm fortgewandelt hat: es lächelt jedem Wesen zu, es kennt weder Mitleid noch Furcht, es langt nach den strahlenden Augen von Menschen und Tieren, es würde den Tiger streicheln, die Flamme umarmen.

Immer in der Weltmitte fühlt sich das Kind, und unter den Erwachsenen besteht eine stille Vereinbarung, ihm darin recht zu geben. Die starrsten Menschen beugen sich vor ihm; ja wenn ihnen voreinander graut, flüchten sie zum Kinde. Alle scheinen etwas von ihm zu erwarten; jeder traut ihm heimlich zu, daß es

eine neue Offenbarung des Menschlichen bedeuten und nicht etwa auch nur ein Bürger oder ein Arbeiter werden wird oder ein durchschnittlicher Fürst. Um es auf dem Wege zu solchem hohen Ziel nicht zu beirren, sucht man alles Entsetzliche und Niedrige, ja sogar seine eigene körperliche Herkunft vor ihm zu verbergen. Das Kind aber nimmt Ehren und Widmungen wie eine Gebühr entgegen und wird höchst ungehalten, wenn man ihm die anfänglich verliehene Hoheit nach und nach wieder abnimmt. Von mir wenigstens weiß ich es, daß ich die Huldigungen, die man den ersten Lebensjahren zu erweisen pflegt, sehr beherzigte und keineswegs auf sie verzichten wollte. Eine scharfe Form wurde nötig, um mich zur Abdankung zu bewegen.
Es mochte vierzehn Tage her sein, daß König Ludwig der Zweite im Starnberger See ertrunken war, und noch drehte sich jedes Gespräch um dieses Ereignis. Von der Schönheit und Entrücktheit jenes Herrschers, von seinen Launen und glänzenden Schulden erzählte die Mutter viel; ich war ganz von ihm angetan und hatte mich im Geiste manchmal an seine Stelle gesetzt. Ein Sommermittag lag über Kading, und eben begann das alltägliche Trauergeläute, womit sechs Wochen lang das ganze Land Bayern seinen toten König feierte, als ich, von irgendeiner Streife her, auf den Gasthof zuging, dessen ersten Stock wir damals bewohnten. Das Haus hatte noch vor kurzem eine schmutzigbräunliche Farbe gehabt; jetzt war es weiß getüncht, und diese neue Fassade zog mich festlich an. Zugleich steigerte das mächtige Glockenläuten meine Stimmung, und auch sonst hatte ich Grund, mich gehoben zu fühlen; denn eine bedeutende Erfindung war mir am Tage vorher geglückt. Einem puren Zufall verdankte ich die Beobachtung, daß junge, kaum haselnußgroße

Roßkastanien, auf weißem Grunde zerrieben, nicht etwa ihr zartes Grün, sondern ein wunderschönes Ockerbraun hinterlassen, das beim Eintrocknen immer kräftiger wird und Haltbarkeit verspricht. Noch behielt ich die Sache für mich und suchte nur eine Gelegenheit, um sie in großem Stil zu erproben. Die Flächen des erneuerten Gasthofs leuchteten in reinstem Weiß; blind hätte ich sein müssen, wenn ihre Verwendbarkeit mir entgangen wäre. Zum Glück waren meine Rock- und Hosentaschen mit solchen jungen Früchtchen bis zum Platzen gefüllt, und schon trat ich auf die Mauer zu, als eben zwei Bürger von Kading vorübergingen.

„Jetzt hat man eine Residenz und nicht einmal einen König darin, es ist eine Schand und ein Spott" hörte ich den einen sagen. – „Zerreiß dir dein Maul nicht!" versetzte freundlich der andere, – „in München droben wird jeder erschossen, der aufbegehrt!" – Mehr brauchte ich nicht zu vernehmen; alles Weitere geschah von selbst: ich hatte eine Kastanie mit drei Fingern umfaßt und schrieb, mit aller Kraft aufdrückend, unermüdlich, eine Tasche nach der andern leerend, bis es endlich die ganze weiße Front entlang in Riesenbuchstaben zu lesen war, dieses Gebäude sei von heute an die Residenz und ich der König von Bayern. – „Wer aufbegehrt, wird erschossen!" – Diesen Zusatz fand ich selbst ein wenig stark und wagte ihn auch nur mit kleinen kaum lesbaren Buchstaben in eine Ecke zu kritzeln. Dann lief ich in die Wohnung und fragte die Mutter, ob es nichts abzustauben, abzuspülen, aufzuräumen oder sonst etwas zu helfen gebe; doch zog ich auf alle Fälle mein Sonntagsröckchen an. – „Es ist nur dem König zu Ehren", erklärte ich zweideutig, als die Mutter darüber ihre Verwunderung äußerte.

Die Türe ging auf, und ich machte mich schon auf etwas Glänzendes, Huldigendes gefaßt; es war aber der Vater: – „Bist du der Tropf, der drunten die neugeweißte Mauer verschmiert?" – Er war bleicher als gewöhnlich, es blitzte hinter seiner Goldbrille, und gleich saß mir eine Ohrfeige im Gesicht, die aber nicht genug Heilkraft besaß; noch trotzte mein Herz und schrie nach bewaffneten Untertanen, die den väterlichen Hochverräter in schwarze Verliese stießen. Er merkte dies auch und sandte sofort eine zweite, kräftigere nach, die mich zur Wirklichkeit bekehrte, ohne daß ich deshalb im stillen jeden Anspruch aufgegeben hätte.

Die Hauptstrafe folgte nun erst: spießrutenlaufend mittendurch eine lautlachende Bürgerschar, verfolgt von tiefempörten, hohnvoll „Majestät" brüllenden Knaben und nachsichtig grinsenden Mädchen mußte ich quer über den breiten Marktplatz zu dem alten Maurermeister Steinbeißer eilen und ihn anflehen, daß er das Weiß der Wand noch am nämlichen Tag auf des Vaters Kosten wiederherstelle.

Diese Demütigung war erweckend genug; dennoch ließ mich das Gefühl nicht los, daß mir Unrecht geschehen sei. Der Mutter sagte ich es offen, daß mich nun das Leben nicht mehr freue; die Kluge aber wußte mich durch einen Auftrag abzulenken, den ich schon öfters zu ihrer Zufriedenheit erledigt hatte. Es galt, ins Isarmoor hinauszuwandern, aus hohlen Weiden den Holzmoder hervorzugraben, der dort in Mengen angesammelt ist, und einen Sack voll heimzubringen. Seltene Blumensorten, die unser schlaffer Gartenboden unzulänglich ernährte, sollten durch Zusatz des feuchten feurigen Humus gekräftigt und veredelt werden. Die Mutter konnte nie Worte genug finden, um die Köstlichkeit



Photographische Aufnahme von David Octavius Hill

und Ergiebigkeit dieser schwarzbraunen Masse zu preisen, und ich kam mir bei ihrer Gewinnung jedesmal wie ein Goldgräber vor. Auch heute vergaß ich dabei meinen Kummer; es war zu schön, mit nacktem Arm im kühlen Staub zu wühlen und diesen durch die Finger laufen zu lassen, an denen manchmal ein schimmernd schwarzer, stark duftender Moschuskäfer hängen blieb. Weit länger als nötig verhielt ich mich bei dem angenehmen Geschäft; indessen sank die Sonne, und während ich den stehend vollen Sack zuband, sah ich mich von einem ebenen Weiß umgeben, das in der Nähe durchscheinend war, in der Ferne aber immer fester und massiger wurde. Es reichte bis nach Landau hin, der kleinen Hügelstadt, unter der immer gehorsam zu ihren Stunden die Eisenbahnzüge gingen, von denen es oft so welthaft herb herüberroch. Dunkel waren sie bei Tage; jetzt aber fuhren sie lichtfenstrig fern über der weißen Decke dahin, an deren anderem Ufer Kadings bleiche Lampen brannten. Schöner und schauerlicher als dieses neue Element war mir bisher nichts erschienen; ich spürte tiefste Abgeschiedenheit und stärksten Lebensdrang. Der Äther fiel mir ein, der unbegreifliche Stoff, von dem die Mutter einmal gesagt hatte, niemand könne ihn wahrnehmen, obgleich er allgegenwärtig sei, während ich doch zu wissen glaubte, daß der Vater eine ganze braune Flasche voll davon in seiner Handapotheke verwahrt hielt. Und nun begriff ich: es war der Äther, der ausnahmsweise sichtbar gewordene, den ich in dem lichten Geweb verehren durfte, und ohne Zweifel war er himmlischer Abkunft. Durch dieses geheimnisvoll Reine hindurch hatte ich nun den Weg nach Kading zurückzulegen, und wenn dies glückte, wenn ich dabei nicht auf irgendeine mystische Art umkam, so mußte hernach

das Leben anders sein, und es konnte nicht mehr gar so viel bedeuten, als was mich die Leute dort ansehen würden. So nahm ich denn den Sack auf die Schulter und watete kühn in die flaumigen Fluten hinein, die mir selten bis zum Halse gingen, so daß ich sie stets überblickte.

Eine Stunde schlug, und ich kannte den Ton; es war die neue große Glocke unserer alten schönen Kirche, die mich da grüßte, der Stolz Kadings, der sehnsüchtige Neid aller umliegenden Dörfer und Weiler. Als eine Geldsammlung für sie eröffnet worden war, hatte die Mutter meine Sparkasse eines fühlbaren Betrags beraubt, damit auch von mir ein kleines Opfer durch die Jahrhunderte mitklinge; daran dachte ich jetzt in einem neuen Gemeinschaftsgefühl und ging und ging, indem ich die Lichter des Marktfleckens fest im Auge behielt, und tat, als merkte ich nichts, wenn es irgendwo zischelte oder der Boden leicht unter mir nachgab. Und wunderbare Heilkräfte entwickelte das Ätherbad; in immer fröhlicherem Umlauf kreiste das Blut. Ersetzt war mir die Herrscherwürde, deren Versagung mich am Nachmittag so sehr beleidigt hatte, und mit der kostbaren Erdlast, die immer schwerer meine Schultern drückte, trug ich ein ganzes namenloses Königreich der Seele heim.

Was die folgenden Wochen bereiteten, weiß ich nicht mehr; doch erfuhr ich noch oft im späteren Dasein ein jenem Abend vergleichbares Glück, wenn ich nach wilden zerstreuten Zeiten zu stiller Arbeit flüchtete und schließlich in Büchern der Dichtung, der Sage oder des Wissens Einkehr hielt. Jede Pilgerschaft im Reich des Geistes glich dann dem Gang durch jenes Nebelmoor; es war eine ähnliche Beschwichtigung des Herzens, ein ähnliches Gefühl von Anwartschaft

auf eine Heimat, in der wir zugleich Diener und Könige sind.

Aus einer Bekenntnisschrift

HENRY DE MONTHERLANT
PHANTASIE ÜBER DIE KÖRPERSEELE ALS TEIL UND ABBILD DER WELTSEELE

Leute, die mich tadeln, daß ich diesem oder jenem Augenblick einer Bewegung, diesem oder jenem Teil eines Leibes zu große Bedeutung beimesse, ihnen zu viel Ehre gebe, machen sich von der Welt eine Vorstellung, die nicht die meine ist. Dringen wir tiefer ein.

Wenn wir uns vor einem Körper befinden, zu dem wir edle Liebe fühlen können, sowohl wegen seiner Schönheit als auch wegen seiner Leistung im Spiel, und wir sind ihm ganz nahe (damit seine Lebensgeister um so stärker uns durchdringen), dann versetzt uns zunächst die Überzahl des Vortrefflichen in solche Ratlosigkeit, wie wenn wir etwa alle Stücke eines Museums zugleich in uns aufnehmen wollten. Wir glauben zu ersticken. Es ist zu viel. Und wir beschließen, uns auf einen begrenzten Ausschnitt dieses Körpers zu beschränken, zum Beispiel auf den Mittelteil des Beines: Kniekehle und Knie. Nun, an diesem engen vom übrigen abgesonderten Ausschnitt bemerken wir zunächst, daß er seine eigene Persönlichkeit hat, seine eigene ganz zauberhafte Wirksamkeit.

Jawohl, ein Knie allein! Und ist es schön, dann nennen wir es Person! So habe ich von dem Körper eines Mädchens geschrie-

ben, daß man für jeden ihrer Muskeln sich einen kleinen Gott hätte ausdenken mögen, wie sie das antike Rom den geringfügigsten Dingen verlieh. Mit tiefem Staunen erkennen wir: ein Knie für sich erfüllt uns mit dem gleichen Entzücken wie ein ganzer Leib, ein Knie allein läßt uns unser Unvermögen bis zur Beklemmung empfinden, bedrängt uns mit der Qual des Unmöglichen. Und dieser aus ihrem organischen Zusammenhang herausgelösten Zelle geben wir eine ideale Einheit, entbinden uns dadurch in das Unendliche.

Doch läßt sich aus einem Ding etwas ziehen, was sich in keiner Weise darin befindet? Kann die Vorstellung des Unendlichen von dem Endlichen gegeben werden, wenn es nicht einen Inbegriff des Unendlichen in sich enthält? So werden wir dazu bewogen, in diesem Teil des Leibes den Teil einer besonderen Seele anzunehmen, einer Körperseele, die in dem ganzen Leibe ausgegossen ist, so wie die Alten glaubten, daß die Weltseele bis in die geringsten Lebewesen und leblosen Dinge ausgegossen wäre. Und wie ich in meiner Gläubigkeit an die Weltseele die Hand einer Frau gezeigt habe, ‚sanft wie ein Pferdemaul', und die Haut ihres Schädels, ‚heiß wie der Froschbauch', so könnte ich wohl – beherrscht von dem noch ungeläuterten Glauben an eine Körperseele – schreiben, ‚daß alle Geistigkeit aus ihrem Gesicht in ihre Brust herabgestiegen schiene' und ‚daß ihre Kniee wissend seien'.

Da ich diese Annahme gleichsam im Spiele ersonnen hatte, versuchte ich jetzt, sie zu stützen. Es gibt Menschen, die durch Eingebung Dinge wahrnehmen, die den Gelehrten verborgen sind: Kinder, kaum vom Göttlichen entbunden und noch voll von

ihm; Künstler, die mit der Welt des Unsäglichen Zwiesprache halten; Liebende, die über die Geliebte der Engel würdige Mitteilungen empfangen. Aller dieser Wesen – wie sich der Jäger guter Spürhunde bedient – dachte ich mich zu bedienen, um in diesem Bereiche das Wild Wahrheit aufzuspüren. Ich sah nun, daß die Kinder jeden Teil ihres Körpers wie etwas von sich ganz Unabhängiges behandeln; sie betrachten ihren Fuß oder ihre Hand wie ein Fremdes und später behandeln sie diese Körperteile als gleich im Range, wie es sich etwa bei kleinen Jungen offenbart, die Glieder, welche wir als ‚unanständig' zu verstekken pflegen, wie eine ruhmreiche Ordensdekoration zur Schau stellen. Durch alle diese Äußerungen scheinen sie für das Dasein einer dem Körper eigentümlichen Seele Zeugnis abzulegen, so wie sie später das Dasein der Weltseele zu bezeugen scheinen, wenn sie beim Anbruch des Jünglingsalters lieben, ohne viel nach dem Geschlecht des geliebten Wesens zu fragen, als wohnte in allen Menschen ununterschiedlich Gott selbst.
Und ferner sah ich, daß die von den Künstlern gebildeten Menschengestalten, selbst wenn sie verstümmelt sind, an Schönheit mit den unversehrten Figuren wetteifern, wie jene Bruchstücke der Antike zeigen, wo ein kleiner Teil von einem Torso oder von einem Gliede uns zur Anbetung zwingt. Und, da ich endlich die Liebenden befragte, sah ich, daß viele von ihnen in ihrem Taumel den Gegenstand ihrer Liebe zu beißen pflegen. Dadurch suchen sie nicht etwa, seiner geistigen Seele habhaft zu werden; denn wir sehen, daß auch jene solches tun, die die Seele ihres Mädchens nicht lieben oder sehr wohl wissen, daß ihm keineswegs eine zu eigen ist; vielmehr suchen sie auf diese Weise die leibliche Seele, die über den ganzen Leib ausge-

gossen ist, durch den Geschmackssinn zu erkennen und zu besitzen.

So meinte ich also, daß meine Annahme einer Körperseele gestützt sei, und ich schloß daraus, daß wir keinen Teil unseres Körpers verachten dürfen, sondern sie alle als gleichwertig betrachten sollen. Und die erste Tat, die diese Auffassung in mein Leben brachte, bestand darin, daß ich beim Baden zwischen den Handtüchern für das Gesicht und den Handtüchern für den Körper keinen Unterschied mehr machte. So gurgelt der Boxer während der Pause mit dem Wasser, das er ausgespieen hat.

Doch welcher Art ist die Natur dieser Seele? Ist sie unabhängig von der geistigen Seele? Oder ist sie etwa vielmehr die geistige Seele selbst, als welche bei ihrer Arbeit, den Körper von innen heraus zu formen, ihn durchdränge und an seiner Außenfläche eine Strahlung erzeugte? Diese Meinung fände eine Bekräftigung bei Aristoteles, der sagt, daß ‚ein schöner Fuß das Merkmal einer schönen Seele ist', und schließlich in dem allgemeinen Glauben, daß der Körper auf irgend eine Art die Seele offenbare.

Lauter Dinge, die, solange sie Gleichnis und Phantasie bleiben, ungestraft erträumt werden dürfen.

DER WETTLAUF

Personen: Henry de Montherlant, 24 Jahre, Dichter und Sportsmann, durch eine Kriegsverwundung behindert.

Der Knabe Peyrony, 15 Jahre, eine Hoffnung des Fußballspiels und der Leichtathletik.

Warum lockt mich heute die Bahn wie ein Abgrund?
Wäre sie aus Asche, ich nähme ein wenig Asche in meine

Hand und ließe sie durch die Finger rinnen. Ganz heimlich, als ob ich etwas Böses täte.

Sobald wir, Peyrony und ich, einem Boxmatch beiwohnen, wird er vom Dämon des Kampfs gepackt. Seine Hände ballen, seine Beine kreuzen und entkreuzen sich, mit dem Kopfe mimt er die Schläge: ein richtiges kleines Theater, das unsere Nachbarn bald zum



William Harvey
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts

Lächeln bringen wird. Und jetzt, am Rande dieser Bahn, die gleiche Unrast, die mich erst aufreizt, dann nach und nach mir den Atem benimmt: Wenn ich liefe?

Das wahrhaft starke Begehren enthält seine Rechtfertigung in sich: ‚ich begehre' – Erklärungen sind überflüssig. Wie vor einem Gegenstand in einem Schaufenster, wie vor den stiertötenden Waffen, wie vor einem Pferd, wie vor einem Trunk Wasser, wie vor einem menschlichen Wesen leert sich ringsherum die Welt

für mich. Hindernisse, Gefahren, göttliche und menschliche Gesetze, sie alle versinken. Nur noch mein Ich ist da und das Begehrte, Angesicht zu Angesicht in dumpfem Brausen des Bluts.

Zum letztenmal lief ich vor zwei Jahren, im Kriege. Ich war ein Schmetterling, vom Netz verfolgt. Der Tod suchte mich, rannte hinter mir her, zielte bald zu weit rechts, bald zu weit links; hohe rote Flammen zwischen der aufspritzenden ockerfarbigen Erde, wie zwischen den Blumenblättern der Stempel. Ich war schon verwundet, und noch lief ich. Angst vor dem Sterben vervielfachte meine Kräfte.

Seitdem bin ich nicht gelaufen. Doch: drei-, viermal hinter dem Autobus her. O Jammer der Beine, die mit dem Tod um die Wette liefen und nun laufen, um einen Autobus zu erwischen! Doch war mir, als ob ich bei diesem lächerlichen Rennen die Unversehrtheit meines Körpers wieder spürte. Spaß, eine kleine Weile um einige Meter zurückzubleiben, während die Leute auf der Plattform lebhaft wünschen, daß man nicht nachkomme, und man weiß doch, in zwei Sätzen wird man zum selbstgewählten Zeitpunkt sein Ziel erreichen, und man macht diese zwei Sätze und erreicht es! Spaß und Symbol. Soeben, vor einem Augenblick noch, fühlte ich durch den Flanell meiner weißen Hose hindurch die Schwellungen meiner Oberschenkel, ihre großen derben Massen verblüffen mich. Was habe ich denn in diesen zwei Jahren getan, daß mein sich selbst überlassener Körper sich trotz allem vervollkommnete? Wie eine Uhr, die man aufzuziehen vergessen hat, und plötzlich entdeckt man, daß sie noch geht. Wackre Uhr, tapfer und treu!

Die Bahn, ‚ein wandelnder Weg‘, bringt mir Luis Acejes her-

bei. Braun und hart, in das grellfarbige Höschen gezwängt, wie eine Havanna in ihren Ring.

„Acejes, gib deine Spikes her."

„Wirst du laufen?"

Ich antworte nicht, lache nur ungeschickt, um die Erregung zu verbergen, die mich bereits befällt.

„Er läuft! Er läuft!"

Er wundert sich. Er weiß nicht, daß auch ich meine große Zeit und meine Siege gekannt habe. Weiß nicht, warum ich nicht mehr laufe, nicht einmal, daß ich es jemals tat.

Er legt die Schuhe mit den Eisenspitzen ab, den schönen, handgeschmiedeten, und reicht sie mir. So würde er mir auch sein Jersey und seine kurze Hose leihen. Seine Füße sind breit, die große Zehe setzt die Innenlinie des Fußes fort und ist von der zweiten abgetrennt, ganz wie es sein soll. Laien würden diese Füße grob nennen. Und doch sind sie schön, weil ihrer Funktion ganz angepaßt: wahrhafte Postamente.

Ich ziehe meinen Rock aus.

Ich streife die Ärmel auf. Luft auf meinen Armen, ein wenig Luft... Wie habe ich nur mit Ärmeln leben können?

Am hüpfenden Stoffe meines Hemdes sehe ich die Schläge meines Herzens.

Ich kniee nieder, krümme mich, um meine Spikes zu schnüren.

Ich höre mein Herz gegen mein Kniegelenk pochen.

Ich bin mir der Ungeheuerlichkeit meiner Aufregung bewußt; denn stünde dort, an der Straßenecke, mein Schicksal auf dem Spiel, ich nähme mir nicht die Mühe, hinzugehen und zuzuschauen.

Es war eine blitzähnliche Erleuchtung. Plötzlich war mir, als ob ich wüchse, als ob ich mit einem Male zum Strahlungsherd eines Mysteriums, zu einem geheiligten Gefäß würde. Meine Beine fühlte ich wie unbesiegbare Denkmale. Die Geschwindigkeit und Gediegenheit meiner Bewegung schien mir von großer Majestät überflossen. Ein mächtiger Atem trägt mich von innen her. Meine Atemzüge regeln sich nach meinem Lauf; Kopf und Arme schlagen den Takt. Mein Gott –! Zwei Jahre lang war ich Zuschauer, nun bin ich zum Schauspiel geworden!

Ich ziehe mit dem Kopf voran. Ruckweiser, ringender Stil. Meine Schmeichler würden sagen: eigenwilliger Stil.

Je nach den Stößen meines Kopfes bläst der Wind in zwei verschiedenen Tönen gegen mein Gesicht. Kleiner Windgesang an meinem Ohr.

Das Laufen kommt nicht aus den Beinen. Es entspringt in den Lenden wie die Liebe.

Peyrony, den ich nach und nach einhole, dreht sich um und lacht, als er mich sieht. Kein bösartiges Lachen, doch verletzt es mich. Brand in den Tiefen.

Mein Partner wird nicht mehr zurückschauen. Er hat sich an meinem Feuer entzündet und brennt. Diesmal ist die Fackel von rückwärts nach vorn gereicht worden.

Agon, der Genius, der den Wettkämpfen vorsteht, hat sich zwischen uns beide herabgesenkt. Mein Partner ist kein ‚Lausejunge' mehr, mit dem in irgend etwas zu wetteifern ein unmöglicher Gedanke wäre. Jetzt ist er Mann, ist meinesgleichen, mit einem Wort: der Gegner. Er ist fünfzehn Jahre alt und ich vierundzwanzig; und nichts erfüllt mich mehr als das Verlangen und der Wille, zu beweisen, daß ich besser bin als er. Agon, der

Unwiderstehliche, hat dies gewollt. Dies Unvernünftige. Agon läuft zwischen uns, stachelt bald den einen, bald den anderen an, mit seinem kurzen Schwert, wie man es in Marmor gebildet sieht.
Viel aus Joinville überholt uns: breite Schultern und schmale Hüften, der Bau der ägyptischen Statuen.
Peyrony hat seine Gangart beschleunigt, und zwar auf so subtile Art, daß ich den Wechsel nicht gleich bemerke. Wie ruhig er läuft. Wenn er sagt: ‚Beim Laufen ist mir alles piepe', – wer würde die Vollkommenheit vermuten, die sich hinter dieser abgestandenen Redensart verbirgt? Was ist es? Kunstgerechte Eile. Besser noch: Ordnung in der Bewegung. Schneller und schneller kommt er vorwärts, und in seiner Schnelligkeit ist eine Unbeweglichkeit, die mich bezaubert.
Plötzlich dieser dumpfe Kopf! Wie verwirrend, das alles, was sich an diesem sicheren Ort bewegt, nur ein Ziel hat: mir entgegen zu sein. Was sind wohl seine Absichten? So wenig ich zu irgendeinem Zeitpunkt fähig bin, zu ergründen, welche Pläne er über wichtige Dinge faßt, so wenig bin ich in diesem Augenblick fähig, zu unterscheiden, welche der simplen taktischen Regeln dieses Sports – in dem ich doch einer seiner Lehrer war – er zu wählen beabsichtigt, um mich zu schlagen.
Wir müssen um Maurice Rousseaux herumlaufen, der auf der Startlinie Löcher gräbt wie ein Hund.
Wir überholen die Zwillingsbrüder Louvet. Sie laufen genau im gleichen Schritt.
Hinter mir ein Aufschrei. Sturz? Verstauchung? Unwillkürlich möchte ich zurückschauen. Doch wie! Was ist in diesem Augenblick mein Ziel? Den Wettlauf zu gewinnen. Und die ge-

ringste Unaufmerksamkeit kann mein Verderben sein. Ich straffe mich, ich wende mich nicht um. Ein Aufseufzen über das, was hinter mir zurückbleibt.
Eine Taube flattert zu Boden und streift mein Gesicht wie ein Geist.
Jedesmal wenn ich meine Augen erhebe, habe ich das Gefühl, einen Halt loszulassen. Ich muß beim Laufen meine Blicke fest auf die Erde heften, genau zwei Meter vor mir.
Wir laufen bald auf Sonnen-, bald auf Schattenflächen. Schatten von Baumgruppen launisch hingeworfen, wie Spitzenwerk ausgezackt, je nach dem Umriß der Wipfel. Bald begleitet mich mein Schatten, bald ist er nicht da.
Weil ich mit gesenkten Armen laufe, schreit einer am Geländer, da ich vorbeikomme: „Mätzchen!"
Wir überholen Master Norman Drouineau. Jede seiner Hände bewegt sich wie ein kleines Rad. Die linke offen und locker; die rechte geschlossen, als bewahre sie irgend etwas: sei brav, verlier es nicht.
Jetzt schlägt Peyrony einen Haken nach rechts. Wie im Rugby-Spiel. Wozu dieser Haken? Angst, mir als Schrittmacher zu dienen, wenn er vor mir läuft? Oder, um mir die Deckung zu nehmen und mir Wind zu geben? Oder, um freien Raum vor mir zu öffnen, damit ich loslege? Wohl zwanzig Mal habe ich seine Art zu laufen studiert, wenn er gegen seine Kameraden kämpfte. Jetzt kämpft er gegen mich, und ich habe alles vergessen. Ich laufe wie in der Nacht.
Doch fühlte ich mich nicht bei allem, was ich tat, wie in der Nacht?
Mit geschlossenen Augen würde ich die Stelle erkennen, wo ich

beginnen muß, mich anzustrengen, mit geschlossenen Augen, am Duft eines Rosenstrauchs, der dort – zweihundert Meter vor dem Ziel – sich am Saum der Bahn erhebt.
Wie werde ich meine Sinne brauchen müssen!
Und die Sinne trügen nicht.

Höchster Fieberpunkt. Mein Hirn hatte meinen Beinen den Befehl zur Attacke erteilt. Durch welche höchst wunderbare besondere Witterung hat ihn der ‚Feind' aufgefangen? Oh Rosenstrauch, warst du sein Helfershelfer? Einen Sekundenbruchteil, bevor meine Beine den Angriff beginnen, tun es die seinen. Ich kämpfe, um ihn einzuholen. Ich kann es nicht. Zehn Jahre älter bin ich als er und kann es nicht! Außerordentliche Augenblicke, da ich allen Gehalt meiner Reife ausschöpfe und verströme und diesen Jungen nicht einzuholen vermag. Es ist, als wenn zwischen uns beiden ein Block komprimierter Luft stände, der uns trennt. Verzweiflung schreit, brennt in meiner Schnelligkeit, weht hinterher wie die wagrechte Flamme der eilends hinweggetragenen Fackel. Verzweiflung an allem, was in mir war, was zerbrochen ist und nicht mehr heil werden will, an allem, was steif geworden ist und nicht mehr lebendig werden will, an allem, was geblüht hat und nicht mehr blühen will. Und dazu Staunen und Verdruß, ganz kindisch: ‚Hat der aber lange Beine! Donnerwetter, kein Wunder, daß – – –' Und sogar eine Spur von Böswilligkeit: ‚Er hat mich behindert. Das zählt nicht.' Ich stürze mich dem doppelgesichtigen Schicksal entgegen. Und seine beiden Gesichter verdammen mich: lächerlich bin ich, wenn ich mich von einem Knaben besiegen lasse; lächerlich, wenn ich ihn mit solcher Anstrengung besiege.

So waren wir in der großen Kurve angelangt, wie auf einem Abhang. (O Pathos der Kurven!) Der leere Raum zwischen uns ist größer geworden, dieser abscheuliche leere Raum, so groß scheint er mir wie alle Räume der Erde zusammen. Und man brauchte diesen Raum nur auszufüllen, und es will nicht gelingen. Und diese Spanne versinnbildlicht zugleich den Abgrund, der nun plötzlich sich auftut zwischen dem, der mehr kann, und zwischen dem, der weniger kann. Und mein wundes Herz lastete auf meinem Lauf. Und ich lief hinter dem Flüchtigen her wie hinter dem Glück.
Doch als wir in den Endspurt kamen, dort, wo die beiden Bahnen allmählich ineinander münden, wie edle Ströme, wie an Stärke ebenbürtige Brüder, da ward mir die köstliche Mitteilung, daß Peyrony zu versagen anfing. An den Stößen seines Kopfes, an der Unbeherrschtheit seiner Haltung merkte ich, daß er seine Leistungsfähigkeit überschritten hatte. Vierzig Meter vor dem Ziele holte ich ihn ein. Nun begann auch ich, mit den Armen, mit dem Oberkörper, mit dem Kopf zu arbeiten; zurückgeworfen trug ich ihn wie die Bacchanten. Und also bewies ich endlich mit Glanz, daß ich mehr vermochte als ein Obertertianer.
Keuchend standen wir einander gegenüber. Oh, das gewaltige, das verwirrende Wogen der geplagten Körper! Ich sehe, wie unter dem Trikot die Zusammenziehungen seines Bauches und das Hüpfen seines Herzens ihre Wellen vermählen, wie Wellen zweier Steine, die man ins Wasser wirft. Dann besänftigt sich der Aufruhr. Nun stehen wir still, doch noch voller Erregung. Das ist jener Augenblick, den die griechische Plastik festhält, wo die Ruhe eine in sich vollendete Bewegung ist.

„Na", sagt er. „Du hast sicher nicht geglaubt, daß du als erster ans Ziel kommst."
Ich fasse nach meinem blessierten Kreuz. Jawohl, ich wage diese Simulantengeste. Denn es ist nicht wahr, ich weiß nicht, wie es kam, ich habe meine alte Verwundung nicht gespürt!
„Vergiß nicht," sage ich, „daß ich acht Granatsplitter habe."
„Und du, daß ich schon eine Runde gelaufen bin, während du da drüben standest und die Daumen drehtest."
Er legt die Schuhe ab, um seine nackten Füße zu kühlen. Wir strecken uns im Graben aus, der an den Renntagen zum Fluß wird. (Fein, wenn jetzt eine Granate dahersauste!) Die Hecke deckt uns. Wir sind wie in einer kleinen Barke auf einem Meer von Grün.

Aus dem Roman „Die Olympiaden" übertragen von Hans Kauders

RAINER MARIA RILKE / JAROSLAWNAS LIED

... Da hört man die Stimme der Jaroslawna. Einem einsamen Kuckuck gleich klagt sie seit Morgengraun. Fliegen will ich – sagt sie – wie ein Kuckuck den Dunaj entlang! meinen Ärmel von Biberpelz will ich hineinhalten in den Kajal-Fluß; auswaschen will ich dem Fürsten die blutigen Wunden seines grausamen Leibes.
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl auf den Mauern und spricht: „O Wind, Wind, – Herr, warum wehst du so sehr? Warum mit deinen leichten Flügeln treibst du die Pfeile des Khans zu meines Geliebten Kriegsheer? Wär es dir nicht genug, hoch unter den Wolken zu wehn und Schiffe zu schaukeln auf

blauem Meer? Warum, Herr, hast du mein Frohsein verweht über das Grasland hin?"
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl der Stadt, auf den Mauern und spricht: „Dnjepr, du Held, du durchschlugst dir die steinernen Berge im polowtzischen Land. Du trugst liebkosend auf dir Swjätoslaws Kähne hinein in das Heer des Kobjak; nun trage zärtlich, Herr, auch den Gatten mir zu, daß ich ihm nicht ans Meer muß Tränen schicken im Morgengraun."
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl auf den Mauern und spricht: „Helle du, überhelle Sonne! Du bist allen warm und gut. Herrin, warum legst du glühend dein Licht auf die Mannen meines Gemahls?... Durst hat ihnen im wasserlosen Land die Bogen gedörrt, und Niedergeschlagenheit schließt ihnen die Köcher zu..."

IGOR KEHRT HEIM

Zur halben Nacht erhob sich das Meer. Wassersäulen wanderten wolkig darüber hin. Gott zeigt dem Fürsten Igor den Weg aus polowtzischem Land nach der russischen Erde, zu seines Vaters goldenem Thron. Es war nach dem Abendrot. Igor schläft... Igor wacht trotzdem; Igor mißt in Gedanken das Feld vom großen Don bis an den kleinen Donetz. Olwur pfeift über dem Fluß, als rief er ein Pferd, dem Fürsten zum Zeichen... Und schon ist Fürst Igor nicht mehr da! In Freude rief er laut auf; dumpf hallte die Erde nach, und es rauschte das Gras. Unruhe entstand in den polowtzischen Zelten... Aber der Fürst Igor entlief als Wiesel ins Schilfrohr und schwamm, weiß, als Reiherente über das Wasser. Er warf sich auf sein flüchtiges Pferd, sprang nackt, als grauer Wolf, ab von ihm, jagte zu den Fluren

des Donetz und flog als Falke durch den Nebel dahin, sich Schwäne erlegend und Enten zum Frühstück, Mittagbrot und Nachtmahl. Während Igor Falke war und flog und Olwur unten als Wolf dahinraste, von sich abschüttelnd den eisigen Tau: jagten die anderen ihre raschen Pferde zu Schanden.
Und es sprach Donetz, der Fluß: O Fürst Igor! Groß ist deine Herrlichkeit, groß der Haß des Kontschak und groß die Freude der russischen Erde. Und Igor sprach: O Donetz, groß ist deine Herrlichkeit, weil du zärtlich auf den Wogen den Fürsten getragen hast, weil du ihm grünendes Gras hingebreitet hast auf deinen silbernen Rändern und ihn bekleidet hast mit warmen Nebeln im Schatten deiner grünen Uferbäume; weil du ihn in Schutz genommen hast: als Wildente auf dem Wasser, als Möwe über den Wellen und auf den Winden als Falken... Man erzählt von dem Stugna-Fluß, daß er anders sei. Seine mageren Wellen verschlangen die fremden Bäche, und er grub sich Kanäle unter dem Buschwerk und schloß in ihnen den fürstlichen Knaben Rostislaw ein, nah bei des Dnjeprs traurigen Ufern. Und es weinte Rostislaws Mutter über den jugendlichen Prinzen Rostislaw; alle Blumen waren kleinmütig vor Mitleid, und die Bäume hingen aus Trauer zur Erde.
Das ist nicht Elsterngeschwätz: Gsa und Kontschak verfolgen Igor. Da krächzten die Raben nicht, verstummt waren die Krähen und das Schwatzen der Elstern; nur die Klettervögel kletterten, und klopfend wiesen die Spechte den Weg an den Fluß; Nachtigallen sangen selig den Morgen.
Da flüsterte Gsa dem Kontschak: „Fliegt der alte Falke zu Nest, so schießen wir den jungen mit unseren goldenen Pfeilen."
Und es antwortete Kontschak dem Gsa: „Fliegt der alte Falke

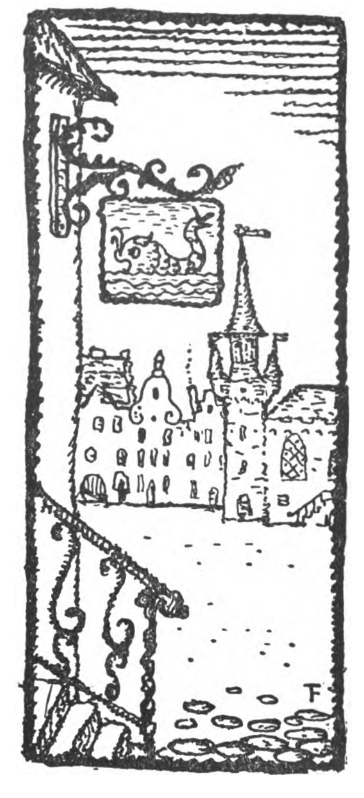
zu Nest, so fangen wir den jungen mit einem schönen Mädchen."
Und es flüsterte Gsa dem Kontschak: „Wenn wir ihn fangen mit einem schönen Mädchen, dann bleibt uns weder der junge Falke noch die junge Schöne, und wir können Vögeln nachjagen auf polowtzischem Feld."

Aus der Übertragung der altrussischen Dichtung „Das Igorlied"

FELIX TIMMERMANS / DIE HEILIGENBILDER

Jetzt waren sie nach und nach trunken geworden, hatten heiße Gesichter und verwirrte Gedanken, so daß sie nicht mehr wußten, in welcher Provinz sie wohnten.
Der sanfte Schwan hatte sich, wie immer, beizeiten fortgeschlichen; Kuckuck spielte noch auf der Mandoline, ohne daß jemand ihm zuhörte.
Livinus erzählte von Gemälden und Heiratspapieren, die nicht kämen, er verwechselte Anna-Marie mit Grain d'Or und Grain d'Or mit Anna-Marie. Die seltene Schönheit dieser Frau hatte sein empfindliches Gemüt erschüttert, daß er am Ende nicht mehr wußte, welche er nun heiraten sollte.
Corenhemel zeigte eine traurige Miene und sprach mit Pirruhn über Katinka, und Pirruhn sagte zwischen jedem Satz: „Dieses Jahr noch heirate ich Adelaide, und Anna-Marie muß dabei sein."
Van de Nast war mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen; er gab dabei ein Geräusch von sich, wie ein kleines Ferkel am Euter seiner Mutter.

Zwanzigmal hatte Barbara die Männer schon gebeten, nach Hause zu gehen, da es bereits viel zu spät war; aber niemand kümmerte sich darum, und dann löschte sie einfach die Lampe aus, so daß sie ihren Wein nicht mehr finden konnten.



„Wir wollen Anna-Marie unter ihrem Fenster ein Ständchen bringen!“ schlug Livinus vor.

„Aus-gezeichnet!“ meinte Pirruhn.

„Gut!“ sagte Corenhemel, „wir holen unsere Instrumente.“ Sie zogen ab, aber Barbara rief sie zurück, denn sie hatten Van de Nast vergessen.

„Legt ihn auf einen Schubkarren, wir bringen ihn nach Hause“, stotterte Pirruhn.

Kuckuck und Livinus holten aus dem Stall einen Schubkarren, warfen den gekrönten Van de Nast darauf und fuhren singend mit ihm weg; sie vergaßen ihre Hüte, aber sie trugen die glänzenden Lorbeerkronen auf dem Kopf.

Barbara schloß hinter ihnen das Tor.

Der Marktplatz lag still, leer und dunkel da. Das Rattern des

Schubkarrens schlug seltsam widerhallend gegen die Giebelwände der schlafenden Häuser.
Kuckuck wollte anfangen zu singen, aber Corenhemel versetzte ihm einen Stoß; erst wenn man an seinem Hause vorbei war, konnten sie machen, was sie wollten.
Mit vorsichtigen Schritten, den Schubkarren langsam vor sich hinschiebend, während der Nachtwächter auf dem Turm sein „Schlaft ruhig" in die Stille hinausblies, schlichen sie an dem reichen Hause Corenhemels vorbei.
Die große Madonna der Sieben Schmerzen in ihrem Glasschrank wurde von einer runden Laterne beleuchtet, die sich im schwachen Winde wiegte. Eine gespenstige Helle tanzte auf dem traurigen Antlitz der Mutter Gottes, spiegelte sich in den goldenen Blumen der Porzellanvasen neben ihr wider und glitzerte in den sieben Blechschwertern, die in ihrem blutigen Herzen steckten.
Hinter den Fenstern des ersten Stockwerkes brannte ein schwaches Licht. Es war das Zimmer, wo die Kranke in ihrem jämmerlichen Elend lag.
Die Männer guckten etwas ernüchtert hinauf und schwiegen.
Corenhemel kannte dieses Licht, das ihn jede Nacht so vorwurfsvoll anstarrte. Er schloß die Augen davor, seufzte und verachtete sein trauriges Leben.
Als sie an dem Haus vorbei, um die Ecke in die Storchstraße eingebogen waren, fingen sie mit dem Schubkarren zu laufen an, so daß er auf den holprigen Pflastersteinen schüttelte und rüttelte, und sie sangen: „Hü! Pferdchen hü!"
Dort, der efeubewachsenen Mauer des Beginenhofes gegenüber, stand, mit nach vorn überhängendem spitzen Giebel, das be-

scheidene Haus des Holzschneiders und Glockenspielers Van de Nast.

Vor der Tür hielten sie an.

Livinus flüsterte: „Also meine Herrschaften, ihr könnt ja machen, was ihr wollt, aber ich bleibe hier nicht stehen, denn es ist schon erbärmlich spät, und wir haben alle Aussichten, daß seine Frau uns einen Eimer Wasser auf den Kopf schüttet. Armer Van de Nast, dir wird es ja wieder dreckig gehen!"

„Ich bleibe auch nicht hier", sagte Corenhemel.

„Wir wollen klopfen und uns dann aus dem Staube machen", meinte Livinus.

„Ein guter Gedanke!" piepste Kuckuck...

„Ich werde nicht wanken und weichen, und wenn sie das ganze Meer über mich ausschüttet!" erklärte Pirruhn. Er drückte sich die goldene Lorbeerkrone fester auf den Kopf.

Als er gerade im Begriff war, an der Messingklinke zu rütteln, faselte der schlafende Van de Nast: „O Nachtigall, o edles Tier..."

„Er will die Nachtigall hören", sagte Pirruhn. „Das soll er auch! Auf ins Feld!"

Livinus fuhr mit dem Schubkarren weiter in der Richtung auf die Felder zu.

Während die anderen sich entfernten, blieb Pirruhn zurück. In der nächtlichen Stille klang von weitem der leierige Gesang seiner Freunde.

Er kam am Gefängnis vorbei und hörte hinter armstarken Eisenstäben das Schnarchen eines schlafenden Gefangenen. Da fiel sein Blick auf einen mageren Sankt Rochus, der hinter einem Eisengitter in einer Nische stand und von einer kleinen qualmenden

Lampe beleuchtet wurde. Der Heilige zeigte dem Himmel die Wunde seines hölzernen Kniees, und seine Augen blickten starr und traurig.
Das flackernde Licht warf einen hellen Schein auf Pirruhns goldene Krone.
Da las Pirruhn, mit lauter Stimme, was auf einem kleinen Holzbrett geschrieben stand, das unter der eisernen Opferbüchse an der Wand genagelt war:

O Mensch, geh achtlos nicht vorbei
und bete zu dem heil'gen Mann
Zwei Vaterunser oder drei,
Und wer es möglich machen kann,
Der opfre, was er übrig hat,
damit aus unsrem frommen Land
Und unsrer guten treuen Stadt
die Pest für ewig sei verbannt.

Plötzlich fielen Pirruhn die Worte Joo Pastors ein: „Dieses Jahr wird ein Unglücksjahr."
Ihm war, als fühle er plötzlich den Tod um sich. Die Angst legte sich ihm wie Feuer ums Herz. Das war wahrhaftig noch nie dagewesen.
Er schlug mit seinem Stock nach einem unsichtbaren Etwas. „Weg! Weg!" brummte er und schob durch den mit Spinnweben überzogenen Schlitz der eisernen Opferbüchse neun Frankstücke; er wollte gerade ein zehntes Frankstück hineinstecken, zog es aber plötzlich zurück. „Genug, du Nimmersatt!" schimpfte er, steckte den Franken wieder ein und schritt durch die Nacht nach Hause.
Er hatte seine Kameraden vergessen.

Er holte seinen Schlüssel aus der Tasche, und obwohl er noch Straßen weit von seinem Haus entfernt war, hielt er ihn ausgestreckt in der Hand, um ihn ins Schlüsselloch zu stecken.
„Dieses Jahr noch heirate ich Adelaide ... und Anna-Marie muß dabei sein!" murmelte er ununterbrochen vor sich hin.
Die Mainacht hing angenehm kühl mit ihren glänzenden Sternen über der kleinen Stadt. Die Menschen schliefen, und die Nachtigallen sangen in den duftenden Gärten. An den Straßenecken, hinter ihren armseligen Lichtern, bewachten die Heiligenbilder die Welt, um sie vor drohenden Gefahren, vor Unheil und Elend zu schützen.

Aus dem Roman „Die Delphine", übertragen von Peter Mertens

VIRGINIA WOOLF / DAS VERWUNSCHENE HAUS

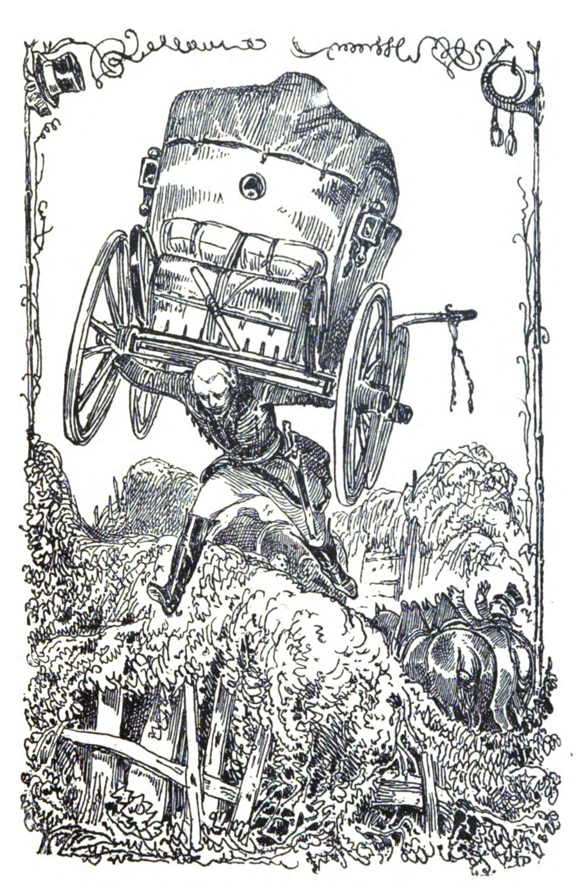
Gleichviel zu welcher Stunde du wach lagst, immer schlug irgendwo eine Tür. Von Zimmer zu Zimmer gingen sie, Hand in Hand, hier einen Vorhang lüftend, dort ein Behältnis öffnend, überall hineinspähend – ein gespenstisches Paar.
„Hier ließen wirs", sagte sie. Und er darauf: „Ja, aber hier auch!"
„Oben ists", murmelte sie. „Und im Garten" – wisperte er.
„Leise," sagten sie, „oder wir wecken sie auf."
Aber davon konnte nicht die Rede sein, daß ihr uns wecktet.
O, nein.
„Sie suchen danach; sie zerren am Vorhang", konnte man wohl sagen und dabei weiterlesen, ein oder zwei Seiten. „Jetzt haben sie es gefunden", mochte man überzeugt sein und den Federhal-

ter innehalten lassen am Zeilenende. Und dann, des Lesens müde, mochte man wohl aufstehen und seinerseits Nachschau halten: das Haus völlig leer, die Türen stehen weit offen, einzig die Wildtauben gurren zufrieden, und das Surren der Dreschmaschinen tönt vom Gehöft her. „Wozu bin ich hierher gekommen? Was wollte ich finden?“ Meine Hände waren leer. „Vielleicht also eine Treppe höher?“ Die Äpfel lagen unangetastet auf ihren Dörrbrettern. Und so bis hinunter zum Keller, der Garten still wie immer, einzig ein Buch war ins Gras geglitten.

Aber im Wohnzimmer hatten sie's aufgespürt. Nicht als ob man sie je hätte sehen können. Die Fensterscheiben widerspiegelten Äpfel, widerspiegelten Rosen; all die Zweige malten sich grün im Glas. Wenn sie ins Wohnzimmer vordrangen, so verriet sie nichts anderes, als daß auf einmal die gelbe Seite des Apfels sichtbar ward. Jetzt, ein weniges später, hing es an den Wänden, lastete von der Decke – was? Leer blieben meine Hände. Der Schatten einer fliegenden Drossel huschte über den Teppich; aus den tiefsten Tiefen der Stille rief die Wildtaube ihren girrenden Laut. „Geborgen, geborgen, geborgen“, pocht leise der Pulsschlag des Hauses. „Geborgen der Schatz; das Zimmer…“ jäh setzte der Puls aus.

Oh, also wars der verborgene Schatz?

Einen Augenblick später war der Tag hinweggedunkelt. Hinaus in den Garten also? Aber schon spann Finsternis um die Bäume, ein letzter Sonnenstrahl verweilte noch. Sachte, einzigartig und unbeteiligt versank hinterm Horizont der Strahl, den ich für immer hinter dem Fenster angezündet gewähnt hatte. Tot war das Glas; Tod stand zwischen uns; erst zum Weibe ge-



Theodor Hosemann: Münchhausen

kommen, vor Hunderten von Jahren, dann fort aus dem Hause, nachdem er alle Fenster versiegelt; dunkel lagen die Zimmer. Er verließ es nun auch, ließ auch sie, wandte sich gen Norden, wandte sich ostwärts, sah die Sterne verkehrt stehen am südlichen Himmel; gedachte des Hauses – und fand es versunken hinter den Dünen. „Geborgen, geborgen, geborgen," hämmert der Puls des Hauses heiter, „euer Kleinod."
Der Wind fegt über die Landstraße. Die Bäume biegen sich und neigen sich auf diese und auf jene Seite. Streifen Mondlichts klatschen und sprühen wild im Regen. Aber der Streifen Lampenlicht strahlt ungebrochen aus dem Fenster. Die Kerze brennt steif und still. Tappend durchs Haus, die Fenster öffnend, wispernd, um uns nicht zu wecken, das gespenstische Paar auf der Suche nach seinem Glück.
„Hier schliefen wir", sagt sie. Und er fügt hinzu: „Küsse ohne Zahl." „Morgens beim Erwachen"... „Silber zwischen den Bäumen" – „Droben" – „Im Garten" – „Wenn der Sommer kam" – „Zur Schneezeit im Winter" – Türen schlagen irgendwo weit weg, leise nachklappend wie Herzschlag.
Näher kommen sie; stehen still auf dem Gang. Der Wind sänftigt sich, der Regen gleißt silbern über das Fensterglas. Unsere Augen fallen zu; wir hören nicht die Schritte neben uns; sehen nicht die Dame ihren geisterhaften Mantel raffen. Seine Hände blenden die Laterne ab. „Sieh her!" flüstert er.
„Sie schlafen tief. Liebe spielt um ihre Lippen." Vorgebeugt, ihre silberne Lampe hochgehalten, betrachten sie uns lange und sinnend. Lange verweilen sie. Der Wind bläst stetig; unstet neigt sich die Flamme. Wilde Fetzen Mondlichts zucken über Fußboden und Wände, trifft sichs, so fällt Licht auf die gespannt

vorgeneigten Gesichter; die nachdenksamen; die Gesichter, welche die Schlafenden ausforschen auf der Suche nach ihrem entschwundenen Glück.

„Geborgen, geborgen, geborgen“, das Herz des Hauses schlägts zuversichtlich. „Lange Jahre“ – seufzt er. „Aber du fandest mich wieder. Hier –“ murmelt sie, „schlafend; lesend im Garten; lachend, wenn ich Äpfel aufreihte in der Bodenkammer. Hier ließen wir unseren Schatz.“ – Näher gerückt, läßt mich ihr Licht die Lider aufschlagen. „Geborgen, geborgen, geborgen“, klopfts stürmisch in des Hauses Herztakt. Erwachend, schreie ich: „D a s also ist euer verborgener Schatz: Die Helligkeit im Herzen?!“

Übertragen von Hans B. Wagenseil

ALDOUS HUXLEY / DAS PORTRÄT

„Bilder?“ meinte Mr. Bigger, „Sie wollen einige Bilder sehen? Oh, bitte, wir haben gerade ein paar sehr interessante Stücke drüben in unserem Ausstellungsraum. Franzosen und Engländer, wissen Sie.“

Der Kunde hob abwehrend die Hand und schüttelte den Kopf. „Nein, nein, moderne Sachen sind nichts für mich“, erklärte er in seinem gemütlichen Nordenglisch. „Ich will wirkliche Bilder, alte Bilder. Rembrandt und Reynolds und dergleichen.“

„Ich verstehe.“ Mr. Bigger nickte. „Alte Meister. Oh, gewiß, bei uns finden Sie alte und moderne.“

„Die Sache ist die“, sagte der andere. „Ich habe mir vor kurzer Zeit ein ziemlich großes Haus gekauft – ein Herrenhaus“, setzte er mit eindrucksvoller Betonung hinzu.

Mr. Bigger lächelte; die Unbefangenheit dieses schlichten Mannes hatte etwas ungemein Einnehmendes. Er fragte sich, auf welche Weise der Mann wohl zu seinem Vermögen gekommen sei. ‚Ein Herrenhaus.‘ Die Art, wie er das gesagt hatte, war wirklich reizend gewesen. Hier stand ein Mann, der sich von der Dienerschaft zur Herrschaft eines Herrenhauses emporgearbeitet hatte, von der breiten Basis der feudalen Pyramide zu ihrem schmalen Gipfel. Seine eigene Geschichte und die ganze Geschichte der sozialen Klassen waren in jenem Nachdruck auf dem Worte ‚Herren‘ – enthalten gewesen. Aber der Besucher fuhr fort zu sprechen. Mr. Bigger konnte seinen Gedanken nicht gestatten, weiterzuwandern.

„In einem solchen Haus,“ sagte der andere, „und wenn man eine gesellschaftliche Stellung wie die meine zu wahren hat, muß man ein paar Bilder haben. Alte Meister, versteht sich. Rembrandts und wie sie alle heißen.“

„Gewiß“, erwiderte Mr. Bigger. „Ein Alter Meister ist das Symbol sozialer Überlegenheit.“

„Ja, das ist es“, rief der andere strahlend. „Sie haben genau das ausgesprochen, was ich sagen wollte.“

Mr. Bigger verneigte sich und lächelte. Es war entzückend, jemand gefunden zu haben, der die kleinen Ironieen, die man sich gestattete, für nüchternen Ernst nahm.

„Wir würden die Alten Meister freilich nur für die Empfangsräume unten im Erdgeschoß brauchen. Es wäre zu viel des Guten, sie auch in den Schlafzimmern zu haben.“

„Viel zu viel des Guten“, stimmte Mr. Bigger bei.

„Sie müssen nämlich wissen,“ fuhr der Herr des Herrenhauses fort, „meine Tochter – sie malt ein wenig. Recht hübsch sogar.

Ich lasse einige ihrer Sachen einrahmen, um sie in die Schlafzimmer zu hängen. Es hat seine Vorteile, wenn ein Künstler in der Familie ist. Es erspart einem, Bilder zu kaufen. Aber wir müssen natürlich was Altes für die unteren Räume haben."

„Ich glaube, ich habe genau das, was Sie suchen." Mr. Bigger erhob sich und drückte auf eine Klingel. ‚Meine Tochter – sie malt ein wenig.' Er stellte sich eine große, blonde, kellnerinartige Person vor, einunddreißig und noch nicht verheiratet, schon etwas überreif. Seine Sekretärin erschien in der Tür. „Bringen Sie mir das Porträt, das venezianische, das im Hinterzimmer hängt. Sie wissen schon, welches ich meine."

„Sie haben es sehr behaglich hier", sagte der Herr des Herrenhauses. „Das Geschäft geht gut, wie ich hoffe."

Mr. Bigger seufzte. „Die Stagnation", meinte er. „Wir Kunsthändler leiden unter ihr mehr als alle andern."

„Ah ja, die Stagnation." Der Herr des Herrenhauses lachte in sich hinein. „Ich sah sie die ganze Zeit voraus. Manche Leute glaubten, die guten Zeiten würden ewig weiterwähren. Die Narren! Ich habe ausverkauft, gerade als die Konjunktur am höchsten war. Darum kann ich mir auch jetzt Bilder leisten."

Mr. Bigger lachte mit. Das war die richtige Sorte von Kunden. „Ich wollte, ich hätte etwas gehabt während der Konjunktur, was ich hätte ausverkaufen können", erwiderte er.

Der Herr des Herrenhauses lachte, bis ihm die Tränen über die Wangen herabkollerten. Er lachte noch, als Miß Pratt wieder eintrat. Sie hielt mit beiden Händen ein Bild wie einen Schild vor sich.

„Stellen Sie's auf die Staffelei, Miß Pratt!" sagte Mr. Bigger.

„Na?" Er wandte sich an den Herrenhausbesitzer, „was halten Sie von dem da?"
Das Bild, das vor ihnen auf der Staffelei stand, war ein Porträt, ein Brustbild. Ein volles Gesicht, sehr weiße Haut, hochbusig, das Kleid aus blauer Seide tief ausgeschnitten, – es schien die typische Italienerin des achtzehnten Jahrhunderts darzustellen. Ein leichtes, selbstgefälliges Lächeln kräuselte die ein wenig zu dicken Lippen, und in der Hand hielt die Dame eine schwarze Maske, als habe sie sie eben, am Ende eines Karnevalstages, abgenommen.
„Sehr hübsch", sagte der Herr des Herrenhauses. „Aber", setzte er zweifelnd hinzu, „es sieht nicht sehr nach einem Rembrandt aus, nicht? Es ist alles so klar und licht. Bei Alten Meistern kann man gewöhnlich überhaupt nichts sehen; sie sind alle ganz dunkel und verschwommen."
„Sehr richtig", erwiderte Mr. Bigger. „Aber nicht alle Alten Meister sehen wie ein Rembrandt aus."
„Vermutlich nicht." Der Herr des Herrenhauses schien nicht ganz überzeugt zu sein.
„Dies hier ist ein Venezianer des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre Farben waren immer so leuchtend. Giangolini hieß der Maler. Er starb jung, wissen Sie. Man kennt kaum ein halbes Dutzend seiner Bilder. Und dieses ist eins von ihnen."
Der Herr des Herrenhauses nickte. Er wußte den Wert der Seltenheit zu würdigen.
„Man bemerkt auf den ersten Blick den Einfluß Longhis", fuhr Mr. Bigger leichthin fort. „Und es ist etwas von der Morbidezza der Rosalba in der Art, wie das Gesicht gemalt ist."

Der andere blickte unbehaglich von Mr. Bigger auf das Bild und von dem Bild auf Mr. Bigger. Man ist nie verlegener, als wenn jemand zu einem spricht, der mehr Kenntnisse hat, als man selbst besitzt. Mr. Bigger nützte seinen Vorteil.

„Sonderbar," meinte er, „daß man nichts von Tiepolos Manier darin bemerkt. Finden Sie nicht auch?"

Der Herr des Herrenhauses nickte. Sein Gesicht hatte einen betrübten Ausdruck bekommen. Die Winkel seines Kindermundes zogen sich herab. Man hätte beinahe erwartet, er werde in Tränen ausbrechen.

„Es ist ein Vergnügen," sagte Mr. Bigger und ließ endlich locker, „mit jemand zu sprechen, der wirklich was von Malerei versteht. So wenige Leute verstehen etwas davon."

„Na, ich will nicht gerade behaupten, daß ich mich sehr eingehend damit befaßt habe", meinte der Herrenhausbesitzer bescheiden. „Aber wenn ich etwas sehe, weiß ich, ob es mir gefällt." Sein Gesicht heiterte sich auf, da er wieder festeren Grund unter den Füßen fühlte.

„Also ein natürlicher Instinkt", sagte Mr. Bigger. „Das ist eine sehr wertvolle Gabe. Ich konnte es Ihnen vom Gesicht ablesen, daß Sie sie besitzen. Ich sah das im Augenblick, als Sie in die Galerie hereinkamen."

Der Herrenhausbesitzer war entzückt. „Wirklich? Aber nein!" Er fühlte, wie er wuchs, wie er an Bedeutung zunahm. „Wirklich!" Er neigte seinen Kopf kritisch zur Seite. „Hm ja. Ich muß sagen, es ist ein sehr gutes Stück Malerei. Sehr fein. Aber Tatsache ist, daß mir ein mehr historisches Bild lieber gewesen wäre, wenn Sie wissen, was ich meine. Etwas mehr Ahnenbilderartiges, wissen Sie. Ein Porträt von jemand mit einer Geschichte

– etwa wie Anne Boleyn oder Lady Hamilton oder der Herzog von Wellington oder so jemand."

„Aber, verehrter Herr, ich wollte es Ihnen ja eben sagen: dieses Bild hat eine Geschichte." Mr. Bigger neigte sich vor und legte seine Hand dem Herrenhausbesitzer aufs Knie. Unter den buschigen Brauen blinzelten seine Augen voll Wohlwollen und amüsierter Heiterkeit. Eine wissende Güte war in seinem Lächeln. „Die Entstehung dieses Bildes hängt mit einer äußerst merkwürdigen Geschichte zusammen."

„Was Sie nicht sagen!" Der Herr des Herrenhauses zog die Augenbrauen in die Höhe.

Mr. Bigger lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Die Lady, die Sie da sehen," sagte er und wies auf das Porträt, „war die Gemahlin des vierten Earls Hurtmore. Die Familie ist jetzt erloschen. Der neunte Earl starb erst voriges Jahr. Ich erwarb das Bild, als das Schloß verkauft wurde. Es ist traurig, das Verschwinden dieser alten Adelshäuser mit ansehen zu müssen." Mr. Bigger seufzte. Der Herrenhausbesitzer blickte feierlich drein, als wäre er in der Kirche. Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann fuhr Mr. Bigger in verändertem Tone fort: „Nach den Bildnissen von ihm zu schließen, die ich gesehen habe, scheint der vierte Earl ein langgesichtiger, düster dreinblickender, grauer Mensch gewesen zu sein. Man kann sich ihn nie jung vorstellen. Er war einer von den Männern, die dauernd aussehen, als wären sie fünfzig. Seine Hauptinteressen im Leben waren die Musik und römische Altertümer. Es gibt ein Porträt von ihm, auf dem er in der einen Hand eine Elfenbeinflöte hält und die andere auf das Bruchstück einer römischen Skulptur stützt. Mindestens die Hälfte seines Lebens brachte er auf Reisen

in Italien zu, wo er Antiquitäten nachspürte und Musik hörte. Als er ungefähr fünfundfünzig war, fand er plötzlich, daß es für ihn an der Zeit sei, zu heiraten. Und dies hier war die Dame seiner Wahl." Mr. Bigger wies auf das Porträt. „Sein Geld und sein Titel müssen vieles Fehlende ersetzt haben. Nach ihrem Aussehen kann man sich nicht recht vorstellen, daß Lady Hurtmore ein großes Interesse an römischen Altertümern gefunden habe. Auch dürfte sie, wie ich glaube, nicht viel für die Theorie und Geschichte der Musik übrig gehabt haben. Sie liebte Kleider, sie liebte Gesellschaft, sie liebte das Spiel, sie liebte den Flirt, mit einem Wort, sie liebte es, sich zu unterhalten. Es scheint nicht, daß sich das neuvermählte Paar allzu gut vertragen habe. Aber jedenfalls vermieden die beiden einen offenen Bruch. Ein Jahr nach der Hochzeit beschloß Lord Hurtmore, Italien abermals aufzusuchen. Zu Anfang des Herbstes traf er mit seiner Gemahlin in Venedig ein. Für Lord Hurtmore bedeutete Venedig unbegrenzte Musik. Es bedeutete Galuppis tägliche Konzerte im Waisenhause der Misericordia; es bedeutete Piccini in Santa Maria; neue Opern am San Moise; entzückende Kantaten in einem Hundert Kirchen. Es bedeutete Privatkonzerte von Amateuren; Porpora und die besten Sänger Europas; Tartini und die größten Violinspieler. Für Lady Hurtmore bedeutete Venedig etwas wesentlich anderes: das Glücksspiel im Ridotto, Maskenbälle, fröhliche Soupers – all die vielen Genüsse der vergnüglichsten Stadt der Welt. Da die beiden jedes sein eigenes Leben lebten, hätten sie in Venedig beinahe grenzenlos glücklich sein können. Aber eines Tages hatte Lord Hurtmore den unseligen Gedanken, seine Gemahlin porträtieren zu lassen. Man empfahl ihm Giangolini als einen vielversprechenden Maler, als

den kommenden Mann. Lady Hurtmore begann mit den Sitzungen. Giangolini war hübsch und draufgängerisch. Giangolini war jung. Seine amouröse Technik war ebenso vollendet wie seine künstlerische. Lady Hurtmore wäre mehr als menschlich gewesen, wenn sie ihm hätte widerstehen können. Sie war nicht mehr als menschlich."

„Das ist keiner von uns, he?" Der Herr des Herrenhauses bohrte seinen Finger Mr. Bigger in die Rippen und lachte.

Höflich stimmte Mr. Bigger in das Gelächter ein. Sobald es abgeflaut war, fuhr er fort: „Endlich beschlossen sie, miteinander durchzugehen – über die Grenze. Sie wollten in Wien leben – von dem Familienschmuck der Hurtmores, den die Lady sorgsam in ihren Reisekoffer packen würde. Er war mehr als zwanzigtausend Pfund wert, der Familienschmuck der Hurtmores, und im Wien Maria Theresias konnte man recht schön von den Zinsen von zwanzigtausend Pfund leben.

Die Vorbereitungen waren leicht getroffen. Giangolini hatte einen Freund, der alles für sie besorgte – ihnen Pässe auf einen falschen Namen verschaffte, Pferde mietete, die auf dem Festland ihrer warten sollten, und der ihnen seine Gondel zur Verfügung stellte. Sie bestimmten den Tag der letzten Sitzung für die Flucht.

Der Tag kam. Lord Hurtmore brachte nach seiner Gewohnheit seine Gemahlin in einer Gondel zu Giangolinis Atelier, ließ sie dort auf dem hochlehnigen Modellstuhl sitzen und ging wieder weg, um Galuppis Konzert in der Misericordia anzuhören. Es war um die Zeit, da der Karneval seinen Höhepunkt erreichte. Sogar am hellichten Tage gingen die Leute in Masken umher. Lady Hurtmore trug eine aus schwarzer Seide – dieselbe, die sie da hält, sehen Sie! da auf dem Porträt. Ihr Gemahl, ob-

wohl er kein Nachtschwärmer war und Karnevalsscherze mißbilligte, zog es vor, sich lieber der grotesken Mode anzupassen, als durch Nichtanpassung die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der lange schwarze Mantel, der riesige schwarze Dreispitz, die langnasige Maske aus weißem Papier, sie bildeten in jenen Karnevalswochen den gewöhnlichen Anzug eines jeden venezianischen Edelmannes. Lord Hurtmore wünschte kein Aufsehen zu erregen; also trug auch er ihn. Der Anblick dieses ernsten, feierlich dreinschauenden englischen Mylords, gekleidet in die Clownsuniform eines fröhlichen maskierten Venezianers muß absurd und widerspruchsvoll genug gewesen sein. ‚Pantalon im Gewande Pulcinellas' – so bezeichnete ihn das Liebespaar in seinen Gesprächen; der alte Geck der ewigen Komödie als Clown angezogen. Nun, an jenem Morgen kam, wie ich schon sagte, Lord Hurtmore wie gewöhnlich in einer gemieteten Gondel und brachte seine Lady mit. Und sie wiederum brachte unter den Falten ihres weißen Mantels eine kleine, lederne Schatulle mit, darin kosig in Seide gebettet die Hurtmore-Juwelen ruhten. In dem kleinen dunklen Kasten der Gondel sitzend, sahen die beiden die Kirchen und reichverzierten Paläste und die hohen schäbigen Häuser an sich vorbeigleiten. Unter seiner Kasperlmaske hervor erklang die Stimme Lord Hurtmores ernst, gemessen und unbeirrbar.

‚Der gelehrte Padre Martini', sagte er, ‚hat mir versprochen, mir die Ehre zu erweisen, morgen bei uns zu dinieren. Ich bezweifle, daß es einen Mann gibt, der mehr von der Geschichte der Musik weiß, als er. Ich möchte Sie bitten, sich Mühe zu geben, ihn mit besonderen Ehren zu bewirten.'

„Sie dürfen dessen versichert sein, Mylord.' Sie konnte kaum die lachende Erregung unterdrücken, die in ihr aufschäumte. Morgen um die Zeit des Abendessens würde sie schon weit weg sein – über die Grenze, hinter Görz, und auf der Wiener Chaussee dahingaloppieren. Armer, alter Pantalon! Aber nein, er tat ihr nicht im geringsten leid. Schließlich hatte er ja seine Musik, seinen Krimskram von zerbrochenen Marmorstücken. Unter ihrem Mantel umfaßte sie die Schmuckschatulle noch fester. Wie berauschend vergnüglich doch ihr Geheimnis war!"

Mr. Bigger verschränkte die Finger und preßte die Hände theatralisch auf sein Herz. Er unterhielt sich. Er wandte seine lange Fuchsnase dem Herrn des Herrenhauses zu und lächelte wohlwollend. Der hinwiederum war ganz Aufmerksamkeit.

„Ja, und?" fragte er.

Mr. Bigger löste seine Hände voneinander und ließ sie auf seine Kniee niederfallen.

„Nun," sagte er, „die Gondel hält vor Giangolinis Tür, Lord Hurtmore hilft seiner Frau beim Aussteigen und führt sie hinauf in des Malers großen Arbeitsraum im ersten Stock, übergibt sie mit der gewohnten höflichen Redewendung dessen Obhut und geht wieder weg, um Galuppis Morgenkonzert in der Misericordia anzuhören. Das Liebespärchen hat gut zwei Stunden, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Kaum ist der alte Pantalon sicher außer Sicht, da taucht auch schon des Malers hilfreicher Freund auf, maskiert und im Domino wie jedermann in den Gassen und auf den Kanälen dieses Karnevals-Venedig. Es folgt allgemeines Umarmen, Händeschütteln und Gelächter; alles ist so wunderbar gut gegangen, kein Verdacht erweckt worden. Unter Lady Hurtmores Do-

mino kommt die Schmuckschatulle hervor. Sie öffnet sie, und es setzt laute italienische Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung. Die Brillanten, die Perlen, die großen Hurtmore-Smaragde, die Rubinspangen, die diamantenen Ohrgehänge – alle diese leuchtenden, blitzenden Dinger werden liebevoll untersucht und mit Kennermiene in den Händen gewogen. Auf mindestens fünfzigtausend Zechinen schätzt sie der hilfreiche Freund. Die beiden Liebenden werfen sich einander ekstatisch in die Arme.

Der hilfreiche Freund unterbricht sie; es gibt zuletzt noch einiges zu erledigen. Sie müssen noch ins Polizeiministerium und ihre Pässe unterschreiben. Oh, eine bloße Formsache; aber sie muß geschehen. Gleichzeitig wird er selbst ausgehen und einen Diamanten verkaufen, um die nötigen Geldmittel für die Reise zu beschaffen."

Mr. Bigger machte eine Pause und zündete sich eine Zigarette an. Er blies eine Rauchwolke von sich und fuhr fort:

„So machten sie sich also auf, alle in ihren Masken und Dominos, der hilfreiche Freund in einer Richtung, und der Maler und seine Geliebte in einer andern. Ach ja, Liebe in Venedig!" Mr. Bigger blickte verzückt zur Decke empor. „Waren Sie jemals in Venedig und verliebt, mein Herr?" fragte er den Herrenhausbesitzer.

„Niemals weiter als bis Dieppe", erwiderte der und schüttelte den Kopf.

„Ah, dann haben Sie eines der größten Erlebnisse versäumt. Dann können Sie niemals ganz verstehen, welcher Art die Gefühle der kleinen Lady Hurtmore und des Malers waren, als sie mitsammen die langen Kanäle entlangfuhren und einander

durch die Augenlöcher ihrer Masken anblickten. Vielleicht küssen sie einander bisweilen – obgleich das eigentlich schwer gewesen wäre, ohne sich zu demaskieren. Und es bestand immer Gefahr, daß jemand durch die Fenster des Gondelkastens ihre bloßen Gesichter erkennen könnte. Nein, ich nehme eher an," schloß Mr. Bigger nachdenklich, „daß sie sich darauf beschränkten, einander anzublicken. Aber wenn man in Venedig auf den Kanälen dahinträumt, kann man sich beinahe schon mit dem Anblicken allein zufrieden geben, – schon mit dem Anblicken."

Er liebkoste die Luft mit einer Handbewegung und ließ seine Stimme in Schweigen erlöschen. Er tat zwei oder drei Züge an seiner Zigarette, ohne etwas zu sagen. Als er wieder zu sprechen begann, war seine Stimme sehr ruhig und ausgeglichen.

„Vielleicht eine halbe Stunde, nachdem sie weggegangen waren, hielt eine Gondel vor Giangolinis Tür, und ein Mann in Papiermaske und schwarzem Domino, auf dem Kopfe den unvermeidlichen Dreispitz, stieg aus und ging die Treppe hinauf in des Malers Zimmer. Es war leer. Von der Staffelei herab lächelte das Porträt ein süßes und etwas schicksalhaftes Lächeln. Aber kein Maler stand davor, und der Platz für das Modell war leer. Die langnasige Maske sah sich mit einer ausdruckslosen Neugier in dem Raume um. Ihr umherwandernder Blick kam endlich auf der Schmuckkassette zur Ruhe, die da, wo das sorglose Liebespaar sie gelassen, offen auf dem Tische stand. Die tiefliegenden, dunkelbeschatteten Augen hinter der grotesken Maske verweilten lange und wie gebannt auf diesem Gegenstand. Pulcinella mit der langen Nase schien in Nachdenken versunken.

Ein paar Minuten später ertönten Schritte und lachende Stimmen auf der Treppe. Die Maske wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus. Hinter ihr öffnete sich lärmend die Tür; trunken vor Erregung, in fröhlicher, lachender Unbekümmertheit, stürmte das Liebespaar herein.

‚Ah, *caro amico!* Schon zurück? Glück gehabt mit dem Diamanten?'

Der Domino beim Fenster rührte sich nicht; Giangolini plauderte fröhlich weiter. Das Unterschreiben sei ganz ohne jeden Anstand abgelaufen, keinerlei Fragen seien gestellt worden; er habe die Pässe in der Tasche. Sie könnten sofort abreisen.

Lady Hurtmore begann plötzlich unbeherrschbar zu lachen; sie konnte gar nicht aufhören.

‚Was gibt es denn?' fragte Giangolini, ebenfalls lachend.

‚Ich mußte eben,' keuchte sie zwischen den Ausbrüchen ihrer Heiterkeit, ‚ich mußte an den alten Pantalon denken, wie er in der Misericordia sitzt und feierlich wie eine Eule zuhört,' – sie erstickte beinahe und stieß die Worte schrill und gewaltsam hervor, als spräche sie durch Tränen hindurch, – ‚wie er den langweiligen Kantaten dieses alten Galuppi zuhört!'

Der Mann beim Fenster wandte sich herum. ‚Bedauerlicherweise, Madam,' sagte er, ‚war der Maestro heute morgen indisponiert. Es gab kein Konzert.' Er nahm die Maske ab. ‚Und so habe ich mir erlaubt, früher als gewöhnlich zurückzukommen.' Das lange, graue, tiefernste Gesicht Lord Hurtmores blickte ihnen entgegen.

Das Liebespaar starrte ihn an und war für einen Augenblick sprachlos. Lady Hurtmore griff nach ihrem Herzen; es hatte einen fürchterlichen Sprung getan, und sie verspürte ein entsetz-

liches Gefühl in der Tiefe ihres Magens. Der arme Giangolini war weiß geworden wie eine Papiermaske. Sogar in jenen Tagen der Cicisbei und offiziellen Hausfreunde wußte man von Fällen zu erzählen, da empörte und eifersüchtige Ehemänner zu Mördern geworden waren. Er selbst war unbewaffnet, und Gott allein mochte wissen, welche Waffen der Vernichtung unter jenem rätselvollen Domino verborgen waren. Doch Lord Hurtmore tat nichts Gewaltsames oder Würdeloses. Ernst und feierlich, wie er alles tat, ging er zum Tisch hinüber, nahm die Schmuckschatulle auf, schloß sie sorgfältig, und mit den Worten: ‚Das ist wohl meine Schatulle, glaube ich', steckte er sie in die Tasche und verließ das Zimmer. Das zurückgebliebene Liebespaar sah sich fragend an."

Es entstand eine Stille.

„Und was folgte dann?" fragte der Herr des Herrenhauses.

„Der Umschwung", erwiderte Mr. Bigger und schüttelte traurig den Kopf. „Giangolini hatte sich verpflichtet, mit fünfzigtausend Zechinen durchzugehen. Lady Hurtmore fühlte sich nach einiger Überlegung nicht sehr von der Idee des ‚Liebesglückes in der Hütte' begeistert. Der Platz der Frau, so entschied sie schließlich, ist in der Häuslichkeit – beim Familienschmuck. Aber würde Lord Hurtmore die Sache in genau demselben Lichte erblicken? Das war die Frage, die aufregende, beunruhigende Frage. Sie entschied sich dafür, heimzugehen und sich selber zu überzeugen.

Sie kam gerade zum Mittagessen zurecht.

‚Seine erlauchte Exzellenz warten im Speisesaal', sagte ihr der Majordomo. Die hohen Türflügel wurden vor ihr aufgerissen; sie segelte hinein, majestätisch, Kopf hoch, – aber mit welch

einer Angst im Herzen! Ihr Gemahl stand beim Kamin. Er kam ihr entgegen.

‚Ich habe Sie erwartet, Madam', sagte er und führte sie an ihren Platz.

Das blieb die einzige Anspielung, die er je auf den Vorfall machte. Am Nachmittag sandte er einen Bedienten in des Malers Atelier um das Bild. Es bildete einen Teil des Gepäcks, als er einen Monat später mit seiner Gemahlin die Rückreise nach England antrat. Die Geschichte hat sich mit dem Bild von einer Generation auf die andere vererbt. Ich hörte sie von einem alten Freund der Familie, als ich voriges Jahr das Porträt kaufte."

Mr. Bigger warf das Zigarettenende in den Kamin. Er schmeichelte sich, die Geschichte sehr gut erzählt zu haben.

„Äußerst interessant," sagte der Herr des Herrenhauses, „wahrhaftig, äußerst interessant. Ganz historisch, nicht wahr? Es ließe sich auch von Lady Hamilton oder Anne Boleyn keine bessere erzählen, was?"

Mr. Bigger lächelte zerstreut und abwesend. Er dachte an Venedig – die russische Gräfin, die in derselben Pension gewohnt hatte, der große Baum im Hof vor seinem Fenster, ihr starkes, scharfes Parfüm (es ließ einen den Atem anhalten, wenn man es zum ersten Male roch), und dann das Baden am Lido und die Gondel und die Kuppel von Santa Maria Salute vor dem dunstigen Himmel, genau wie sie aussah, als Guardi sie gemalt hatte. Wie unheimlich lange her das schon schien und wie weit weg! Er war damals kaum mehr als ein Knabe gewesen. Mit einem Ruck erwachte er aus seiner Träumerei.

Der Herr des Herrenhauses sprach. „Also wieviel würden Sie für das Bild verlangen?“ fragte er.

Sein Ton war kühl und ungezwungen; er war ein rarer Vogel, was das Handeln betraf.

„Mja“, sagte Mr. Bigger und verließ widerwillig die russische Gräfin und das paradiesische Venedig von vor fünfundzwanzig Jahren. „Ich habe für weniger bedeutende Bilder als dieses hier auch schon tausend Pfund gefordert. Aber ich will Ihnen dieses gern für siebenhundertfünfzig überlassen.“

Der Herr des Herrenhauses pfiff leise durch die Zähne. „Siebenhundertfünfzig?“ wiederholte er. „Das ist zuviel.“

„Aber mein lieber Herr,“ protestierte Mr. Bigger, „bedenken Sie doch bloß, was Sie für einen Rembrandt von dieser Qualität und Größe zahlen müßten! – Mindestens zwanzigtausend. Siebenhundertfünfzig sind sicherlich nicht zu viel. Im Gegenteil, es ist sehr wenig, wenn man die Bedeutung des Bildes, das Sie da bekommen, in Betracht zieht. Sie haben selber ein genügend gutes Urteil, um zu sehen, daß dieses Bild hier ein sehr feines Kunstwerk ist.“

„Oh, das leugne ich nicht“, erwiderte der Herr des Herrenhauses. „Ich sage bloß, daß siebenhundertfünfzig Pfund ein schönes Stück Geld sind. Puh! Ich bin nur froh, daß meine Tochter selber ein wenig malt. Denken Sie, wenn ich auch die Schlafzimmer mit Bildern ausstatten müßte, die pro Stück siebenhundertfünfzig Pfund kosten!“ Er lachte.

Mr. Bigger lächelte. „Sie dürfen auch nicht vergessen, daß Sie Ihr Geld sehr gut anlegen. Späte Venezianer steigen im Preis. Wenn ich Kapital übrig hätte –“

Die Tür ging auf, und Miß Pratts wuscheliger Blondkopf guckte herein.
„Mr. Crowley möchte wissen, ob er Sie sprechen kann, Mr. Bigger."
Mr. Bigger runzelte die Stirn. „Sagen Sie ihm, er soll warten", erwiderte er irritiert. Er räusperte sich und wandte sich wieder seinem Besucher zu. „Wenn ich etwas Kapital übrig hätte, würde ich das ganze in späten Venezianern anlegen. Bis auf den letzten Penny."
Er dachte, während er dies sagte, daran, wie vielen Leuten er schon erzählt haben mochte, er würde sein ganzes Kapital, wenn er eines hätte, in Primitiven anlegen, in Kubismus, Negerplastik, japanischen Holzschnitten...
Schließlich gab ihm der Herr des Herrenhauses einen Scheck über sechshundertundachtzig Pfund.
„Senden Sie mir, bitte, mit dem Bild eine maschinengeschriebene Abschrift der Geschichte", sagte er, als er seinen Hut aufsetzte. „Es ist eine Geschichte, die man gut seinen Gästen bei Tisch erzählen kann, glauben Sie nicht? Ich möchte alle Einzelheiten gern ganz genau haben."
„O gewiß, gewiß," erwiderte Mr. Bigger, „die Einzelheiten sind äußerst wichtig."
Er geleitete den kleinen Mann zum Ausgang. „Guten Morgen!" – „Guten Morgen!" Weg war er.
Ein hochaufgeschossener blonder Jüngling mit kurzem Backenbart erschien in der Tür. Seine Augen blickten dunkel und melancholisch; sein Gesichtsausdruck, seine ganze Erscheinung waren romantisch und zugleich ein wenig jämmerlich. Es war der junge Crowley, ein Maler.

„Tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen", sagte Mr. Bigger. „Was wollten Sie denn von mir?"

Mr. Crowley blickte verwirrt drein und zögerte. Wie verhaßt es ihm war, so etwas tun zu müssen!

„Die Sache ist nämlich die," sagte er endlich, „ich bin schrecklich knapp bei Kasse. Ich dachte, daß Sie vielleicht nichts dagegen hätten, das heißt, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme, mich für das Zeug zu bezahlen, das ich da unlängst für Sie gemacht habe. Es ist mir unendlich unangenehm, Sie so belästigen zu müssen."

„Aber bitte, mein junger Freund."

Mr. Bigger tat diese arme Kreatur leid, die es nicht verstand, sich um sich selbst zu kümmern. Der arme junge Crowley war hilflos wie ein Säugling. „Welchen Preis hatten wir denn vereinbart gehabt?"

„Ich glaube, es waren zwanzig Pfund", erwiderte Mr. Crowley schüchtern.

Mr. Bigger zog seine Brieftasche hervor. „Na, machen wir fünfundzwanzig daraus", sagte er.

„Oh, aber das kann ich ja gar nicht annehmen. Nein, wirklich. Danke Ihnen vielmals." Mr. Crowley errötete wie ein junges Mädchen. „Möchten Sie nicht vielleicht doch eine kleine Ausstellung von meinen Landschaften veranstalten?" fragte er, kühn gemacht durch Mr. Biggers wohlwollendes Wesen.

„Nein, nein. Nichts von Ihren eigenen Sachen." Mr. Bigger schüttelte unerbittlich den Kopf. „Mit dem modernen Zeug ist kein Geld zu verdienen. Aber ich nehme Ihnen jede Anzahl Ihrer unechten Alten Meister ab."

Er trommelte mit den Fingern auf Lady Hurtmores glattgemalter Schulter.

„Versuchen Sie noch einen Venezianer!" fügte er hinzu. „Der hier war ein großer Erfolg."

Übertragen von Herberth E. Herlitschka



Joseph Kenny Meadow
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts

BÜCHER

AUS DEM INSEL-VERLAG

Auf den folgenden Seiten ist außer den Neuerscheinungen aus dem Jahre 1930 eine Auswahl der wichtigsten früher erschienenen Bücher des Verlages angezeigt. Vollständige Verlagsverzeichnisse, insbesondere auch Verzeichnisse der Sammlungen Insel-Bücherei und Bibliothek der Romane sowie der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7) zu beziehen.

RENÉ ARCOS: MEDARDUS. Eine Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von *Friederike Maria Zweig*. Mit einem Aquarell und 9 Holzschnitten von *Frans Masereel*. Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren, Nr. 1—50 auf echt Japan mit der Hand in Leder geb. M 75.—; Nr. 51—300 auf van-Gelder-Bütten in Halbleder M 30.—. Die Japan-Ausgabe wurde vom Dichter und vom Künstler signiert.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH: DIE MICHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 7.50.

Von einer Kinderwallfahrt voller Größe, Schwermut und Leidenschaft wird erzählt, von einer Geisterstunde der Geschichte, die den Erzengel und den Satan gleich furchtbar zu Worte kommen ließ. Es ist der Roman eines Begebnisses, das nie vergessen werden kann, weil zu viele Geheimnisse der menschlichen Wirrsal an ihm beteiligt sind.

RICHARD BILLINGER: RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen (Bildern). Gebunden M 3.50.

— SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. Gebunden M 5.—.

DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*, in Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Die Handkolorierung besorgte *Emil Wöllner*, den Druck die Mainzer Presse, Mainz. Auflage: 1000 Exemplare. Drei Teile. Interimspappband. Drei Teile M 90.—.

ERNEST CLAES: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. Mit einem Vorwort und mit Bildern von *Felix Timmermans*. In Leinen M 7.—.

Inmitten einer völlig problematisch gewordenen Literatur kann das Harmlose, wo es irgend dichterisch angefaßt ist, Wunder tun; man denke an Jammes, an Timmermans. Nun kommt noch einer, dieser Claes mit seinem Lausbuben Flachskopf. Es gibt Stellen der Erde, wo kein Krieg war. Es gibt Seelen, in denen noch alle Kindheit lacht. *Hermann Hesse.*

EGON CAESAR CONTE CORTI: DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 14.—.

Der Verfasser gibt in diesem kulturhistorisch sehr interessanten und, wie sich denken läßt, höchst vergnüglichen Buch, auf Grund einer gewaltigen, 500 Jahre umfassenden Literatur und vieler, von ihm zum ersten Male veröffentlichter Dokumente ein zusammenhängendes Bild vom Ursprung des Rauchens und seiner Entwicklung.

LEONHARD FRANK: HUFNÄGEL. Schauspiel in drei Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

MAHATMA GANDHI: MEIN LEBEN. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von *C. F. Andrews*. Aus dem Englischen übertragen von *Hans Reisiger*. In Leinen M 7.50.

Wir verdanken diese Bearbeitung der Lebensgeschichte Gandhis einem seiner vertrautesten Freunde. In der schlichtesten Sprache erzählt der große Inder seine Kindheit, schildert er, wie er in London als Student und Anwalt des Rechts der großen Aufgabe seines Lebens entgegenwächst, wie er in Süd-Afrika, aufgewühlt von den Rechtsverletzungen der Engländer, zum Organisator des passiven Widerstands wird, um endlich den weltgeschichtlichen Kampf für die Freiheit Indiens aufzunehmen und zu führen.

Die Autobiographie dieses Mannes, dessen Name gerade jetzt wieder in aller Welt genannt wird, ist eine erschütternde und tiefe Lebensbeichte, wie ihrer wenige je von Menschen irgendeiner Zeit abgelegt worden sind.

GOETHE IM BILDNIS. Herausgegeben und eingeleitet von *Hans Wahl*. Mit 102 Abbildungen. In Leinen M 6.50.

Wie sah Goethe aus? Noch nie ist eine so gründliche und umfassende Antwort auf diese Frage gegeben worden wie in dem von Hans Wahl, dem Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar, herausgegebenen Buche „Goethe im Bildnis".

Nach Goethes eigenen Worten ist die Gestalt des Menschen der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt — um wieviel mehr gilt das für den großen Menschen, für Goethe selbst. Auf hundertundzwei Bildtafeln nun treten uns alle wichtigen Gemälde, Plastiken, Zeichnungen und Schattenrisse vor Augen, in denen er zu so verschiedenen Zeiten und in so mannigfachen Auffassungen festgehalten worden ist: von dem Gemälde aus dem Jahre 1765 bis zu der Skizze, die Friedrich Preller an Goethes Bahre gezeichnet hat. So ist diese umfangreiche, sorgfältig und kritisch ausgewählte Sammlung die beste dokumentarische Beglaubigung der Gestalt des Dichters und zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethe-Biographieen.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.

ALDOUS HUXLEY: KONTRAPUNKT DES LEBENS. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 9.50.

Wie Huxley seine Menschen in diesem Roman bald von oben, bald aus der Froschperspektive, jetzt ruhend, dann im Achtzigkilometertempo sieht, das ist schärfste und zugleich sachlichste Gegenwartskunst. Die Personen werden unter der Führung Huxleys unheimlich lebendig. In diesem Buch geht der Dichter nach den „Parallelen der Liebe" weiter auf dem Wege zu der neuen, unserer Zeit naheliegenden Art des Romans. Huxley erweist sich auch hier wieder als Beobachter ersten Ranges. Er ist klug, er überblickt weite Gebiete der menschlichen Gesellschaft und weiß uns auf eine ganz neue und höchst amüsante Weise zu unterhalten und zu fesseln.

DER PROPHET JONA. Nach Luther. Mit zwölf Radierungen von *Marcus Behmer*. 225 Exemplare auf Zanders-Bütten in Halbleinen M 40.—; 25 Exemplare von unverstählten Platten in Ganzleder M 60.—.

KIN PING MEH oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 14.—.

Mit dieser Übertragung aus dem Urtext hat Franz Kuhn ein Meisterwerk der chinesischen Literatur, eines der bedeutendsten Kulturdokumente des chinesischen Volkes, zum ersten Male in die Weltliteratur eingeführt.

Wann hat Europa seit Marco Polo jemals einen so fesselnden Einblick in chinesische Zustände, in das intimste Privat- und Liebesleben der Chinesen, in die verstecktesten Bezirke der chinesischen Seele getan, wann ist ihm ein so grandioser Querschnitt durch die Struktur der chinesischen Gesellschaft gezeigt worden?

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. 8. Band. Mit 9 Bildtafeln. In Halbleinen M 7.—.

Nach einjähriger Unterbrechung erscheint ein neuer, der 8. Band, des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, aus dessen Inhalt wir die wichtigsten Beiträge namhaft machen: Zehn Briefe Winckelmanns an seinen Verleger Walther. Herausgegeben von *Kurt Gerstenberg*. — *Bernhard Lange:* Goethes Enkel in Leipzig. — *Wilhelm Frels:* Topographie der Goethe-Handschriften. — *Ilse Goslich:* Zelter und seine Verleger. — *Johann Wolfgang Schottländer:* Zelters Beziehungen zu den Komponisten seiner Zeit. — Beethovens Goethe-Kompositionen. Zusammengestellt von *Otto Erich Deutsch*. — *Alexander Bessmertny:* Gottfried Christoph Beireis.

Die Bände 1—7 des „Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg" mit je 4 bis 6 Bildtafeln in Halbleinen je M 6.—. Vorzugspreis aller 8 Bände M 40.—.

EUGEN KÜHNEMANN: GOETHE. 2 Bände. In Leinen M 24.—.

Dieses zweibändige Werk ist die Zusammenfassung der Denkarbeit von drei Jahrzehnten. Es ist so geschrieben, daß es keine Fachkenntnisse voraussetzt und jedem zugänglich ist, der es ernst mit diesen Dingen meint. Ein solches Werk ist mehr als das Werk nur eines Historikers, es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

D. H. LAWRENCE: DER HENGST ST. MAWR. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 7.—.

Die abenteuerliche und merkwürdige Geschichte von Lou Carrington, Tochter einer hundertprozentigen Amerikanerin, und die ihres schönen Rassepferdes „St. Mawr" ist so erregend erzählt, daß man weit zurückdenken muß, um sich eines ähnlichen Eindrucks zu entsinnen.

ANDRÉ MAUROIS: ARIEL oder das Leben Shelleys. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Karl Lerbs*. *Neue Ausgabe mit 12 Bildtafeln*. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

Dies ist keine Biographie im üblichen Sinne. Der Dichter prunkt nicht mit Gelehrsamkeit, er hemmt den lebendigen Lauf der Erzählung nicht durch Anhäufung trockener Tatsachen. Die scheinbar mühelose Leichtigkeit der Schilderung, die Sicherheit des Ausdrucks geben dem Buche seine tiefe Überzeugungskraft. Maurois vermag mit wenigen Sätzen Raum und Atmosphäre, mit wenigen Strichen das Wesen eines Menschen zu gestalten. Klar und gültig ist in diesem Roman das herrliche und tragische Schicksal Shelleys nachgebildet.

12 Lichtdrucktafeln geben die wichtigsten Persönlichkeiten in Shelleys Leben nach den besten zeitgenössischen Bildern wieder.

RAINER MARIA RILKE: BRIEFE aus den Jahren 1906 bis 1907. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. In der gleichen Ausstattung wie die Gesammelten Werke. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

Der Briefe zweiter Teil.

ARTHUR RÜMANN: DAS ILLUSTRIERTE BUCH DES 19. JAHRHUNDERTS IN ENGLAND, FRANKREICH UND DEUTSCHLAND 1790—1860. Mit 235 Abbildungen im Text. In Leinen M 30.—

Alle berühmten Meister der Buchillustration sind mit Proben bedeutender Werke vertreten; daneben wurde auf die Arbeiten wenig bekannter Künstler großes Gewicht gelegt. Auf den 380 Seiten ist eine Fülle interessanter Probleme behandelt. Für Liebhaber und Sammler sind die Zusammenhänge zwischen den Ländern besonders reizvoll; sie finden in diesem Werk ihre Deutung und Darstellung.

ALBRECHT SCHAEFFER: GRIECHISCHE HELDEN-SAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. 2 Bände. In Leinen M 12.—. Einzeln je M 6.—.

Inhalt des 1. Bandes: Sisyfos und die Sisyfiden — Herakles — Theseus — Meleagros und Atalante.

Inhalt des 2. Bandes: Tantalos und die Tantaliden — Aufgang und Untergang Thebens — Jason und die Argonauten — Quellennachweis und Namenregister zu beiden Bänden.

„Meine Aufgabe“, schreibt Albrecht Schaeffer in der Vorbemerkung zur zweiten Folge, „habe ich darin gesehen, die nicht als Ganzes oder zu großen Teilen in Dichtungen gefaßten Stoffe, sondern die in Stücken, in kleinen und kleinsten Splittern durch die frühe Literatur versprengten wiederzugeben.“

KARL SCHEFFLER: HOLLAND. Mit 100 Bildtafeln. M 18.—.

Aus der Landschaft und der Bodengestaltung wird der holländische Mensch, seine Stadtkultur und dann mit feinster Witterung die Erkenntnis seiner großartigen, einzigartigen Malerei gewonnen. Es entstand eine Monographie der künstlerischen und damit bleibenden Werte dieses kleinen Landes, dessen

Wirkung auf Europa ungeheuer war. Es gibt wohl zur Zeit kein Buch, das schneller über Holland orientieren und vor allem vor einer Reise einführen könnte, als dieser neue Scheffler. Zu den schönsten Kapiteln des Buches und zum Besten, was Scheffler überhaupt geschrieben hat, gehören seine Ausführungen über Rembrandt. *Königsberger Allg. Zeitung.*

KARL SCHEFFLER: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. Zweite Auflage. In Leinen M 8.50.

„Das Buch von Karl Scheffler", schreibt Paul Ernst, „ist klassisch nicht nur in seiner Form, sondern auch in seinem Gehalt. Ich habe immer an Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' denken müssen. Ich weiß, daß ich da sehr viel sage; aber ich sage es mit Bewußtsein."

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER: MITTE DES LEBENS. Geistliche Gedichte. In Leinen M 6.—.

Hugo von Hofmannsthal über Rudolf Alexander Schröder: „Schröders Werk steht einheitlich und geschlossen vor uns wie kein zweites im deutschen Sprachbereich. Die Jahrzehnte gehen hin und verändern nichts an diesem Werk, das mit der ersten Gedichtreihe völlig da war, völlig erkennbar — und von niemandem erkannt. „Elysium", die „Zwillingsbrüder" — die „Deutschen Oden", die „Neuen deutschen Oden"; es traten die großen Elegieen dazu, die großen strophischen Gedichte, genannt „Widmungen", die „geistlichen Gedichte". Durch jedes Hinzutretende wird das Ganze stärker, ohne in seinem Aspekt die leiseste Veränderung zu erfahren. Nur von dem, was unter höchsten Gesetzen steht, würde ich solches auszusprechen wagen."

DAVID OCTAVIUS HILL, DER MEISTER DER PHOTOGRAPHIE. Herausgegeben und eingeleitet von *Heinrich Schwarz*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.

So wie wir die Drucke Gutenbergs zu den herrlichsten und vorbildlichsten Schöpfungen der Typographie zählen, so sind die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen Photographieen des schottischen Malers David Octavius Hill (1802—1870) die kostbarsten Zeugnisse dieser Technik, die alles übertreffen, was danach entstand. Als wollte die Photographie in den ersten Stunden ihrer Entstehung alle ihre Möglichkeiten entfalten, die äußerste Grenze schon im Beginn erreichen, so stehen Hills, mit den einfachsten technischen Mitteln geschaffene „Kalotypien" ohne Beispiel und unerreicht am Anfang einer neuen Kunst. Kein anderer hat so wie Hill das Mechanische überwunden, keinem anderen wurde die Photographie so sehr zum Erlebnis seines Schaffens. Hill wandte sich vor allem dem Bildnis zu und schuf in wenigen Jahren eine umfangreiche Sammlung photographischer Bildnisse, womit er die ruhmreiche Reihe der großen englischen Bildnis-Tradition beschließt. Gerade in einer Zeit, da die Photographie mit fast elementarer Gewalt in das künstlerische Bewußtsein eindringt und das Interesse für die historische Entwicklung geweckt ist, verdienen diese einzigartigen Leistungen begeistert gewürdigt zu werden. So wird dieses Buch, das zum ersten Male in einer sorgfältigen Auswahl

achtzig der schönsten Photographieen Hills zeigt, überall des lebhaftesten Beifalls sicher sein.

FELIX TIMMERMANS: DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit vielen Zeichnungen vom Dichter. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. In Leinen M 7.—.

Timmermans erzählt in diesem Buch von den Stammgästen des Gasthofes „Zum Delphin" in der alten schönen flandrischen Stadt Lier, denen die Abende im „Delphin" zu einem Bestandteil ihres Lebens geworden sind. Viel Seltsames und Vergnügliches weiß Timmermans von den Delphinen und ihrem Leben zu berichten, von ihrer Liebe und Kunst, ihren Narrheiten und Leidenschaften, vor allem aber von dem Oberhaupt der „Philosophen von Lier" — dem Vorsitzenden der „Delphine" — dem urwüchsigen Notar Pirruhn und von seiner hartnäckigen Liebe zu Adelaide von Sint-Jan.

KARL HEINRICH WAGGERL: BROT. Roman. 8. Tausend. Kart. 5.50; in Leinen M 7.—.

Dieses Buch reinigt unseren verdorbenen Buchgeschmack, an dieser reinen Dichtung merkt man, wie wir mit Erwartungen, Forderungen, Erfüllungen bescheiden geworden sind. Aber hier ist hohes Maß befriedigt. Wenn ein Buch wie dieses übersehen werden sollte, dann ist an unserem Publikum zu verzweifeln. Denn dieses Buch ist Dichtung, fugenlose Dichtung.

Kurt Münzer in der „Neuen freien Presse".

MARTIN WEINBERGER: WOLFGANG HUBER. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

STEFAN ZWEIG: DAS LAMM DES ARMEN. Tragikomödie in drei Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50.

NEUE BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI:

87. ALBRECHT SCHAEFFER: DIE SAGE VON ODYSSEUS.
115. RAINER MARIA RILKE: DIE SONETTE AN ORPHEUS.
126. JAKOB BURCKHARDT: GRÖSSE, GLÜCK UND UNGLÜCK IN DER WELTGESCHICHTE.
127. MAXIM GORKI: KONOWALOV. Novelle.
134. HUGO VON HOFMANNSTHAL: ALKESTIS. Drama.
301. R. L. STEVENSON: DER SELTSAME FALL VON DOKTOR JEKYLL UND MR. HYDE. Eine Kriminalgeschichte.
334. HANS CAROSSA: DIE SCHICKSALE DOKTOR BÜRGERS.
409. RAINER MARIA RILKE: BRIEFE AN EINE JUNGE FRAU.
410. WILHELM SCHMIDTBONN: DER KLEINE WUNDERBAUM. Zwölf Legenden.
411. ARNOLD ULITZ: BOYKOTT — SCHARLACH. Zwei Schülernovellen.

Vor 1930 sind erschienen:

DICHTER UNSERER ZEIT

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 6.—.

RICHARD BILLINGER: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

— DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

FELIX BRAUN: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier. (995 Seiten.) In Leinen M 12.—.

MARTIN BUBER: ICH UND DU. In Pappband M 5.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— GEDICHTE. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

BUCH DES DANKES FÜR HANS CAROSSA. Mit Beiträgen von: *Paul Alverdes*, *Rudolf Bach*, *Ernst Bertram*, *Richard Billinger*, *Hans Brandenburg*, *Felix Braun*, *Ludwig Curtius*, *Willi Geiger*, *Wilhelm Hausenstein*, *Otto Heuschele*, *Hugo von Hofmannsthal*, *Katharina Kippenberg*, *Alfred Kubin*, *David Herbert Lawrence*, *Max Mell*, *Alfred Mombert*, *Ernst Penzoldt*, *Josef Ponten*, *Albrecht Schaeffer*, *Franz Schoenberner*, *Ludwig Strauß*, *W. E. Süskind*, *Regina Ullmann*, *Stefan Zweig*. Mit zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. In Leinen M 6.—.

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

PIERRE DOMINIQUE: SEINE MAJESTÄT... Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 7.—.

GEORGES DUHAMEL: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilh. Friedmann*. In Leinen M 5.50.

LUC DURTAIN: IM VIERZIGSTEN STOCK. Drei Novellen. (Das Verbrechen von San Franzisko — Die Stadt nach der Idee — Auf dem Wolkenkratzer.) Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. In Leinen M 5.50.

LEONHARD FRANK: BRUDER UND SCHWESTER. Roman. 40. Tausend. Kart. M 4.50; in Leinen M 6.50.

LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 30. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DIE URSACHE Drama in vier Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

— KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

RICHARD FRIEDENTHAL: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

— DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 8.50.

JEAN GIRAUDOUX: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

— EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 10. Tausend. In Leinen M 4.50.

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappband M 4.—.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder*. In Leinen M 5.—.

— GEDICHTE. In Leinen M 4.—.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 53. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 12. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend. In Leinen M 18.—.

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 14. Tausend. In Leinen M 3.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

RICARDA HUCH: MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. 31. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALDOUS HUXLEY: PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 8.50.

RUDOLF KASSNER: DER INDISCHE GEDANKE — VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Zweite Auflage. In Pappband M 4.50.

— DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Leinen M 4.50.

— DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen eines Musikers. Dritte Auflage. In Pappband M 4.50.

— NARCISS ODER MYTHOS UND EINBILDUNGSKRAFT. In Leinen M 6.—.

— DIE VERWANDLUNG. Physiognomische Studien. In Leinen M 5.—.

HARRY GRAF KESSLER: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. Dritte Auflage. In Leinen M 5.—.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 53. Tausend. *Auf Dünndruckpapier*. In Leinen M 6.—.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DIE FRAU, DIE DAVONRITT. Novellen. Aus dem Englischen übertragen von *Else Jaffe-Richthofen*. In Leinen M 7.—.

— DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Leinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

FRANÇOIS MAURIAC: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

— SCHICKSALE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

ALFRED MOMBERT, AEON. Dramatische Trilogie. Zweite Auflage. I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M 3.50.

— DIE BLÜTE DES CHAOS. Gedichtwerk. Neue Ausgabe. In Pappband M 3.50.

— DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. Dritte Auflage. In Pappband M 3.50.

— DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.50.

HENRY DE MONTHERLANT: DIE TIERMENSCHEN. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Hans Kauders*. In Leinen M 7.—.

PAUL MORAND: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

RALPH H. MOTTRAM: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Aus dem Englischen übertragen von *T. Francke*. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 12.—.

GEORG MUNK (PAULA BUBER): DIE GÄSTE. Sieben Geschichten. In Leinen M 6.—.

— IRREGANG. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M 5.—.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). In Leinen M 12.—.

ERNST PENZOLDT: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

RAINER MARIA RILKE: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. 10. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke".

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. 15. Tausend. In der gleichen Ausstattung wie die „Gesammelten Werke". In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DAS BUCH DER BILDER. 34. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE NEUEN GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. 75. Tausend. In Halbleinen M 5.—.

— DUINESER ELEGIEN. In Leinen M 4.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 45. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 31. Tausend. In Leinen M 7.50.

RAINER MARIA RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 8.50.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 12. Tausend. In Pappband M 3.—.

ALBRECHT SCHAEFFER: DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). In Leinen M 8.—.

— DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.
Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobes Opfer — Ballade vom Gerechten — Bruder-Legende — Chrysoforos — Abrahams Opfer.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— HEROISCHE FAHRT. Gedichte. 2. Aufl. In Pappband M 5.—.

— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. In Leinen M 6.—.

— MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

FRANZ SPUNDA: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FELIX TIMMERMANS: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

FELIX TIMMERMANS: PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *A. Valeton-Hoos*. 34. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von *A. Valeton-Hoos*. 15. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

REGINA ULLMANN: GEDICHTE. In Pappband M 3.—.

— DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband M 4.—.

PAUL VALÉRY: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 6.—.

— HERR TESTE. Übertr. von *Max Rychner*. In Halbleinen M 5.—.

— REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer*. Gebunden M 3.—.

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE. DIR. Gedichte und Zeichnungen. 8. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 6.—; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—

VIRGINIA WOOLF: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Roman. In Leinen M 6.50.

— ORLANDO. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

STEFAN ZWEIG: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 48. Tausend. In Leinen M 8.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 7.—.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 70. Tausend. In Leinen M 7.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 85. Tausend. In Leinen M 7.—.
Die drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE“ lieferbar in Leinen zum Preise von M 20.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.

STEFAN ZWEIG: MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.50.

KLASSIKER- UND GESAMTAUSGABEN

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Zehn Bände in Leinen M 90.—; in Leder M 160.—.

— DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

CHARLES DICKENS: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—.
Hiervon erschienen als Einzelausgaben (in Leinen je M 9.—):

— DAVID COPPERFIELD. 22. Tausend.

— DER RARITÄTENLADEN. 16. Tausend.

— DIE PICKWICKIER. 19. Tausend.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. 16. Tausend.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 290.—.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.

GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann*. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

*

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt*. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment, Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50.

GOETHES FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen*. In Leinen M 12.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 23.—24. Tausend. In Leinen M 8.—.

— WILHELM MEISTER. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21.—23. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 57. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.50.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Berechtigte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststedt* 1885 radierten Porträt. 33. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 20. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH VON KLEIST: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHOPENHAUER: SÄMTLICHE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Henning*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

— APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. 42. Tausend. In Leinen M 4.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe in acht Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 65.—; in Leder M 120.—.
Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Als Einzelausgaben erschienen:

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 16. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— LUCIEN LEUWEN. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 6. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Erinnerungen eines römischen Edelmannes — Vanina Vanini — Die Truhe — Der Liebestrank — Der Jude — Die Fürstin von Campobasso — Vittoria Accoramboni — Die Familie Cenci — Die Herzogin von Palliano — Die Äbtissin von Castro — Eine Klostertragödie — Schwester Scholastica. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen (jeder Band in Leinen M 7.50):

— STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend.

— DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 20. Tausend.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 12. Tausend.

— BUNTE STEINE. NACHLESE. 8. Tausend.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite, verbesserte Auflage. In Leinen M 7.—. Gleichzeitig als Ergänzungsband der Gesammelten Werke.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

LEBENDE BÜCHER DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

JOSEPH BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 18. Tausend. In Leinen M 6.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

CHARLES DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 50. Tausend. In Leinen M 5.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 15.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Leinen M 4.50.

GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—.

CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M 6.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt, in Leinen M 7.50.

DER NIBELUNGEN NOT UND KUDRUN (Mittelhochdeutsch). Herausgegeben von *Eduard Sievers*. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M 14.—.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 10.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 11. Tausend. In Leinen M 4.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Halbleder M 7.50.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Tausend. In Leinen M 6.50.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Halbpergament M 15.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

KUNSTBÜCHER, LITERATURGESCHICHTE

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Halbpergament M 12.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 100 Vollbildern. 44. Tausend. In Leinen M 8.50.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 16.—.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.–.

GEORG STEINDORFF: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten – Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

TSUNEYOSHI TSUDZUMI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 125 Abbildungen. In Leinen M 24.—.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 15. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 45. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Vollbildern. 30. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. 20. Tausend. In Halbleder M 14.—.

JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. 6. Tausend. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 12.—.

DEUTSCHE MEISTER

Herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. 10. Tausend. In Leinen M 10.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

WOLFGANG HUBER. Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

IANS MULTSCHER. Von *Kurt Gerstenberg*. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

HILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

ARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

'ETER VISCHER. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BIOGRAPHIEEN, BRIEFE, MEMOIREN

.OU ANDREAS-SALOMÉ: RAINER MARIA RILKE. Mit 8 Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 6.50.

LEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

AROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

ERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V*. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

EGON CONTE CORTI: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 4.50.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS. Herausgegeben von *Hans F. Helmolt*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 12. Tausend. In Leinen M 7.50.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.50.

HENRI MASERS DE LATUDE: FÜNFUNDDREISSIG JAHRE IM KERKER. Denkwürdigkeiten und Briefe. Übertragen von *A. Abues*. Mit 5 Bildtafeln und einem Plan der Bastille. In Leinen M 10.—.

HANS ROGER MADOL: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

OSKAR FREIHERR VON MITIS: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 Bildern. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

EDUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

MUSIK UND MUSIKER

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage, auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter*, *Otto Ubbelohde*, *Leopold Graf von Kalckreuth*, *Max Slevogt*, *Cecile Leo*, *Hans Meid*, *Schwind*, *Menzel* u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.–

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

ROMAIN ROLLAND: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

ARTHUR SCHURIG: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

CHARLES SANFORD TERRY: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einer Einleitung von Prof. D. Dr. *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 15.—.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

DEUTSCHE VERGANGENHEIT. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Vollständig in neun Bänden, in Leinen M 70.—. Jeder Band einzeln, mit 16 Bildtafeln: in Leinen M 9.—.

Vor kurzem ist mit dem Bande „Bauern, Bürger und Hansa" dieses große Werk vollendet worden, dem der Verfasser zehn Jahre hingebender und mühevoller Arbeit gewidmet hat.

„Nicht darauf kommt es an, daß unser Volk wisse, wie sich die deutsche Vergangenheit im Kopfe der heutigen Schriftsteller ersten und letzten Ranges abspiegelt, sondern darauf, daß jeder Deutsche ein ursprüngliches Verhältnis zum Arbeiten, Kämpfen und Erleben seiner Ahnen und Väter gewinne und daß er so, wurzelnd im Nährboden der Vergangenheit, hineinwächst in das ganze deutsche Volkstum und dabei doch immer ein Eigener und Selbständiger sei." *Der Herausgeber.*

Die politische Reihe:

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG / DAS FRANKENREICH / DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER / DIE HOHENSTAUFEN.

Die kulturhistorische Reihe:

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER / DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER / ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN / FÜRSTEN UND RITTER / BAUERN, BÜRGER UND HANSA.

LIEBHABER- UND FAKSIMILE-AUSGABEN ILLUSTRIERTE BÜCHER

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUS-PASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzleder M 125.—; in Halbpergament M 100.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

BLOCKBÜCHER. DAS BUCH VON DEM ENTKRIST. — DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Hergestellt in je 500 numerierten Exemplaren auf handgeschöpftem Papier. In Halbpergament: Entkrist M 55.—; Defensorium M 45.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Taus. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergt. M 14.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Schweinsleder M 32.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethenationalmuseum. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens*. Nr. 1—75 auf Japanpapier in Maroquinhandband M 80.—; Nr. 76—200 auf Büttenpapier in Halbpergament M 30.—.

— DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck, in 320 numerierten Exemplaren. Mit Supplementband. In Mappen M 3300.—; in weißem Schweinslederhandband M 3500.—. Sonderankündigungen stehen unberechnet, Probeblätter zum Preise von je M 15.— zur Verfügung.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Leder M 32.—.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 20.—; in weißem Schweinsleder M 32.—.

DIE DRUCKE DER CRANACH-PRESSE ZU WEIMAR

GOERTZ, MAX: GEDICHTE. In 300 Exemplaren gedruckt, von denen 250 in den Handel gelangen. In Pappband M 10.—.

— ZWEI NOVELLEN. Als Manuskript in 60 numerierten Exemplaren gedruckt, von denen 30 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 40.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DER TOD DES TIZIAN. Zweifarbiger Handdruck in 225 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

RILKE, RAINER MARIA: GEDICHTE. Liebhaberausgabe in vier Bänden. Die Auflage beträgt 200 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, 20 von I—XX numerierte auf Japan und 5 mit A—E bezeichnete auf Pergament.
Preise der drei Ausgaben:
a) 5 mit A—E bezeichnete Exemplare auf Pergament in Pergamentkasten. Jeder Band M 950.—;
b) 20 von I—XX numerierte Exemplare auf Japanpapier. Jeder Band in Leder M 150.—;
c) 200 von 1—200 numerierte Exemplare auf Maillol-Kesslerschem handgeschöpftem Büttenpapier. Jeder Band in Halbpergament M 80.—.

Inhalt der vier Bände: I. Band: Erste Gedichte — Frühe Gedichte — Die weiße Fürstin. II. Band: Das Buch der Bilder — Das Stunden-Buch — Requiem (Für eine Freundin — Für Wolf Graf von Kalckreuth — Für einen Knaben). III. Band: Neue Gedichte (beide Teile) — Das Marienleben — Duineser Elegien. IV. Band: Die Sonette an Orpheus — Letzte Gedichte — Gedichte aus dem Nachlaß — Gedichte in französischer Sprache (Les Vergers — Les Fenêtres — Les Roses).

SHAKESPEARE: HAMLET. Übersetzt und eingerichtet von *Gerhart Hauptmann*, gesetzt und auf der Handpresse gedruckt unter Leitung von *Harry Graf Kessler*. Mit 75 Figurinen und Holzschnitten von *Edward Gordon Craig*. Ausgabe I: 230 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten in Halbpergament-Mappe M 280.—; in Maroquin M 350.—. Ausgabe II: 17 Exemplare auf Japan mit je 2 Sonderabdrucken der Holzschnitte, in Halbpergament-Mappe M 800.—; in Maroquin M 1000.—. Ausgabe III: 8 Exemplare auf Pergament mit je 3 Sonderabdrucken der Holzschnitte, in Ganzpergament-Mappen M 2000.—; in Maroquin M 2200.—.

VERGIL: ECLOGEN. In der Ursprache und Deutsch. Übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. Mit 43 Holzschnitten von *Aristide Maillol*. Einmalige Auflage: Ausgabe I: 250 Exemplare auf Hanfpapier, in Halbpergamentmappe M 220.—, in Maroquin M 280.—. Ausgabe II: 36 Exemplare auf besonderem, aus reiner Chinaseide hergestelltem Papier, in Halbpergamentmappe M 800.—, in Maroquin M 875.—.

DIE DRUCKE DER ERNST-LUDWIG-PRESSE

SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe in 16 Bänden. Textrevision von Prof. Dr. *Friedrich Brie* in Freiburg i. Br. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 100.—; in Maroquin M 150.—.
Bisher sind Band I—V erschienen; die weiteren folgen.

HARTMANN VON DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren, von denen 100 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 35.—.

FRÜHE DEUTSCHE DICHTUNG. Den Text besorgte *Hans Naumann*. Hergestellt in 135 numerierten Exemplaren, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 75.—; in Maroquin M 120.—.

DER NIBELUNGE NOT. Mittelhochdeutsch. In zwei Bänden. 135 Abzüge, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 150.—; in Maroquin M 240.—.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES

Elfter Jahrgang. Vier Hefte zum Preise von M 3.—;
in Leinen M 5.—.
Einzelheft M 1.—.
Das „Inselschiff" unterrichtet fortlaufend über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Vollständiges Verzeichnis unberechnet.

Die hier aufgeführten Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen; wo solche nicht vorhanden ist, wende man sich an den Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7), der auch ausführliche Sonderankündigungen einzelner Werke auf Wunsch zur Verfügung stellt.

INHALT

BILDER-VERZEICHNIS

Den Umschlag zeichnete Willi Harwerth.

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig


APR
N. MANC
INDIA
Digitized by Google

